Jugendbibliothek
Paed. Pr.
1693
(18)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Jugend-
# Bibliothek.

Fortgesetzt

von

Franz Seraph Häglsperger.

---

Achtzehntes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

---

München, 1837.

Bei Jakob Giel.

J. Voltz inv. J. Hutter sc

Malchus bereitet sich zur Flucht.

# Hyacinthen.

Lesefrüchte und Originalien

für

Freunde christlich-erbaulicher Erzählungen.

Herausgegeben

von

Franz Seraph Häglsperger.

Mit einem Kupfer.

München, 1837.
Bei Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Hyacinthen.

Laß toben draußen in der Lüfte dunklen Räumen
Des Winters Zorn, laß schütteln ihn des Sturmes Schwingen.
Umsonst! In eitel Nichts muß seine Wuth zerschäumen,
Kann nie in deines Herzens stilles Heilthum dringen;

Hältst anders du besorgt des Herzens Thür verschlossen,
Und pflegst des Herrn du d'rin in Lieb und frommen Freuden.
Ein Garten, wunderschön, wird bald in dir ersprossen,
Und süsser Friedensduft sich ringsumher verbreiten.

Doch mehr, denn aller Blumen zarter Schmelz, entzücken
Der Hyacinthen Reih'n und ihrer Düfte Wogen,
Im engen Raum so sanft, so süß dahingezogen.

Hast du wohl Lust, den süßen Blumenflor zu pflücken?
So nimm und lies, und eil', die Tugend zu umfangen
Mit hochbegeistertem, mit heiligem Verlangen.

## Inhalt.

Seite

1. Die Prüfung . . . . . . . . . . . 1
2. Der Findling . . . . . . . . . . . 33
3. Angelica Caggioli . . . . . . . . . . 51
4. Die unverhofft strafende Vorsehung . . . . . . 73
5. Die Kraft des Gebetes . . . . . . . . 77
6. Der Beruf . . . . . . . . . . . 80
7. Ein Freitag aus dem Leben eines christlichen Hausvaters . . . . . . . . . . . . 114
8. Das Christkindlein . . . . . . . . . . 144
9. Malchus, oder: Nicht dein Eigensinn, sondern Gottes Ruf sey stets dein Leitstern! . . . . . . . 180

Seite

10. Eine Geschichte, die manchen Christen beschämen dürfte 245

11. Schicksal einer Verführten . . . . . . . 248

12. Der Neujahrswunsch . . . . . . . . 261

13. Adelheid, die Gemahlin Otto's I. . . . . . 277

## 1.

# Die Prüfung.

(Eine japanesische Geschichte.)

Als im sechzehnten Jahrhundert das Evangelium sogar in Japan verkündet wurde, war unter den 66 sogenannten Königreichen, woraus damals Japan bestand, der König von Bungo einer der ersten und eifrigsten Beschützer der christlichen Lehre, ohne jedoch selbst Christ zu werden. Er hatte Geist, ein nüchternes Urtheil und Liebe zur Wahrheit, hörte gern die christlichen Prediger und gab ihnen seinen Beifall. Allein es vergingen viele Jahre noch, bevor er sich entschließen konnte, seine Ueberzeugung auch öffentlich kund zu geben. Eine der Ursachen dieses langen Verzugs war seine Gemahlin, eine unversöhnliche Christenfeindin, der man daher den Namen Jezabel gab. Während der König angelegen nach Wahrheit suchte, die Christen auf alle Weise schützte, und selbst seinem Sohn gestattete, Christ zu werden, der sich Dom Sebastian nannte, suchte die Königin alle Gelegenheit auf, dem christlichen Namen entgegen zu arbeiten, und ihn wo möglich zu vertilgen.

Sie hatte einen Bruder, Schikakata genannt, der für einen der mächtigsten und reichsten Fürsten von ganz Japan gehalten wurde. Er war Gouverneur über drei Königreiche, und hatte dreißig tausend Vasallen unter

sich, die im Frieden und Kriege zu seinem Dienste bereit standen, so daß er für die zweite Person im Reiche galt. Nur eines fehlte zu seinem irdischen Glücke, nämlich ein Erbe dieser großen Güter.

Als er einst am Hofe zu Miaco, der alten Hauptstadt von Japan und der Residenz des Dairi, Geschäfte hatte, sah er einen Knaben von sieben Jahren, der ihm wegen seines trefflichen Verstandes und seiner ausgezeichneten Leibesgestalt ungemein wohl gefiel. Dieß war ein Sohn eines Cunis oder Staatsraths des Dairi. Schikakata fragte diesen Cunis, ob er es ihm nicht zugestehen wolle, daß er seinen Sohn an Kindesstatt annehme und ihn zum Erben aller seiner Besitzungen mache? Der Vater ging diesen Antrag mit Freuden ein, übergab ihm sogleich seinen Sohn, welchen der Fürst nach Bungo mitnahm, und ihm den Namen Schikatora gab. Man lehrte ihm gleich lesen, schreiben, malen, Gesang und Musik, übte ihn im Reiten und in den Waffen. In allen diesen Künsten machte er solche Fortschritte, daß sich seine Lehrmeister verwunderten und bezeugten, von ihrem Zöglinge übertroffen zu werden.

Der König und die Königin von Bungo waren für den jungen Menschen ungemein eingenommen, so daß sie alsbald auf den Gedanken verfielen, demselben einst eine ihrer Töchter zu vermählen. Dieser Gedanke gefiel der Königin Bruder gar wohl, und es wurde der förmliche Vertrag gemacht, daß nach Erreichung des gehörigen Alters unter den beiden Verlobten die Ehe sollte geschlossen werden.

Als Schikatora sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, führte ihn sein nunmehriger Vater nach Vosuqui, wo der königliche Hof war. Eines Tages besuchte

dieser mit seinem königlichen Schwager den Pater Cabral, wobei sie auch von dem Adoptiv-Prinzen begleitet wurden. Bei dieser Gelegenheit hörte der Prinz eine Anrede des Paters, die einen ungemeinen Eindruck auf ihn machte. Die großen Wahrheiten unserer Religion ergriffen ihn und erweckten die Begierde in ihm, dieselbe vollständig kennen zu lernen. Er kam auch wirklich öfter zu P. Cabral, um sich über sein Seelenheil zu besprechen. Der Vater war nicht unzufrieden damit, wohl wissend, daß es auch dem Könige nicht mißfalle, der sogar seinem Sohne ein Christ zu werden gestattete.

Als Schikatora sechzehn, und die Prinzessin dreizehn Jahre alt waren, war nun ernstlich von der wirklichen Vermählung der Verlobten die Rede. Da entdeckte der Prinz dem P. Cabral sein Vorhaben, ein Christ zu werden. Dieser war sehr erfreut, und bestärkte ihn in seinem Entschluß; zugleich trug er einem seiner Geistlichen, mit Namen Johannes, der ein geborner Japanese war, auf, den Prinzen zu unterrichten. Es währte aber nicht lange, als man aus dem oftmaligen Besuche des jungen Geistlichen vermuthete, was vorging, und wovon man auch alsbald bei Hof Anzeige machte.

Die Königin berief sogleich ihren Bruder, und erklärte ihm: wenn Schikatora, wie sie vernehme, ein Christ werde, so wolle sie ihn weder für einen Enkel erkennen, noch ihm ihre Tochter zur Ehe geben. Durch diese Drohung eingeschüchtert berief er den Prinzen in sein Cabinet, und befragte ihn, ob er wirklich ein Christ werden wolle. Dieser antwortete ganz freimüthig: dieß sey allerdings sein Vorhaben, und er hoffe, der Vater werde zu den vielen andern Wohltha-

ten auch diese hinzuthun, ihm zu einem ewigen Glücke verhülflich zu seyn. Der Vater, als ein Heide, fand an diesen Reden keinen Geschmack, und stellte ihm vor, wie sehr er sich selber schade, wenn er auf diesem Entschlusse verharre: die Königin werde das so vortheilhafte Eheverlöbniß hintertreiben, er selbst sehe sich bemüßiget, ihn von Hof zu verjagen und nach Miaco zurückzuschicken, wo er, aller gehofften Würden und Güter beraubt, im Privat-Stande werde leben müssen, da er doch einer der Mächtigen Japans seyn könnte, wenn er sein Glück zu brauchen wüßte. Diese Vorstellungen würden jeden Andern wankend gemacht haben; Schikatora aber antwortete: »Ich habe alle »diese Folgen vorausgesehen, und unter allen genann»ten Uebeln keines so sehr gefürchtet, als in die Un»gnade dessen zu fallen, der mich an Kindes-Statt an»genommen, und überdieß eine so unschätzbare Verbin»dung zu Stande gebracht hat. Diese Furcht hat »lange mein Vorhaben bestritten und mein Gemüth »unschlüßig gelassen; allein die Liebe zu Gott hat end»lich über jede weltliche Rücksicht den Sieg erhalten. »Ich würde nicht verdienen, dein Sohn zu heißen, »wenn ich meine Pflicht vergäße, meinen Gott verließe »und so blind wäre, mit dem Verluste meiner Seele »zeitliches Glück erkaufen zu wollen; ich bitte dich viel»mehr, als ein wahrer Vater mein Vorhaben zu un»terstützen, und in Ermanglung zeitlicher Güter mir »zur Erlangung der ewigen förderlich zu seyn. Uebri»gens ist nichts in der Welt im Stande, mich »von meinem Entschluß abzubringen. Ich bin »bereit, nach Miaco zurückzukehren, wobei mir das »Einzige schwer fallen wird, von einem Fürsten ge»trennt zu seyn, der mir so ausserordentliche Zeichen

»seiner Gewogenheit gegeben hat; aber Gottes Ge-»bot überwiegt Fürsten Gebot.«

Diese männliche Antwort ergriff des Vaters Herz und preßte ihm Thränen aus. Er konnte seinen innersten Beifall dem nicht verweigern, was er äußerlich verwerfen zu müssen glaubte. Die Liebe, die er zu dem Jüngling hatte, machte es ihm schwer, denselben zu entlassen, und gleichwohl sah er sich gedrungen, sich seiner zu entledigen. Bei so widerstreitenden Gefühlen glaubte er am sichersten zum Ziele zu kommen durch ein planmäßig hartes Verfahren, welches, beharrlich fortgesetzt, dem jungen Menschen die fernere Begierde, ein Christ zu werden, verleiden sollte. Er verschloß ihn daher in seiner Wohnung, und verbot dem japanesischen Geistlichen, ihn ferner zu besuchen. Er begegnete ihm stets mit ernster Miene, sprach wenig mit ihm, und allezeit im streng gebietenden Tone. Da aber keine Aenderung erfolgte, so schickte er ihn in das Gebiet Buggen, wovon er Gouverneur war, und gestattete Niemanden den Zutritt, der ihn in seinem Vorhaben bestärken konnte. In diesem Verwahrsam suchte der Prinz seine Unterhaltung mit Gott, und sein einziges Verlangen war, getauft zu werden. Nur über etliche Glaubenspunkte wünschte er noch Aufschluß von P. Cabral, der seinerseits eben so besorgt war, eine Gelegenheit ausfindig zu machen, um dem Gefangenen einen Brief in die Hände zu spielen. Nach vielen Versuchen gelang es endlich durch einen treuen Japanesen, den Brief ihm zu behändigen, worin der Pater ihn zur Beharrlichkeit in seinem Entschlusse ermahnte. Schikatora ward hiedurch sehr getröstet und ermuthiget, und gab zur Antwort: »er habe zwar sehr viel auszustehen, aber nichts thue ihm so wehe,

als daß er noch der Taufe entbehre; sehnlichst verlange er nach dieser Gnade, und bitte Gott und die heilige Jungfrau täglich darum, was er auch sogleich nach seiner Befreiung zu erhalten hoffe. Uebrigens solle der Pater seinetwegen unbesorgt seyn, da weder Drohungen noch Verheißungen im Stande seyn werden, sein Vorhaben einstellig zu machen.«

Nach Verlauf einiger Monate glaubte der Fürst, das harte Verfahren werde den Prinzen mürbe gemacht haben, und wollte nun die Probe des Erfolgs sehen. Zu dem Ende schickte er neunzig Pferde ab, um ihn wieder nach Vosuki feierlich zurückzugeleiten. Als sich der Verbannte der Stadt näherte, zog ihm der ganze Hof entgegen, weil man ihn schon als den Eidam des Königs betrachtete. Schikakata empfing ihn mit so viel Zärtlichkeit, als je ein Vater seinem Lieblinge erweisen kann; ja selbst die Königin bezeigte ihm tausend Liebkosungen.

Allein dieß alles machte wenig Eindruck auf das Gemüth des Jünglings, der darin nur Fallstricke seines Glaubens sah. Sein größtes Verlangen war, den P. Cabral zu sehen, von dem er vernommen, daß er sich in der Stadt befinde. Alsbald verfügte er sich heimlich zu ihm, und fühlte eine unaussprechliche Freude beim Wiedersehen dieses seines geistlichen Vaters. Er warf sich ihm zu Füssen, und beschwor ihn unter häufigen Thränen, ihm die heilige Taufe zu ertheilen. Doch vertröstete ihn der Pater auf eine spätere Zeit, indem er ihm vorstellte, daß er noch einiger Unterweisungen bedürfe. Er fügte noch bei: »Gott wird Euch »in kurzer Zeit die Gnade der Taufe gewähren; aber »machet Euch noch auf harte Anfälle gefaßt, die nicht »ausbleiben werden; das Reich der Himmel ist mehr

»werth, denn alle Reiche Japans; und solltet Ihr eine »zeitliche Krone verlieren, so würdet Ihr dafür eine »ewige gewinnen.«

Durch diese Reden gestärkt, kehrte er in den Pallast zurück. Kaum angelangt, ward er sogleich vor seinen Pflegvater gerufen, der ihn ungefähr auf diese Weise anredete: »Ich ließ dich wieder hieher kommen, daß »du die so ehrenvolle Verbindung mit der längst ge»wählten Braut eingehen mögest. Die ganze königliche »Familie erwartet mit Ungeduld den Augenblick der »Vermählung, und ich bin der Hoffnung, du werdest »die Größe deines Glückes zu schätzen wissen.« Schikatora machte hierauf eine tiefe Verbeugung, und legte den herzlichsten Dank für diese ihm vermeinten Güter ab, setzte aber hinzu: »Wenn ich eine Krone »mit dem Verluste meines Heiles erkaufen muß, kann »ich mich zu diesem Kaufe nicht entschließen. Man er»laube mir ein Christ zu seyn, und ich bin zu allem »bereit, was man von mir verlangen wird.«

Schikakata, durch diese Antwort aufs Neue beleidiget, ließ den Prinzen in ein Zimmer verschließen, und gestattete keinem Christen den Zutritt. Dann schickte er an P. Cabral einen seiner Edelleute mit dem Ansinnen, er solle seinen Sohn vermögen, ihm als seinem Vater zu gehorchen; »denn das Gesetz, so er predige, verbinde ja die Kinder zum Gehorsam gegen die Eltern.« Der Pater merkte wohl, wohin die Absicht des Fürsten gehe, und, um ihn nicht zu beleidigen, schrieb er an den Prinzen, »daß er verbunden sey, seinem Könige und seinem Vater, obwohl sie Heiden sind, in allem, was dem Gesetze Gottes und seinem Seelenheile nicht zuwider ist, zu gehorchen; daß dieser Gehorsam so weit gehe, sogar sein Leben

für sie zu geben.« Wie der Jüngling diesen Brief gelesen, weinte er, küßte den Brief, und legte ihn aufs Haupt und in den Schooß, was nach japanesischer Sitte das Zeichen der Ehrerbietung ist. Hierauf ließ er seinem Vater sagen, er wolle alles genau in Ausübung bringen, was ihm P. Cabral in diesem Briefe anbefohlen habe. Diese Anwort hat den ganzen Hof erfreut; denn man sah darin nur die Willfährigkeit des Prinzen, und bewunderte den Gehorsam, den die Christen ihren Hirten leisten. Allein es zeigte sich nur zu bald, wie eitel dieser Trost war, indem sich der Entschluß des Prinzen, das Christenthum anzunehmen, entschiedner als je zeigte.

Da also die Härte nichts vermochte, begann der Fürst das entgegengesetzte Verfahren, das der Tugend weit gefährlicher seyn muß. Der Jüngling wurde in den Strom des wollüstigen Hoflebens hineingeworfen und allen Gefahren der Jugend preisgegeben. Absichtlich wurden Schlingen gelegt, alle Sinnengenüsse ihm angeboten, um seine Gesinnung zu verkehren. Allein sein schützender Engel verließ ihn nicht, und er ging unverletzt und siegreich aus allen Gefahren hervor. Da alle menschlichen Mittel vergeblich waren, so suchte man auch noch bei den Schwarzkünstlern Hülfe, die denn auch wirklich, weiß Gott durch welche Mittel, ein schreckliches Gepolter veranlaßten. Eine Menge Steine flog in sein Zimmer und die schrecklichsten Zerrbilder wurden sichtbar. Doch die Wirkung war ganz entgegengesetzt jener, die man beabsichtigte. Schikatora glaubte nämlich, böse Geister hätten Gewalt über ihn, weil er die Taufe noch nicht empfangen hatte, und sein ungeduldiges Verlangen nach diesem Heilbad erstieg jetzt den höchsten Grad. Ohne Verzug schickte

er drei seiner Edelknaben, die auch Christen werden wollten, zu P. Cabral, und beschwor ihn im Namen Gottes, ihnen die Taufe nicht länger vorzuenthalten. Der Pater sah wohl ein, welches Ungemach für seinen Täufling, und nicht unwahrscheinlich auch für ihn selbst daraus entstehen würde; doch in Betracht des feurigen Verlangens des Prinzen glaubte er dasselbe nicht länger mehr auf die Probe setzen zu dürfen. Er führte ihn demnach in die Kirche, und ertheilte ihm unter allen kirchlichen Ceremonien das Sakrament der Wiedergeburt. Unter mehrern ihm vorgelegten Namen hatte der edle Täufling sich den Namen Simon gewählt, welchen Namen er von nun an auch in dieser Erzählung führen wird. Daß eine unbeschreibliche Freude sein Herz durchströmte, verrieth sich in seinem Angesicht und in seinen Reden, wo er unter Anderm auch zu P. Cabral sagte: »er habe auf dieser Welt nur noch einen Wunsch, nämlich daß ihn Gott eher aus diesem Leben wegnehme, als er seiner Unschuld verlustig werde.«

Dom Simon machte von seinem neuen Glauben im Pallaste so wenig ein Geheimniß, daß er mit dem Rosenkranze am Halse daselbst herumging, so wie er keine Gelegenheit versäumte, in die christliche Kirche zu gehen, um der Messe beizuwohnen. Als der Vater dieß bemerkte, ward er vom größten Unwillen erfüllt, und machte ihm, zwar nicht in eigner Person, weil er seiner nicht mächtig zu bleiben fürchtete, sondern durch einen seiner Edelleute herbe Vorwürfe über die Verachtung des väterlichen Willens, und bedrohte ihn, falls er die christliche Kirche noch einmal besuche, seine ihn begleitenden Diener zu tödten, und ihn nach Miaco zurückzuschicken. Der Prinz gab die bescheidne, aber

feste Antwort: »er wolle mit Gut und Blut seinem Vater gehorsam seyn in Allem, was nicht dem göttlichen Gesetze zuwider ist; aber seine Klugheit und Gerechtigkeit werde nicht verlangen, daß er seinen Willen dem Willen des höchsten Königs vorziehen solle, als welcher ihn zur Beiwohnung der göttlichen Geheimnisse verbinde.« Der Fürst über diese Antwort mißvergnügt, nahm den Prinzen zum dritten Male in Verwahrsam. Doch fand dieser Mittel, obschon aller Verkehr mit Freunden abgeschnitten war, P. Cabral von seiner Lage in Kenntniß zu setzen, der auch dem Vielgeprüften Trost und Muth zu neuen Versuchungen beizubringen wußte. Denn auf Anstiften der Königin versuchten beinahe alle Edle am Hofe ihre Beredsamkeit an dem Prinzen, um seine Treue zu erschüttern. »Tochtermann des Königs,« »erster Rang im Reiche,« »Herrschaft über zwanzig tausend Vasallen,« »Erbschaft der ungeheuern väterlichen Güter« ꝛc. mußten immer als Hauptgeschütz gegen diese Festung dienen. Allein unbewegt stand er da wie ein Fels in den Fluthen. Kaltblütig gab er jederzeit zur Antwort: er wolle lieber ein Christ, als Kaiser von Japan seyn. Man staunte ob solcher Festigkeit. Selbst der Vater konnte ihm seine Bewunderung und Hochachtung nicht versagen. Noch einmal besprach er sich mit seiner Schwester, der Königin, und Beide wurden des Schlusses, sich noch einmal des P. Cabral zu bedienen, um zum Zwecke zu kommen. Im Namen des Fürsten kam demnach zu diesem ein Mann, der sich über folgende Punkte beklagte: Erstens, daß er seinen Sohn zu einem Christen gemacht habe, und daß selber seitdem unbeugsam und ungehorsam geworden sey: Zweitens, daß er dem Prinzen gestatte, oft in die Kirche zu kommen,

einen Rosenkranz an dem Hals zu tragen, wodurch selber sich der Verachtung aussetze: Drittens, daß der Prinz als ein Christ ein Feind der vaterländischen Güter seye, die Tempel vertilgen, und folglich auch alle daraus fließenden Einkünfte, die beträchtlich seyen, verlieren müßte. Der Pater möge also seinem Sohne rathen, in dem Glauben seiner Väter zu verharren; große Begünstigung würde daraus für die übrigen Christen erfolgen, wo aber nicht, so hätte er alles Schlimme von dem Zorne des Fürsten zu gewarten.

P. Cabral hat sich hierauf folgendermaßen verantwortet: Den ersten Punkt betreffend wundere er sich, daß der Fürst die Unterweisung des Prinzen in der christlichen Religion übel nehme, da ja er selbst den Jüngling zu ihm geführt, und ihn zu unterrichten gebeten habe. Er solle ein Kind nicht ungehorsam und rebellisch nennen, wenn es Gottes Befehl höher als den eines Menschen achte. Er selbst würde einen Unterthan zum Tode verurtheilen, der auf Befehl seines Vaters den Befehl seines Fürsten überträte. — Den zweiten Punkt belangend, gereiche der christliche Glaube seinem Sohne nicht zur Schande. In Miaco seyen Fürsten und Herren ersten Ranges, die sich daraus eine Ehre machen; die Könige von Omura und Tosa, der königliche Prinz Dom Sebastian ꝛc. glauben ihren Adel nicht beschimpft zu haben, weil sie das Christenthum angenommen; in Europa gebe es größere und mächtigere Könige als der Kaiser von Japan selbst, die sich eine Ehre daraus machen, die Kirchen betreten, und die göttlichen Geheimnisse mitfeiern zu können. Dom Simon sey nicht verbunden, den Rosenkranz am Halse zu tragen, er könne guter Christ seyn, wenn er selben auch verborgen halte. Hinsicht-

lich des dritten Punktes sey die Sache noch nicht so weit gekommen, und sollten auch alle Tempel der Götter niedergerissen werden, so würde doch der Staat keinen Schaden davon nehmen. Nobunanga habe die Bonzen getödtet, ihre Tempel in Asche gelegt, und dennoch haben ihre Gottheiten keine Rache geübt, und er sey doch der allvermögende Beherrscher Japans. Was endlich des Fürsten Begehren betreffe, seinem Sohne den christlichen Glauben zu widerrathen, so erlaube dieses seine Gott gelobte Treue nicht. Ehe er sich dazu verstehe, mögen lieber alle Kirchen der Christen niedergebrannt, und alles Blut aus seinen Adern gezogen werden. Der Fürst möge nur seinem Sohne freie Religionsübung gestatten, und er werde ihn biegsamer und gehorsamer finden, als alle seine Unterthanen.

Mit dieser Antwort begab sich Schikakata wieder zu seiner Schwester, der Königin, die darüber fast rasend wurde. Man müsse, sagte sie, mit Beiden nicht viel Umstände machen, wenn sie sich nicht fügen, so sey nur zwischen Tod und Verbannung die Wahl. Allein die neuerdings angewendete Drohung, die Christen und ihre Kirchen zu Grunde zu richten, fruchtete so wenig, als die Verheissung, selbe mit Gunstbezeigungen zu überhäufen. P. Cabral wich keinen Finger breit von Treue und Glauben. Darum wurde nun wirklich dazu geschritten, die Drohung in Ausführung zu bringen. Doch sollte mittlerweile auf das Gemüth des gefangenen Prinzen noch ein Sturm versucht werden, der diesesmal in einer sehr verfänglichen Schlinge bestand. Man wußte nämlich den Edelmann zu gewinnen, dessen sich Dom Simon zur Ueberlieferung seiner Briefe an P. Cabral bediente, der, obschon Heide, sich dennoch bisher immer als ein treuer

Diener gezeigt hatte. Nun begann er einmal bei einem Besuche, wie er dem Prinzen öfter machte, auf folgende Weise: »Es fällt mir schwer, mein Herr, »Euch eine Zeitung bringen zu müssen, die Euch große »Schmerzen verursachen wird. Der Fürst, Euer Va»ter, wird heute oder morgen die Kirche der Christen »verbrennen, und sie alle sammt den Geistlichen tödten. »Da er keine Kinder hat, so scheut er auch den Zorn »des Königs und selbst den Tod nicht, wenn er sich »nur an diesen Vätern rächen kann. Ich habe densel»ben eben Nachricht davon gegeben, und hinzugesetzt, »daß Ihr, mein Herr, entschlossen seyd, standhaft in »der angenommenen Religion zu verharren, Kirchen zu »bauen, und den christlichen Glauben auf alle Weise »zu heben, wenn Ihr einmal in den Besitz der Gewalt »gelanget. Die Väter antworteten mir, daß, wenn »Ihr wirklich diese Entschlossenheit habt, Ihr Euere »Religion wohl verbergen und Euch begnügen könnet, »den Glauben im Herzen zu haben, ohne ihn öffent»lich zur Schau zu tragen. Die Gefahr, worin sie »sich und alle Christen befinden, ist so groß, daß Ihr »Euch, um sie zu erhalten, wohl auf einige Zeit ver»stellen könnet; ja, sagten sie, Ihr seyd sogar im Ge»wissen dazu verbunden. Da nun der Fürst morgen »seinen Entschluß werkstellig machen will, so möget »Ihr Euch gegen selben erklären, um so das Unheil »abzuwenden. — Dieß ists, mein Herr, was ich Euch »im Namen des P. Cabral zu sagen habe. Nun »könnet Ihr Euch entschließen, ob Ihr alle Geistliche »und die Christen zu Grunde gehen lassen wollet.«

Diese Mittheilung versetzte den Jüngling in die schrecklichste Verwirrung. Er zweifelte nicht an der Wahrheit der Aussage; denn sie war durch seinen Ver=

trautesten bekräftigt, durch den seine Gemeinschaft mit den Vätern unterhalten wurde. Andererseits fürchtete er gegen Gott treulos zu handeln, wenn er diesem Rathe folgte; und Aufklärung zu erhalten, fehlte die Zeit. Wie man in großer Noth nach oben blickt, so that auch er; er warf sich in seinem Zimmer nieder, weinte und flehte zu Gott. Es verging Stunde nach Stunde, und es kam zu keinem Entschluß. Der Rathgeber aber flüsterte: »Vielleicht heute noch wird der Befehl »des Fürsten vollzogen — und auf wen fällt die »Schuld?« — Von diesem Gedanken bewältiget schreibt er endlich seinem Vater: »Er wolle all sein Mögliches thun, um ihn zu befriedigen.« Das war wieder ein Augenblick des Triumphs bei Hof und bei allen Verehrern der Götter. Denn der Ruf verbreitete sich allenthalben: »Schikatora habe dem Glauben abgesagt.« Doch es währte nicht lange, so fand der Prinz ein Mittel, dem P. Cabral von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, wobei er auch sanfte Klage führte über den Befehl, den ihm der Pater durch seinen Vertrauten zugeschickt habe. Dieser aber ließ ihm hierauf sagen: »was man ihm beigebracht habe, sey lauter Erdichtung; seinen Glauben könne man niemals verbergen, welches Unglück immer daraus entstehen möge. Sollten die Feinde der Religion zwei Jesuiten tödten, würden an ihrer Stelle dreißig andere aus Indien kommen.« Der von Schmerz zermalmte Prinz schrieb hierauf einen zweiten Brief an seinen Vater, worin er bekannte: »daß er Christ sey, und es bis zum Tode seyn werde; der Fürst könne ihm zwar das Leben nehmen, oder nach Miaco zurückschicken, ihn aber dadurch nie verhindern, die angenommene Religion öffentlich zu bekennen. Sollte er aus dieser Wohnung vertrie-

ben werden, so hoffe er von den Vätern aufgenommen zu werden, und er sey entschlossen, in ihre Gesellschaft zu treten.«

Dieser Brief setzte den Hof in Erstaunen, den Fürsten selbst aber in Wuth. Nun beschloß er im Ernste, die Christen und die Missionäre zu tödten. Sogleich bot er eine ansehnliche bewaffnete Schaar auf, befahl zweien von Adel, P. Cabral zu erstechen, und zehn andern, den Frater Johannes, weil er seinen Sohn unterrichtet hatte, in Stücke zu hauen. Den übrigen Soldaten, die theils zu Fuß, theils beritten waren, gab er Befehl, alle Christen zu tödten, ihre Kirche zu plündern und in Asche zu legen.

Als die Väter diesen Beschluß vernahmen, verfügten sie sich in die Kirche, warfen sich vor der göttlichen Majestät auf die Erde, und opferten sich dem Allerhöchsten auf; brünstig betend erwarteten sie den Tod, als die Frucht ihrer Arbeit und die Vollendung ihres Sieges. Nicht lange harrten sie im Gebete, als eine Menge wohl bewaffneter Männer herangezogen kam, und die Kirche umringte. Aber dieß waren nicht die Feinde, sondern christliche Edelleute, welche auf die Nachricht von der Gefahr der Väter herbeikamen, um mit ihnen die Marterkrone zu theilen. Sie hatten zum Zeichen ihrer Freude ihre Feierkleider angezogen, gerade als ob sie zu ihrem Hochzeitfeste gingen. P. Cabral stellte ihnen vor, daß der Schlag nur auf ihn und seine Genossen abgesehen sey, und bat sie öfter, sich zurückzuziehen; denn es würde üble Folgen haben, wenn die Heiden sie hier mit den Waffen anträfen. Die Christen entgegneten: »Wir haben uns nicht versam»melt, um Euch, ehrwürdige Väter! von der Marter»krone abzuhalten, sondern um Theil daran zu neh-

»men. Wenn uns der König befiehlt, die Waffen nie-»derzulegen, werden wir nicht nur sogleich gehorchen, »sondern auch mit gebogenen Knieen den Todesstreich »empfangen. Dieß aber ist nur Folge der Leidenschaft »und der Eigenmächtigkeit des Schikakata, und ge-»reicht der Religion zum größten Nachtheil; wir sind »Landeskinder, wie er, und der Rang unserer Geburt »giebt uns größers Recht, uns zu vertheidigen, als »ihm, gesetzlose Gewalt zu üben. Nie werden wir die »Kirche beschimpfen lassen, und erwünscht wird uns »der Tod um unsers heiligen Glaubens willen seyn.« So blieben sie denn bei der Kirche mit versteckten Waffen, deren sie noch, ohne den Vätern etwas davon zu sagen, eine große Anzahl in einem Hause zusammen brachten.

Während nun Alles auf einen blutigen Streit gefaßt war, packte P. Cabral alles Kirchengeräth in zwei Kisten, und übergab sie einem vornehmen Christen mit der Bitte, sie dem P. J. Baptist nach Funai zu übermachen, falls er in diesem Aufruhr das Leben verlieren sollte. Der Christ aber entschuldigte sich, diesem Verlangen des Paters zu entsprechen, indem er sprach: »Wenn doch Jemand für den Glauben sterben »muß, so will auch ich unter dieser Zahl seyn; jedoch »will ich meiner Gattin den Auftrag geben, diese Sorge »zu übernehmen.« Dieß that er auch, und brachte die Kisten nach Hause. Diese Dame stand unter den Christen in großem Ansehen; sie war einer zarten Natur, aber eines edlen, großmüthigen Herzens. Nachdem der Gatte ihr den Antrag gemacht hatte, sprach sie: »Es »befremdet mich sehr, daß, während die Väter und »Ihr diese Nacht die Marter ausstehen sollt, Ihr von »mir verlangt, dieses Kirchengeräth zu bewahren, und

»jenes Glück zu entbehren, das Euch zu Theil werden »soll. Nein, mein Gemahl, das geschieht nicht. Wenn »es Euch beliebt, gehet nur wieder der Kirche zu, in »Kurzem werdet Ihr auch mich daselbst sehen. Und »sollte mich auf dem Wege der Tod ereilen, so will ich »mich doch nicht von Euch trennen lassen.« Der Mann staunte über diese Entschlossenheit seiner Frau, und suchte sie zu bereden, nicht aus dem Hause zu gehen; aber es war vergebens. »Und was werden wir mit »diesen mir anvertrauten Kisten machen?« sagte er. »Gebet selbe,« erwiederte sie, »einer unserer Kammer»frauen, deren wir zwölf haben; wählet daraus die »klügste und getreueste.« Diese waren lauter Christinnen, und als man ihnen sagte, daß sie zu Hause bleiben sollten, während andere den Tod zu erdulden in die Kirche gingen, sagten sie, »daß sie ihre Frau nicht verlassen, sondern mit ihr sterben wollen.« Also sah sich dieser christliche Herr bemüßiget, diese Kisten seinem Schwager anzuvertrauen, der die königliche Huld in hohem Grade genoß, zwar ein Heide, aber sonst zuverläßig war.

Während sie ihrer Krone mit heiliger Begierde entgegenharrten, kam auch der königliche Prinz, Dom Sebastian, dessen schon erwähnt wurde, der vor zwei Jahren die heilige Taufe empfangen hatte. Als er von der Gefahr, darin die Geistlichen schwebten, gehört hatte, eilte er mit seinem Gefolge herbei, nicht um sie zu beschützen, sondern mit ihnen zu sterben. Da von der Gegenwart des Prinzen große Aufregung in der Stadt zu befürchten war, so bat ihn P. Cabral inständigst, sich zurück zu verfügen, was er aber nur mit genauer Noth erlangte. Doch ließ der Prinz seine Leute zurück mit dem Auftrag, ihm die Nacht

hindurch stündlich Bericht zu erstatten, was vorgehe; denn er war entschlossen, sich in den Haufen zu mengen, und mit den andern zu sterben.

Die Nacht brach an, die Christen waren in der Kirche im Gebet, die Thüren verschlossen. Da ward auf einmal heftig gepocht. Nun ist die entscheidende Stunde, dachten alle. Einige griffen zu den Waffen, andere blieben vor dem Altare auf den Knieen liegen. Die Väter traten an das Thor, und öffneten. Aber kein blutgieriger Bandite stürzt herein, denn es waren neue Kampfgenossen, und welche! Da stand eine große Schaar Damen, Frauen und Jungfrauen, welche in die Kirche eingelassen zu werden verlangten, um mit ihren Männern, Vätern und Brüdern sterben zu können. Es war eine wunderbare Sache, daß diese Damen, die in Japan sich auch vor den nächsten Verwandten nicht sehen lassen, und nie ohne ein ganzes Gefolge zu Fuß und Pferd öffentlich erscheinen, nächtlicher Weile zu Fuß in die Kirche kamen, um der Marterkrone theilhaft zu werden. Unter dieser Schaar befand sich auch jene Dame, welche sich geweigert hatte, das Kirchengeräth aufzubewahren. Als die Nachbarn von ihrem Vorhaben Kunde erhielten, bewachten sie das Thor des Hauses, um ihr den Ausgang zu verwahren; allein sie fand einen Ausweg am hintern Theil des Hauses, und entkam so sammt den ihr dienenden Jungfrauen zu Jedermanns Erstaunen. Sie alle waren im feierlichsten Anzuge; sie wollten dem Bräutigam entgegengehen, darum mußten sie im Hochzeitkleid erscheinen. P. Cabral versuchte alles, um doch das Frauenvolk zum Rückzug zu vermögen, aber es war umsonst. Man verharrte nun einmüthig im Gebete. Die ganze Nacht hindurch rüstete man das Opfer zu,

das jeden Augenblick mit dem eigenen Blut und Leben dargebracht werden sollte. Doch kein Schlächter erschien, kein Schrecklaut wurde vernommen. Der Morgen graut, da vernimmt man neues Pochen. Abermals eine Dame von königlichem Geblüt, Schikakatas Bruders Frau, trat ein. Sie hatte schwere Kämpfe bestanden; denn ihr Einziggeborner lag noch in der Wiege. Endlich empfahl sie ihn dem Schutze des Allerhöchsten, riß sich los, und vom Gatten begleitet eilte sie zum Opferaltar. Es geht über alle Vorstellung, bemerkt ein Augenzeuge, wie groß die Herzhaftigkeit dieser christlichen Damen gewesen, deren Beispiel wohl auch den Verzagtesten bereit zu sterben gemacht hätte.

Unterdessen befand sich Dom Simon immer in Verwahrsam, ohne daß jedoch ihm jeglicher Austritt aus dem Pallaste unmöglich gewesen wäre. Mit dem eben anwesenden Prinzen Dom Sebastian stand er in innigem Freundschaftsbunde. Allein des fürstlichen Verbotes wegen konnten sie jetzt einander nicht sehen. Die Briefe der Prinzen fing man auf, und den Ueberbringern verwehrte man den Eingang. Endlich fand Dom Simon ein Mittel, mit seinem Freunde eine Zusammenkunft auf dem Lande zu veranstalten. Dieser kam mit einem zahlreichen Gefolge an den bestimmten Ort, Dom Simon aber ward nur von zwei Edelknaben begleitet. Im Augenblicke des Wiedersehens eilten sie auf einander zu, und umarmten sich brünstig, ohne ein Wort zu reden; denn Thränen und Schmerz benahmen ihnen die Sprache. Erst nachdem der erste Andrang der Gefühle vorüber war, begann das herzlichste Zweigespräch. Dom Simon erhob zärtliche Klage über das strenge Verfahren seines Va=

ters, und beschwor den Freund bei allem, was ihnen heilig ist, ihm durch guten Rath beiständig zu seyn. Dom Sebastian versicherte ihn seinerseits seiner Freundschaft, deren Pflichten, so wie jene der Religion, er genau erfüllen wolle. »Baue auf mein Wort, »sprach er, und glaube mir, daß Niemand um dich »mehr besorgt ist, als ich. Eines Glaubens mit dir »will ich auch dasselbe Schicksal mit dir theilen, es sey »Glück oder Unglück; es mag nun zum Sterben oder »in die Verbannung gehen, so bin ich überall dein un»zertrennlicher Begleiter.« Diese Worte rührten Dom Simon so, daß er sich des Weinens nicht enthalten konnte, dem Freunde zu Füssen fiel, ihm mehr durch Thränen als mit Worten für die beispiellose Liebe zu danken. So gestärkt schieden sie von einander, und kehrten in die Stadt zurück.

Diese Unterredung konnte jedoch nicht so geheim gehalten werden, daß sie der Königin Mutter hätte verborgen bleiben sollen. Sie gerieth darüber so in Wuth, daß sie mit Dom Sebastian weder reden, noch ihn für ihren Sohn mehr erkennen wollte. Eben so brach der Fürst gänzlich mit ihm. Aber auch dieser hatte viele Ursache, mit jenem unzufrieden zu seyn, und glaubte als königlicher Prinz es ihm wohl bemerkbar machen zu dürfen. Er sandte daher zwei seiner Edelleute an ihn ab mit dem Bedeuten: Es befremde ihn sehr, daß der Fürst Dom Simon eines Glaubens wegen verfolge, der auch der seinige sey. Er habe die Taufe mit Bewilligung des Königs empfangen, dessen Gunst sich auch das neue Gesetz zu erfreuen habe; es stehe ihm aber nicht gut, zu verwerfen, was der König gebilliget, und er sehe die Sache seines Vaters für die seinige an. »Er solle wissen, sag-

»te der Prinz den Abgeordneten, daß die Väter meine »Meister seyen, die ich für meine wahre Väter halte; »wer etwas wider sie oder wider ihre Kirche unter- »nimmt, der wird es mit mir zu thun haben, und ich »werde mich zu rächen wissen. Wenn er meinen Leu- »ten, die ich meinen Vetter und Freund zu besuchen »schicke, übel mitspielt, werde ich gegen die seinigen »eben so verfahren. Er soll wissen, daß ein königlicher »Prinz es keineswegs dulde, daß man ihn oder die »Seinigen beschimpfe.«

Diese im jugendlichen Feuer hingeworfenen Worte, die allerdings mit der christlichen Sanftmuth etwas kontrastirten, brachten Schikakata und die Königin zum äußersten Grimm. Sogleich sandten sie Eilboten an den König ab, der sich seit Kurzem sechs Meilen von Vosuki sammt dem Thronerben mit Jagd ergötzte, und ließen ihm einen Bericht folgenden Inhalts ab- statten: »Die Christen haben sich wider Thron und Vaterland verschworen, haben wirklich die Waffen er- griffen, und an ihrer Spitze stehen Dom Sebastian und Schikatora. Dieses Complot müsse man in der Geburt ersticken, denn wenn schon diese kleine Anzahl von Christen die Tollkühnheit hat, sich wider ihren Herrn zu empören, was wird erst geschehen, wenn sie mächtiger werden? Man müsse daher aufs Schnell- ste die heillose Sekte vertilgen, die allenthalben Unru- he stiftet, und in allen Staaten das Feuer des Auf- ruhrs entzündet.«

Doch der König kannte die den Christen feindliche Gesinnung seiner Gemahlin zu gut, als daß er auf diesen Bericht viel geachtet hätte. Derselbe Bericht wurde auch dem Erbprinzen eigens gemacht, der ihn zwar aus dem nämlichen Gesichtspunkt wie der Vater

betrachtete; doch der Mutter und deren Bruder einige Aufmerksamkeit zu beweisen, ließ er dem P. Cabral folgende Note zukommen: »Schikatora ist mir sehr theu»er, und ich liebe ihn wie meinen Bruder, welchen »von Hof zu vertreiben ich nicht gestatten werde; den »Christen bin ich selbst gewogen, und ich habe davon »unzweideutige Beweise geliefert. Aber es geht hier »ein Ruf, der denselben sehr nachtheilig ist, und mir »nicht gefällt. Es heißt nämlich, die Christen halten »geheime Zusammenkünfte, und machten gefährliche An»schläge gegen den Staat, indem sie Schikatora zum »Könige ausrufen wollten. Darum wünsche ich zu »wissen: ob es denn das christliche Gesetz gut »heiße, daß sich die Unterthanen gegen ihren »Fürsten auflehnen? . . .« P. Cabral verantwortete sich hierauf durch eine ausführliche Darstellung des ganzen Thatbestandes, dankt Eingangs dem Prinzen, daß er ihn nicht unverhört verurtheilen wollte, und erwiederte besonders auf die gestellte Frage: »Das Gesetz, das er predige, gebiete allen Unterthanen Gehorsam gegen ihre Fürsten selbst bis zur Darangabe ihres Lebens; es verwerfe alle Verschwörungen und alle dem Staate schädlichen Verbindungen; es gebe keine Religion auf der Welt, welche die Dawiderhandelnden mit größern Strafen bedrohe als eben die von ihm verkündete.«

Prinz Sebastian glaubte auf die Beschuldigung gegen ihn bei seinem Vater sich gleichfalls verantworten zu müssen, und machte sich daher auf die erste Nachricht davon unverzüglich auf den Weg zum Könige. Er überreichte ein Schreiben von P. Cabral, und wollte nun mit seiner Rechtfertigung beginnen. Der König aber entgegnete ihm in Beiseyn vieler Herren

auf folgende Weise: »Mein Sohn, du bemühest dich »umsonst, diese Väter zu vertheidigen. Ich muß sie »kennen, da ich sie in mein Reich aufgenommen habe, »und 27 Jahre mit ihnen Umgang pflege. Immer ha»be ich sie für fromme Leute gehalten, die nur Laster »auszurotten, und Tugenden einzupflanzen suchen. »Ich habe mich ihnen nicht anvertraut, und ihnen mei»nen Schutz angedeihen lassen, ohne ihrer versichert zu »seyn.« — Hierauf erzählte der König, wie er sogar einen klugen Mann seines Hofes nach Indien geschickt habe, um in der Nähe das Betragen der Geistlichen aus der Gesellschaft Jesu beobachten zu können, dessen Bericht aber noch bei Weitem den guten Ruf, der sich von diesen Vätern bis nach Japan verbreitete, übertroffen habe. — »Ich weiß, fuhr er dann fort, daß »die Königin ihnen abhold, und die Urheberin dieser »Verwirrung ist; aber ich habe diese Väter in mein »Reich aufgenommen und ihnen meinen Schutz verspro»chen, und meine Ehre fordert es, mein Wort zu hal»ten.« Und, im gesteigerten Affect sich die Lippen knei»pend, setzte er bei: »Wenn daher Schikakata, ob»wohl mein naher Verwandter, sich unterfängt, etwas »wider die Väter oder ihre Kirche zu unternehmen, so »soll er wissen, daß er sich mir zum Feinde erkläre. »Und wenn selbst mein Sohn und einstiger Erbe des »Reiches es wagte, ihnen ein Leid zu thun, so würde »ich seiner nicht schonen, sondern ihn nachdrücklich be»strafen. Was Schikatora betrifft, ist mein Wille, »daß er in meinem Pallaste bleibe, und wenn ihn »Schikakata nicht mehr für seinen Sohn erkennen »will, so wird er dessen ungeachtet mein Tochtermann »seyn.«

Diese Antwort setzte den ganzen Hof in Erstau-

nung. Aber schrecklich war die Wirkung, die sie auf die Königin hatte. Der Schmerz, den sie darüber empfand, war so heftig, daß sie in Raserei verfiel. Sechs der stärksten Männer waren nicht im Stande, sie zu halten. Die Bonzen brachten Gebete und Opfer ihren Göttern dar, aber es erfolgte keine Linderung. Man hat von Miaco den vortrefflichsten Arzt kommen lassen, und ihm gegen Hülfe große Summen angeboten. Allein dieser erklärte, »daß es gegen diese Krankheit kein Mittel gebe, weil die Königin von einem bösen Geiste geplagt sey.« Schikakata aber blieb sich seiner mächtig genug, um das Klügste zu wählen. Er beugte sich vor dem Könige, nahm Dom Simon wieder zu Gnaden an, und versöhnte sich wieder mit Dom Sebastian. So hat sich das Ungewitter, das die junge Kirche bedrohte, gelegt, und der König hat durch seine Gegenwart und Klugheit die Ruhe wieder vollends hergestellt.

Das Erste nun, was die beiden Prinzen thaten, war, daß sie sich Nachts mit den Vätern und den übrigen Christen in der Kirche einfanden, um Gott für die Befreiung aus einer so großen Gefahr zu danken. Die Standhaftigkeit Dom Simons aber hat große Bewegung in den Gemüthern verursacht. Zwanzig Edle, durch sein Beispiel angezogen, begehrten alsbald die Taufe. Dom Sebastian hat sie am Tage dieser heiligen Handlung mit einem Gastmahle bewirthet. Ausserdem war die Anzahl derer, welche die Taufe verlangten, so groß, daß die Missionäre kaum Zeit genug fanden, sie zu unterrichten. So prüfet Gott Seine Diener, und so weiß Seine Vorsehung Verfolgungen für Seine Kirche fruchtbar zu machen.

Auch für den König nahete sich die Stunde der

Gnade. Es war Jedermann ein Räthsel, wie er die christliche Religion auf alle mögliche Weise schützte, und selbst seinen Kindern sie anzunehmen gestattete, während er die Götter anbetete, und ihre Verehrung aufrecht erhielt. Allein es war nicht mehr Ueberzeugung, weßwegen er dem veralteten Cultus noch huldigte, seitdem der große Indianer Apostel Xaverius ihm die Hülle von den Augen gezogen und mit dem Donner der Wahrheit sein Gemüth erschüttert hatte. Sieben und zwanzig Jahre waren bereits verflossen, bis er sich ihrer Macht vollends ergab. Hauptursache dieser langen Zögerung war wohl die Königin mit ihrem unversöhnlichen Hasse gegen die Christen; es war kein anders Mittel, als sich von ihr zu scheiden, und das wollte er nicht. Ferner waren es politische Gründe, die ihn fürchten ließen, durch seine Religions-Veränderung sein Volk gegen sich aufzureizen und zu bewaffnen. Dann war es nicht leicht, allen Wohllüsten des Lebens mit einem Male Lebewohl zu sagen, wie es der Geist der neuen Religion gefordert hätte. Auf der andern Seite aber hatte seine innerste Ueberzeugung zu große Gewalt über ihn erlangt, als daß er ihr länger widerstehen konnte. Und so ergab er sich endlich, und beschloß seinen Glauben öffentlich kund zu geben, um welchen Preis es immer sey.

Zu diesem Zwecke entschloß er sich, die Regierung seinem erstgebornen Sohne, wie es in Japan zu geschehen pflegte, zu übergeben, um sein Vorhaben ungestört werkstellig machen zu können. Da er sich eben anschickte, seinen erwählten Ruheort zu beziehen, bekam er Nachricht von dem Tode seines Tochtermannes, der König von Fiunga war. Alsbald kam die Tochter selbst; vertrieben und ihres Reiches beraubt von dem

Könige von Saxuma, und begleitet von ihren zwei Kindern, bat sie den Vater um Schutz und Rettung. Der tapfere Fürst sammelte schnell ein Heer von sechzig tausend Mann, schlug damit die Armee des Thronräubers, und eroberte das Königreich von Fiunga wieder. Nach Beendigung dieser Angelegenheit wollte er noch die schon so lange beabsichtigte eheliche Verbindung seiner Tochter mit Dom Simon vollzogen sehen, den er nicht anders als lieben und schätzen konnte. Die Königin aber, die sich von ihrer ersten Raserei wieder etwas erholt hatte, und die dem Prinzen das Vergangene nicht vergeben konnte, sagte frei heraus, daß sie in keinem Falle in diese Ehe willigen werde, wenn derselbe nicht die neue Religion abschwöre. Ihr Bruder Schikakata, dessen Versöhnung mit dem Prinzen nur eine politische war, gab in Betracht dessen, daß der König seine Staaten verlassen würde, aufs Neue dieselbe Erklärung. Der Prinz aber gab die entschiedne Antwort, daß alle Reiche der Welt und alle irdische Vortheile ihn nicht vermögen werden, seiner Religion abzusagen. Der Fürst erklärte ihn daher für einen starrsinnigen Rebellen, widerrief alle ihm gemachten Schankungen, und verjagte ihn abermal aus seinem Pallaste. Der exilirte Prinz, mit seinem Geschicke wohl zufrieden, flüchtete sich zu Pater Froëz, der ihn mit zärtlicher Sorgfalt in seine Wohnung aufnahm.

Doch mit diesem Streich hat auch die Langmuth des Königs ihre Grenzen erreicht. Er war Herr genug über sich, um seinen Unwillen verbergen zu können. Während indessen die Königin über ihren Sieg triumphirte, wird ihr eine königliche Ordre zugestellt, worin es hieß: »die Königin habe den königlichen Pallast zu

verlassen, und sich zu ihrem Bruder zu verfügen, weil sich der König eine andere Gemahlin genommen habe.« Zugleich hörte man Trommelschlag, Trompeten und Schalmeien, und es hieß: »die neue Königin zieht ein.«

Dieß war ein Donnerschlag für die alte, hochtrabende Königin. Sie ergoß sich in tausend Schmähungen, und verfiel in eine noch ärgere Raserei, als die erstere gewesen. Sie würde sich selbst um das Leben gebracht haben, wenn man sie nicht verhindert hätte. Ihr Bruder ließ sie mehrere Tage als Wahnsinnige bewachen, während er selbst jeden Augenblick gewärtig war, daß auch auf ihn das Ungewitter losbreche. Allein der König hielt es nicht für gerathen, Rache an einem so viel vermögenden Manne zu nehmen, er achtete einstweilen die Verstoßung seiner Schwester für Strafe genug, und überließ Gott die weitere Rache, die auch nicht lange mehr ausblieb.

Seit seiner Scheidung von einem launenhaften und hoffärtigen Weibe befand sich der König in einer bisher unbekannten Ruhe. Er wendete sich nun mit Ernst zum Guten, und betrat mit raschem Schritte den Weg seiner Bekehrung. Den Anfang dazu machte er damit, daß er seiner neuen Gemahlin ebenfalls die Wahrheiten der christlichen Religion erklären ließ, die dafür eine große Empfänglichkeit hatte. Sie war schon ehevor den Christen sehr gewogen, wozu ihr sanftes, mildherziges Naturell viel beitrug, so wie sie denn durch ihre übrigen natürlichen Eigenschaften überhaupt für die vorzüglichste Dame des Landes galt. Ihre Tochter war dem Prinzen Dom Sebastian vermählt, die zu gleicher Zeit den christlichen Unterricht erhielt. Nachdem Beide gut unterwiesen waren, empfingen sie die Taufe, worin die Mutter den Namen Julia, die Tochter aber

Quinta erhielt. Der König ließ den Unterricht im Pallaste von den Vätern noch fünf Monate fortsetzen, denen er jederzeit mit großer Aufmerksamkeit beiwohnte; allein Niemand konnte ergründen, was er selbst zu thun vorhabe. Unterdessen fastete er alle Freitage und Samstage, und nahm den Rosenkranz zur Hand, den er täglich betete. Denn diese zwei Uebungen der Frömmigkeit hatten ganz besonders den Beifall des denkenden Mannes in Anspruch genommen. Sein Herzensgebet war: Gott möchte ihm die Wahrheit erkennen lassen, und ihm die Gnade geben, Ihm mit beharrlicher Treue dienen zu können.

Nicht lange setzte er diese Uebung fort, als sein Verlangen nach der Kindschaft Gottes heftiger denn je entbrannte, was sich durch Folgendes verrieth. Er hatte in seinem Cabinet zwei vortrefflich gearbeitete Götterbilder, vor denen er täglich auf die Erde niederfiel, sie anzubeten. Eines Tages befahl er, diese Statuen auf den Boden zu werfen, und sagte zu einigen seiner Edelleute: »Nehmet diese Stücke Holz, und »werfet sie ins Meer.« Betroffen vernahm dieß der ganze Hof, am meisten aber die Bonzen, deren Vorsteher auf dieses sogleich seinen Abschied begehrte mit der Erklärung, daß er zu Vosuki unnütz sey, weil der König ihm keine Nachricht von seinen Betrachtungen gebe. Der König aber erklärte einem eingebornen Jesuiten, daß sein Vorhaben immer gewesen sey, ein Christ zu werden, aber bisher durch Staatsgründe abgehalten worden sey; nun aber, der Regierung enthoben, auf nichts zu sehen, von Seite der Menschen nichts zu fürchten, von Seite Gottes aber gar Vieles zu besorgen hätte, wenn er die Taufe länger verschieben sollte. Als P. Cabral erschien, den er dazu wünschte, bat

er ihn vor dem ganzen Hofe demüthig um die Taufe. »Den Namen betreffend, sagte er, will ich keinen andern, als den P. Xaverius getragen, welcher als der erste in Japan predigte, und dem ich die Gnade, die mir jetzt Gott erweiset, vor Allen zu verdanken habe. Darum will ich, wie er, Franziscus genannt werden.« Als ihm der Pater vorstellte, daß er nach der Taufe seine Gemahlin nicht mehr verstoßen könne, versprach er mit einem Eide, daß er dieß niemals thun werde, was denn die unglückliche Jezabel in die äußerste Verzweiflung stürzte. So wurde nun diese merkwürdige Taufhandlung mit aller Feierlichkeit vollzogen zum großen Gedeihen der aufblühenden Kirche, und zum unbeschreiblichen Troste des Königs selbst, nachdem er bereits das neun und vierzigste Lebensjahr angetreten hatte.

Von dem religiösen Ernste des neugetauften Königs zeigt außer seinen Bußübungen folgender Entschluß. Er hatte in dem wiedereroberten Reiche Fiunga nicht nur einen Pallast, sondern eine ganze Stadt zu bauen angefangen, wo er seine noch übrigen Lebenstage in Ruhe zubringen wollte, und die nur von Christen bewohnt werden sollte. Nachdem sie vollendet war, übergab er die Regierung seinem Sohne, dem gesetzlichen Thronerben, und bezog seine neue Stadt. Die Gesetzgebung war eine ganz eigene, indem bürgerliche und christliche Gesetze so schön miteinander verschmolzen wurden, daß ihre Verfassung eine eigentlich theokratische zu nennen war. Doch da die Freundschaft Gottes ihre Proben heischt, so sollte es auch Dom Franziscus nicht lange an einem Prüfsteine fehlen, wie aus folgendem Ereignisse zu ersehen ist.

Der König von Saxuma konnte seine Niederlage,

die er vor Kurzem erlitten hatte, nicht so bald vergessen, als daß er nicht auf Rache denken sollte. Da er auf dem Throne von Bungo einen jungen Prinzen, den alten kriegserfahrnen Franziscus aber ohne politische Gewalt sah, glaubte er mit Eroberung von Fiunga leichtes Spiel zu haben. Er fiel demnach mit einem mächtigen Kriegsheer zum Zweitenmal in dieses Reich ein, und machte sich alsbald von den vorzüglichsten Punkten Meister. Auf die Nachricht hievon, zog der junge König von Bungo sogleich ein Heer von vierzig tausend Mann zusammen, worüber er seinen Oheim Schikakata den Oberbefehl übergab, jedoch mit der Weisung, daß er ohne den Rath des Königs Franziscus nichts unternehmen sollte. Das Heer von Bungo rückte in das Land immer tiefer ein, und nahm einen Platz nach dem andern, den die Feinde besetzt hatten, weg, und zerstörte alle Tempel der Götter. Schikakata hatte bereits drei Festungen in Fiunga eingenommen, und es war nur noch eine übrig, die er eben so leicht in seine Gewalt zu bekommen glaubte. In dieser Belagerung befand sich auch Dom Simon, welchen er wieder in alle Rechte eines an Kindesstatt Angenommenen eingesetzt, und dem er im Heere eine Capitänsstelle anvertraut hatte.

Der König von Saxuma hielt diese Festung für den Schlüssel seines Reiches, und es lag ihm zu viel daran, als daß er zu ihrer Erhaltung nicht alle seine Macht aufgeboten hätte. Er raffte daher alle seine Streitkräfte zusammen, und kam in Eilmärschen bereits schon vor den Thoren angerückt, während man ihn noch zu Hause vermuthete. Dem siegestrunkenen Schikakata war zwar diese Ankunft höchst unerwartet, wollte aber doch den Ruhm haben, eine Schlacht zu gewin=

nen, und ließ sich in ein Treffen ein. Es gelang ihm auch gleich anfangs, die feindliche Avant-Garde zu trennen; da aber die Besatzung einen heftigen Ausfall machte, so kam er zwischen zwei Feuer zu stehen, was nach dem blutigsten Kampfe die totale Niederlage seines Heeres zur Folge hatte.

Dom Simon hat in dieser Schlacht alles gethan, was man von einem Krieger und jungen Capitän immer erwarten kann. Hier hielt er die Feinde auf, dort trieb er sie zurück. Wie er seinen Vater Schikakata von einer zahlreichen Reiterei umgeben und in Gefahr sah, entweder getödtet oder gefangen zu werden, bahnte er sich einen Weg durch die feindlichen Eskadrons, und ward, wiewohl nur auf kurze Zeit, sein Retter. Allein der Andrang des Feindes dauerte ununterbrochen fort, der sie von allen Seiten eingeschlossen hielt, daß dem Prinzen die Hoffnung zur Rettung entsank. Doch hat er wie ein Löwe gestritten, und obwohl er mit Wunden, Blut und Staub bedeckt war, machte er doch alles nieder, was sich ihm näherte. Endlich erschöpfen sich die jugendlichen Kräfte; Blut ist schon zu viel verloren, und er sinkt vom Pferde. Noch schleppte er sich kriechend bis zum Vater, in dessen Armen er seine schöne Seele aushauchte. Schikakata ergrimmte vor Schmerz, und wollte den Tod seines Sohnes rächen, stürzte sich wie ein Verzweifelter in die Feinde, und erlegte ihrer viele mit kräftiger Faust; endlich aber fiel auch er, den ganzen Leib mit Wunden besäet, auf den Leichnam seines Sohnes, wo er als todt liegen blieb. Als sich die Soldaten ihres Anführers beraubt sahen, waren sie nur auf eigene Rettung bedacht; allein, ringsum eingeschlossen, wurden sie fast alle in Stücke gehauen, daß kaum einer dem Tode entging, um Dom Franzis-

cus und seinem Sohne die Nachricht dieses Unfalls zu bringen.

So starb Dom Simon, nachdem er so außerordentliche Beweise von wahrer Tapferkeit abgelegt hatte, da er sowohl für seinen Glauben, als auch für seinen Fürsten kämpfte, — ein Beweis, wie sehr die christliche Tugend jeder bürgerlichen Tugend förderlich sey. Diesem jungen Herrn hätte auf Erden ein schönes Glück geblüht, wenn er länger gelebt hätte. Freilich möchte wohl, wäre diese Erzählung blos eine dramatische Dichtung, der Ausgang derselben manchem weltlich gesinnten Leser, der nur im irdischen Glücke seinen Himmel sucht, nicht genügend erscheinen: aber von einem solchen Drama, in welchem der heldenmüthige Jüngling von dieser Schaubühne abgetreten ist, folgt die Haupt-Fortsetzung erst hinter dem Vorhange, wo der ungeweihte Blick nicht hinreicht, und wo eine köstlichere Krone dem Sieger bereitet ist, als diese arme Erde geben könnte. Es war das Jahr der Gnade 1579, in welchem er zu dieser Krönung für ein jenseitiges Königreich geladen wurde, da er an Alter zwar noch ein zarter Jüngling, an Gesinnung aber und Thatkraft bereits schon ein vollendeter Mann war. So schöne Glaubensfrüchte reiften dort an der äußersten Weltgrenze, während hier in der alten Christenheit rauhe Stürme den Feigenbaum erschütterten, und die unreifen Früchte in Menge losrissen. — — Der auf Dom Simon's Leichnam gefallene Fürst Schikakata wurde unter den Todten gefunden, da aber noch Leben in ihm war, brachte man ihn nach Funai; allein es währte nicht länger, als daß er eine so unglückliche Schlacht noch gerade überleben konnte, und starb eines schmerzlichen und ruhmlosen Todes. Dom Franziscus aber, obschon aus Fiunga

und seiner neuen Stadt wieder vertrieben, ertrug den Unfall weit standhafter, als man vermuthet hatte; denn so geschäftig die Bonzen waren, dieses Unglück als eine Folge seiner Untreue gegen die Götter zu erklären, so wankte der Fürst dennoch nicht im Glauben, ja trat vielmehr fester und standhafter aus dieser Prüfung hervor. Unter anderm sagte er: »Ich erkenne, daß aus diesem Unglück mehr Nutzen als Schaden »der Religion zuwachsen werde, weil die größten Christenfeinde in dieser Schlacht geblieben sind.« Und sein Genius hat ihn nicht getäuscht. Er kam noch öfter in das Feuer der Läuterung, und ward als reines Gold vor dem Herrn erfunden, nachdem er durch Buß- und Tugendwerke geleuchtet hatte, und endlich einging in die ewige Ruhe.

Manuscript.

---

2.

## Der Findling.

Der reich begüterte Graf Woronow, welcher den Winter in Riga, die schöne Jahrszeit aber auf seinem dieser Stadt nahe gelegenem Schlosse verlebte, hatte seinen einzigen Sohn Theodor in einem Alter von zehn Jahren durch den Tod verloren, und konnte sich über diesen unersetzlichen Verlust nicht trösten. Eine Schwermuth hatte sich seiner bemeistert; das Bild des verblichenen Sohnes schwebte ihm vor Augen; jeder Gegenstand in seinen Umgebungen erinnerte ihn an das geliebte Kind, füllte sein Herz mit Wehmuth und sei-

ne Augen mit Thränen, und selbst bei der Nacht störten schmerzliche und beängstigende Träume seine Ruhe.

Seine treue Gattin war von gleichen Seelenleiden gedrückt, und wenn sie Beide allein waren, war das verblichene Kind der Gegenstand ihres traurigen Gespräches, welches sich in Seufzen, in Weinen und Schluchzen auflösete.

Ihre Gesundheit litt bei den Schmerzen, welche ihre Seele drückten. Arznei wirkte da wenig; nur Zerstreuung konnte den düstern Schleier von den beklommenen Herzen lösen. Der Arzt schlug eine weite Reise vor. Der Graf verließ seinen Landsitz, und ging mit seiner Gemahlin nach Lithauen, wo sie auf einem angenehm gelegenen Schlosse in den Armen theilnehmender Verwandten und in dem Genusse der schönen Naturgegenden Erheiterung zu finden hofften.

## Ein Fund auf der Jagd.

Dort angekommen, suchte der Graf sehr oft Zerstreuung auf der Jagd, zu welcher die an Wild jeder Art und selbst an Raubthieren reiche und gebirgige Gegend viele, wenn auch oft gefährliche Gelegenheiten darbot.

Eines Tages hatte er ein muthiges, aber zugleich ganz verläßliches Jagdroß bestiegen, und war, von seinem handfesten Jäger und geübten Spürhunde begleitet, mit einer Flinte, einem Waidmesser und einem Jagdspieße bewaffnet, weit in die dichten Wälder vorgedrungen. Ein angeschossener Hirsch führte ihn zwischen schauerliche Felsenklüfte, wo das Wild verendete.

Der Graf und der Jäger stiegen vom Pferde, während der Hund das Blut aus der Wunde des gefallenen Thieres leckte. Der Graf entfernte sich wei-

ter, um die an wunderlichen Zusammenstellungen der Felsen so überaus schöne Gegend zu besehen.

Da gewahrte er ein Kind, welches in den Mantel eines gemeinen Soldaten gehüllt, an dem Stamme einer hohen Fichte im weichen Moose lag, und in tiefen Schlaf versunken zu seyn schien. Es war über ein Jahr alt, von ausgezeichneter Schönheit, doch blaß und ganz erschöpft.

Der Graf blieb vor dem Kinde, welches hier ausgesetzt zu seyn schien, einige Augenblicke nachdenkend stehen. Das Bild seines Sohnes, als er mit diesem Kinde gleichen Alters war, führte ihm seine Phantasie vor; sein Auge füllte sich mit Thränen, er war vom Mitleiden beweget, hob das Kind von der Erde, und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

Der Knabe erwachte, und lächelte ihn, obwohl mit mattem Auge, an. Wehmüthig ruhete der Blick des Grafen auf dem holden, hier ganz verlassenen Kinde. Der Mantel, mit welchem es bedeckt gewesen war, fiel von demselben, und es zeigte sich, daß es gute Kleidung und feine Wäsche am Leibe hatte.

## Menschenfreundliche Aufnahme.

»Armes, verlassenes Kind,« rief der Graf aus, »die göttliche Vorsehung hat mich dir zum Schutze und zur Hülfe hierher gesendet. Du siehst ja meinem Theodor ähnlich, nun, so will ich dir auch Vater seyn.« Er rief dem Jäger, übergab ihm den Knaben, die Jagd hatte ein Ende, und sie eilten mit dem Kinde in das Schloß zurück.

Der Graf bestellte ihm sogleich eine Wärterin, welche es reinigte und pflegte. Es schien durch die Entfernung von aller menschlichen Hülfe gelitten zu

haben; es war matt und schwach; nachdem es aber Nahrung zu sich genommen hatte, verfiel es in einen tiefen Schlaf, von welchem es gestärkt erwachte. Es erholte sich in einigen Tagen, so daß eine liebliche Röthe auf seine Wangen wieder zurück kehrte.

Die Gräfin fand auch eine Aehnlichkeit zwischen dem Kinde und ihrem verstorbenen Sohne, gewann es deswegen auch gleich bei dem ersten Anblicke lieb, und gelobte ihm mütterliche Sorgfalt.

Wie das Kind in die schaurige Wildniß gekommen sey, blieb allen ein Räthsel, welches nicht gelöset werden konnte, obwohl man die genauesten Nachforschungen anstellte. Auch wußte Niemand in weiter Entfernung, daß irgendwo ein Knäblein vermißt worden war. Die Geschichte hatte sich nach der letzten Theilung Polens im Jahre 1794 zugetragen, wo Kosciusco mit den Patrioten gegen die Uebermacht Rußlands kämpfte.

## Erziehung des Knaben.

Der Graf und die Gräfin gaben sich das Wort, daß sie den Knaben, welchen ihnen Gott auf eine so wunderbare Weise zugeführt hatte, an Kindesstatt annehmen, und ihn wie ihr leibliches Kind behandeln werden, und sie erfüllten treu dieses gegenseitige Versprechen. Sie verwendeten auf die Pflege und Erziehung desselben alle Sorgfalt, und die Liebe, welche sie dem verlassenen Kleinen erwiesen, und die er mit den zärtlichsten Aeusserungen der kindlichen Anhänglichkeit und des dankbarsten Gemüthes erwiederte, waren ein heilsamer Balsam für ihr verwundetes Herz, und der Trübsinn, welcher alle ihre Gedanken umschleiert hatte, schwand allmählig.

Der Knabe wurde bald das Vergnügen der gräflichen Pflegeltern. Er nahm an Kraft und Schönheit des Körpers und an Munterkeit zu, und blühete wie eine frische Rose auf. Dabei entwickelte er sehr gute Anlagen, zeigte anhaltenden Fleiß und war dabei immer munter und voll guter Einfälle. Die Pflegeltern gewannen den Knaben von Tag zu Tage lieber, und behandelten ihn wie ihr leibliches Kind, dessen Andenken er nach und nach verdrängte, wenn die Eltern auch noch manchmal, aber immer seltener und mit Wehmuth an denselben dachten.

Sie nannten den Knaben Theodor, wie ihr verstorbener Sohn geheißen hatte. Die Munterkeit, die gute Laune des Knaben wie dessen zärtliche Liebe zu den Pflegeltern, welche er bei jeder Gelegenheit auf eine ungezwungene Art äußerte, trugen sehr viel zu deren Erheiterung bei, und der Zweck ihrer Reise war erfüllt. Sie verließen an Leib und Seele gestärkt, das Schloß in Lithauen, und zogen sich, da die Ruhe in Pohlen wieder hergestellt war, nach Warschau zurück, wo sie längere Zeit verweilten.

Hier gaben sie dem Knaben geschickte Meister, und er machte in den Lehrgegenständen seines Alters bewunderungswürdige Fortschritte, wie er auch immer neue liebenswürdige Eigenschaften entwickelte, wodurch er sich immer mehr in den Herzen seiner Pflegeltern befestigte.

In der Religionslehre, in der Geographie und Geschichte war er in einem Alter von zwölf Jahren sehr gut bewandert, und sprach fertig russisch, polnisch, französisch und latein, worüber seine Pflegeltern eine große Freude hatten.

## Die Corallen-Schnur mit dem Porträt.

Ueber die Eltern des Knaben herrschte noch ein undurchdringliches Geheimniß, und die Pflegeltern wünschten, daß dasselbe nie mehr aufgeklärt, und der geliebte Pflegsohn nie von ihren Herzen gerissen werden möchte; so lieb hatten sie ihn gewonnen. Theodor selbst hielt sich für den Sohn des Grafen, und allen war verboten, etwas anders über die Herkunft des Knaben verlauten zu lassen.

An der Kleidung und dem Leinenzeuge, welches der Knabe am Leibe gehabt hatte, als er gefunden worden war, konnte man abnehmen, daß er nicht gemeinen Leuten angehört habe. Eine Corallen-Schnur mit dem Porträt einer jungen schönen Frau, welche man an dem Halse des Kindes gefunden, schien anzudeuten, daß er der Sohn vornehmer Eltern sey. Die Corallen mit dem Porträt hatte der Graf sorgfältig aufbewahrt, und oft nahm er sie, an seinem Schreibpulte sitzend, in welches sie verschlossen waren, zur Hand, betrachtete das Porträt aufmerksam, und verlor sich in den Gedanken, ob es nicht das Ebenbild von Theodors Mutter sey, wer sein Vater gewesen, und wie er in die schauerige Waldgegend gelangt sey.

Theodor überraschte eines Tages den Grafen, als er sich mit der Corallen-Schnur und dem Porträt beschäftigte, und von kindlicher Neugierde getrieben, näherte er sich, indem er hinter dem Rücken des Grafen heranschlich, und besah, was der Pflegevater in der Hand hielt.

»Ach, das ist ein schöner Kopf,« rief er aus, »wem gehört er an?« Betroffen entgegnete der Graf, daß er selbst dieses nicht wisse, und daß die Corallen-

Schnur und das Porträt durch ein Ungefähr in seine Hände gekommen seyen.

»O wenn es so ist,« erwiederte Theodor, »so können Sie mir ja beides überlassen. Ich bitte Sie recht sehr darum. Ich habe nicht bald ein hübschers Gesichtchen mit so schönen blauen Augen und blonden Haaren gesehen, welches mich so freundlich anlächelt, wenn ich es ansehe.«

»Ich kann dir es nicht versagen, lieber Theodor,« entgegnete der Vater, »wenn es dir Freude macht: du, der du mir und der Mutter mit so zärtlicher Liebe zugethan bist, hast ja ein volles Recht, auf dasselbe und auf Alles, was mir gehört. Wie könnte ich dieses Vergnügen einem so guten Kinde, wie du bist, versagen? Nimm es hin; aber eines mußt du mir versprechen: du darfst das Porträt Niemanden zeigen, und du mußt es sorgfältig verwahren.«

Theodor küßte dem Vater für das Geschenk die Hand, und unterhielt sich oft, wenn er allein war, mit demselben. Er konnte sich selbst nicht erklären, warum es ihn so sehr anzog, und warum er so viel Vergnügen an demselben hatte. Er meinte sogar etwas Bekanntes in den Zügen des weiblichen Gemäldes zu finden; aber, als wenn sein Erinnerungsvermögen mit einem Nebelschleier umhüllet würde, konnte er sich die Person, an welche ihn das Porträt erinnerte, nie zum klaren Bewußtseyn bringen.

Das Verbot des Vaters, das Porträt Andern zu zeigen, ließ den Knaben vermuthen, daß ein Geheimniß über dasselbe walte, dessen Lösung er wünschte, ohne den Vater darum fragen zu dürfen; doch war ihm dessen Wille heilig. Er verbarg dasselbe sorgfältig,

trug es aber, weil es ihm so lieb geworden war, an der Corallen-Schnur um den Hals am Leibe.

Theodor war schon mit vierzehn Jahren ein geübter Reiter, und tummelte die muthigsten Pferde. Der Vater hatte seine Freude daran, wenn Theodor das stolze, schnaubende Pferd furchtlos zu bändigen wußte, auf demselben im Galoppe schnell auf der Landstraße dahin flog, und über Gräben und Zäune setzte. Ein Spazierritt war des Knaben liebste Erholung, und als er größer heranwuchs, wurde es ihm auch gestattet, auf seinem Lieblingspferde, welches sicher und verläßlich war, ohne Begleitnng einen weiteren Ritt zu machen.

## Die Erscheinung im Walde.

Einst war Theodor, in Gedanken vertieft, auf Fußwegen weit in einen Wald an dem Ufer der Weichsel geritten. Er kam auf einen von hohen Eichen eingeschlossenen freien Platz. Hier stieg er ab, um den Gesang der Nachtigallen zu belauschen, und band sein Pferd an einen niederen Strauch so an, daß es im fetten Grase weiden konnte. Er selbst setzte sich im Schatten einer Eiche nieder. Es war ihm beim Ritte warm geworden, und er lüftete seine Kleider. Da kam er mit der Hand an das Porträt; es wurde hervorgezogen und wieder betrachtet. Auf einmal vernahm er ein Geräusch hinter sich; er sah zurück, und erblickte in einiger Entfernung einen großen, starken, nachlässig gekleideten Mann, der die Augen auf ihn und das Porträt mit der Corallen-Schnur gewendet hatte. Diese Erscheinung in dem einsamen Walde schien dem Knaben nicht geheuer.

Theodor stand auf, lösete das Pferd los, und

wollte sich eben auf dasselbe schwingen, als ihm der Fremde mit lauter Stimme zurief: »Junger Herr, warten Sie nur einen Augenblick, und erlauben Sie mir nur eine Frage.«

Theodor, welcher nicht zu den Furchtsamen gehörte, eine geladene Pistole in der Hulfter hatte, und auf die Schnelligkeit seines Rosses sich verlassen konnte, schwang sich auf das Pferd, blieb aber mit demselben stehen, während der Fremde sich immer mehr näherte.

»Ich wollte Sie nur fragen,« rief ihm der Fremde zu, »wie Sie zu der Corallen-Schnur und zu dem Porträt, welches Sie erst in der Hand hatten, gekommen sind?

»Ich könnte Sie entgegen fragen,« erwiederte Theodor, »wer Ihnen das Recht giebt, diese Frage mitten im Walde an mich zu stellen, und wer Sie sind? Doch als der Sohn des Grafen Woronow habe ich mich vor Niemanden zu scheuen. Nun, damit Sie es wissen — die Schnur und das Porträt habe ich von meinem Vater erhalten. Jetzt aber erwarte ich auch, daß Sie mir entgegen sagen, was Sie die Corallen-Schnur und das Porträt angeht, und was Sie von demselben wissen?«

Der Fremde antwortete mit Nachdruck: »Junger Mensch, von dieser Corallen-Schnur und dem Porträt hängt Ihr künftiges Schicksal ab. Mehr kann und will ich Ihnen nicht darüber sagen, und jetzt noch will ich das Geheimniß in meinem Herzen verschließen. Nur den Rath will ich Ihnen geben: Sie befinden sich jetzt in der glänzendsten Lage, und keiner Ihrer Wünsche wird Ihnen versagt. Lassen Sie sich durch das trügerische Glück nicht blenden. Werden Sie nicht übermüthig und stolz, und halten Sie den Gedanken fest,

daß Sie der nicht sind, als welcher Sie vor der Welt erscheinen. Ich, wie ich vor Ihnen stehe, bin kein Lügner und Betrüger, aber ein armer Teufel. Die Zeitverhältnisse haben mich so weit herab gebracht. Es stand nicht immer so mit mir. Ich habe Verdienste um Sie, welche ich Ihnen nicht aufklären kann. Aber Ihr gutes Herz wird einen Unglücklichen nicht ohne Hülfe lassen.«

Diese Worte hatten auf Theodor, der früher immer von einem Geheimnisse geträumt hatte, welches über die Corallen-Schnur und das Porträt walte, einen tiefen Eindruck gemacht; er zog seine Börse hervor, gab sie dem geheimnißvollen Fremden, und sagte: »Wenn Sie Verdienste um mich haben, so will ich Sie auch belohnen, und ich werde es bei dieser Aushülfe nicht bewenden lassen, wenn Sie mir wirklich Dienste erwiesen haben. Sprechen Sie, klären Sie mir Alles auf, auf welches Sie nur hindeuten. Sie haben mir Zweifel beigebracht, die ich nicht werde lösen können. Sprechen Sie, wer sind Sie, was wissen Sie von mir? Welches Bewandtniß hat es mit dem Porträt?«

»Ich nehme Ihr Geschenk mit Dank an,« erwiederte der Fremde; »aber fragen Sie nicht weiter; ich kann und darf mich nicht deutlicher erklären, ohne Ihre Ruhe zu stören. Leben Sie wohl. Auf Wiedersehen.«

Der Unbekannte entfernte sich schnell in das Dickicht, wohin ihm Theodor zu Pferde nicht folgen konnte, und verschwand vor seinen Augen.

## Der Unbekannte wird zudringlich.

Die Unterredung mit diesem Manne hatte Theodoren mit Unruhe und Besorgniß erfüllt. In tiefe Gedanken versunken, die ihm sonderbare Zweifel zu-

führten, ritt er langsam nach Hause; aber er konnte nur mit einer gewissen Befangenheit seinen Pflegeltern unter die Augen treten. Der Gedanke: »Vielleicht bist du nicht ihr leiblicher Sohn?« beunruhigte ihn, und erfüllte ihn mit solcher Wehmuth, daß er nur mit Mühe die Thränen unterdrücken konnte. Er war unentschlossen, ob er dem Grafen seine Zusammenkunft mit dem Fremden mittheilen oder verschweigen sollte; auf jeden Fall zitterte er vor der Entwicklung des Räthsels, auf welches der Fremde hingedeutet hatte.

Indessen hatte dieser mehrmal Gelegenheit gefunden, sich Theodoren zu nähern, wenn dieser allein war. Er hatte Abends in der Dämmerung in engen Gassen, durch welche Theodor nach Hause zurück kehrte, und auf dem Wege in den Wald ihm aufgelauert, auch im Gedränge an ihn zu kommen gesucht, oder auf ihn gewartet, wenn er des Nachts aus dem Schauspielhause oder von einer Gesellschaft kam. Er erschien immer sehr geheimnißvoll und räthselhaft, und suchte Theodoren Geld abzulocken, indem er ihm seine Noth darstellte.

Vergebens suchte Theodor den Namen und die Lebensverhältnisse des Fremden von ihm zu erfahren, wie der Unbekannte auch jeder Frage listig auswich, welche sich auf das bezog, was er von Theodors erster Kindheit zu wissen vorgab. Der Fremde wurde endlich so zudringlich, daß Theodor beschloß, Alles, was sich zwischen dem Fremden und ihm ergeben hatte, dem Vater mitzutheilen.

## Wer ist der Unbekannte.

»Dieser räthselhafte Mann,« sprach Theodor zu dem Grafen, »hat beängstigende Zweifel in meine Seele

gestreut. Sagen Sie mir, lieber Vater, bin ich Ihr Sohn, oder gehöre ich andern Eltern an? Ist Letzteres der Fall, so können meine wahren Eltern im Unglücke schmachten, während ich hier durch Ihre Güte im Ueberflusse schwelge. Schrecklich wäre für mich die Lösung des Räthsels, welches mich so sehr ängstiget.«

Der Graf suchte auszuweichen, und sprach mit liebevoller Güte: »Sey ruhig, mein Sohn, blicke auf die vergangene Zeit, soweit du dich erinnern kannst, zurück, und auf die Gegenwart, wie meine Gattin und ich dich immer als unser leibliches Kind behandelt haben. Spricht die zärtliche Liebe, welche deine Mutter und ich dir von der ersten Kindheit erwiesen haben, nicht kräftiger zu deinem Herzen, als die Worte eines unbekannten Abenteurers, der dich einschüchtern, und in dir Zweifel erregen will, um dir leichter Geld abzulocken? Wenn du ihn wieder irgendwo triffst, so frage ihn um seinen Namen, und wenn er sich weigert, ihn dir anzugeben, so versage ihm auch jede Gabe.«

Theodor that, wie ihm der Graf befohlen hatte, und als der geheimnißvolle Unbekannte sich ihm wieder genähert hatte, drang er in ihn, daß er seinen Namen sagen sollte. Der Unbekannte suchte wieder auszuweichen, indem er mit sprudelnder Redseligkeit nur von seiner traurigen Lage und von den Unfällen, die ihn betroffen hatten, sprach.

Theodor ließ sich nicht beirren, sondern sprach im drohenden Tone: »Nur keine Umschweife; Ihren Namen muß ich vor allem wissen; sonst erhalten Sie keinen Heller mehr von mir, und ich zeige Sie als einen zudringlichen Abenteurer bei Gericht an.«

Der Fremde, dessen Säckel vielleicht ganz blank war, nannte sich nun Bordasky, weil er nur durch

Nennung seines Namens eine neue Unterstützung von Theodor erhalten konnte. Dieser reichte ihm einige Silberstücke, und entfernte sich, um seinem Pflegvater Bericht über diese neue Zusammenkunft mit dem Fremden abzustatten.

Der Graf Woronow zog sogleich bei der Polizei Erkundigungen über Vordasky ein, und erfuhr, daß derselbe zur Zeit des Krieges gegen die sogenannten polnischen Patrioten unter den russischen Husaren gedient, den Feldzug gegen Kosciusco mitgemacht, sein Regiment aber entweder mit Abschied oder heimlich verlassen, und seit dieser Zeit weit und breit in der Welt als Spion, Falschspieler und Schleichhändler sich herum getrieben, mehrmal gefänglich eingezogen, nach Verlauf der Strafzeit aber wieder entlassen worden sey.

Der Graf ließ den Abenteurer vor sich kommen, und stellte ihn zur Rede, warum er Theodoren allenthalben heimlich verfolge. Vordasky erklärte mit vieler Keckheit, daß er die Corallen-Schnur und das Porträt an dem Kinde schon gesehen habe, als es, in einen Soldatenmantel gehüllt, im Walde gelegen, daß er genau bestimmen könne, wem Theodor angehöre, und das Geheimniß, dessen Bekanntmachung dem Grafen und dem Pflegsohn in gleiche Verlegenheit setzen würde, verrathen würde, wenn man ihn in seiner Noth verschmachten ließe, oder streng mit ihm verführe.

## Reise nach Frankreich.

Der Graf war über diese Sprache entrüstet; aber die Klugheit rieth, gute Mienen zu dem bösen Spiele zu machen. Er versprach dem Vordasky für die Zukunft eine Unterstützung, wenn er das Geheimniß, wel-

ches er zu besitzen vorgab, verschwiege, und jede Zusammenkunft mit Theodor vermiede.

Theodor, welcher von der Unterredung des Vordasky mit dem Vater nichts Bestimmtes erfuhr, war noch immer durch den Gedanken beunruhiget, daß er von andern Eltern abstammen könne. Um den Sohn zu zerstreuen, und ihn auch das vergessen zu machen, was sich zwischen ihm und Vordasky zugetragen hatte, beschloß der Graf, mit der Gemahlin und dem Sohne nach Frankreich zu reisen. Dadurch glaubte er auch, Theodoren vor allen Nachstellungen Vordaskys, dem er in keinem Falle traute, zu verwahren.

Der Graf erreichte durch diese Reise seinen Zweck vollkommen; die neuen Länder und Gegenstände erheiterten Theodoren so sehr, daß seine Zweifel ganz in den Hintergrund kamen, und er sich an der Seite des Grafen und der Gräfin überaus glücklich fühlte. Besonders aber bot ihm Paris alle Zerstreuungen dar, und mit jedem Tage fand seine Wißbegierde ein neues Feld, wo er reichlichen Stoff zur Befriedigung derselben hatte: denn er besuchte mit seinen Pflegeltern alle Sehenswürdigkeiten und Anstalten dieser weltberühmten Hauptstadt.

## Der Porträt-Maler.

Eines Tages besahen sie eine Gemäldesammlung, in welcher dem Grafen Woronow ein Porträt so wohl gefiel, daß er auf den Gedanken kam, Theodoren von dem nämlichen Künstler malen zu lassen. Er fragte den Aufseher um den Namen desselben, und ob er sich noch mit derlei Arbeiten beschäftige. Dieser antwortete, daß der Maler ein Ausländer, und wie es scheint, von gutem Herkommen, aber durch die inneren Unruhen

in seinem Vaterlande gezwungen worden sey, aus demselben zu fliehen, und sich, da er vorher in guten Umständen sich befunden haben soll, mit Porträt-Malen den Unterhalt zu erwerben suche. »Von seiner Meisterschaft in der Malerei,« sprach der Aufseher mit Wärme, »zeugt, wie Sie selbst sehen, dieses Porträt; daß es aber nach dem Leben ähnlich ist, kann ich bezeugen; denn es stellt meinen Sohn vor, wie er leibt und lebt. Sie werden mich selbst Ihnen verpflichten, wenn sie dem Künstler einen Erwerb geben; denn er ist bei seiner großen Kunstfertigkeit auch ein achtungswerther Mann, der ein besseres Schicksal verdient, als in das er durch Zeitverhältnisse versetzt worden ist.«

Am folgenden Tage begab sich der Graf Woronow mit Theodor in die Wohnung des Malers, welcher Bielawsky hieß, und machte ihm den Antrag, daß er Theodors Porträt malen sollte. Der Maler empfing sie mit Achtung und Freundlichkeit. Er war ein Mann von mittleren Jahren, groß und schlank gewachsen; aber das Unglück, welches ihn betroffen, hatte seine Haare vor der Zeit gebleichet, und seinen Mienen einen Anstrich von Schwermuth aufgedrückt.

Er fing die Arbeit sogleich an, und setzte Theodor in das gehörige Licht. Als er seine Augen längere Zeit auf den Knaben gewendet, und einige Umrisse von seinem Kopfe entworfen hatte, füllten sich seine Augen mit Thränen, so daß sie ihm über die Wangen herabperleten.

»Verzeihen Sie, Herr Graf,« sprach er, »o der Anblick dieses jungen Herrn versetzt mich in eine Stimmung, die ich mir selbst nicht erklären kann. Seine Gesichtszüge, sein Alter, seine Gestalt, und selbst seine Stimme erwecken in mir schmerzhafte Erinnerungen.

Es gibt Wunden, die nie ganz vernarben, und bei leiser Berührung sich wieder öffnen.«

Der Maler trocknete sich die Thränen aus den Augen, und fuhr fort, das Porträt zu entwerfen, bis er für die erste Sitzung hinlänglich vorgearbeitet hatte.

Als Theodor von dem Sessel aus seiner unbeweglichen Stellung sich erhoben hatte, trat ein rein gekleidetes und hübsches Mädchen in das Zimmer, grüßte die Anwesenden ehrerbiethig, und kündigte sich als die Tochter des Malers an, indem sie ihn Vater nannte.

Dieser, der noch bei der Arbeit saß, legte den Pinsel weg, und heftete seine Blicke bald auf die Tochter, bald auf Theodor, und eine innere Bewegung war auf seinem Gesichte leicht zu bemerken, indem es bald erblaßte, bald mit einer Röthe sich überzog. Seine Hand fing zu zittern an, und ein freudiges Gefühl schien sich seiner zu bemächtigen.

»Herr Graf,« rief er aus, »verzeihen Sie dem Künstler, der immer schärfer als andere sieht, seine Verwirrung, aus welcher eine erfreuliche Vermuthung hervorgeht. Betrachten Sie den jungen Herrn und meine Tochter genauer. Finden Sie nicht eine auffallende Aehnlichkeit in ihren Gesichtern und selbst in ihrer Haltung. Selbst ihre Sprache hat viel Aehnliches.«

Bei diesen Worten zog Theodor das Porträt an der Corallen-Schnur hervor, um dasselbe mit den Zügen des Mädchens zu vergleichen, in welcher er etwas Bekanntes gefunden zu haben glaubte. Als der Maler der Corallen-Schnur und des Porträts ansichtig wurde, rief er mit Thränen im Auge aus: »Gott im Himmel, mein Sohn!« Mit diesen Worten fiel er Theodoren um den Hals.

## Das Räthsel löset sich.

Der Graf stand wie versteinert da, das Räthsel war gelöset, Theodor war der lang vermißte, und durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung wieder gefundene Sohn des Malers. Die Corallen-Schnur und das Porträt der Mutter, wie die der Tochter ähnlichen Gesichtszüge waren der unwiderlegbare Beweis, daß Theodor der Sohn des Malers, der ein polnischer Edelmann war, und sich, nachdem die Russen die Oberhand in Polen erlangt, aus dem Vaterlande geflüchtet hatte.

Man machte sich gegenseitige Erklärungen, und Zeit und Umstände trafen genau zusammen, obwohl man nicht genau angeben konnte, wie der Knabe in den Wald gekommen, und dort ausgesetzt worden sey. Der Graf wollte Theodoren, den er wie seinen leiblichen Sohn liebgewonnen hatte, nicht mehr von sich lassen. Er lud Bielawsky ein, mit ihm nach Polen und von da auf seine Güter in Rußland zu reisen, und sein Haus wie das seinige anzusehen. Zugleich versprach der Graf, für die Tochter wie für sein eigenes Kind zu sorgen.

Die Gemahlin des Bielawsky war schon vor mehreren Jahren, vom Unglücke tief gebeugt, gestorben, ohne die Freude zu erleben, ihren schmerzlich betrauerten Sohn je zu sehen, oder von ihm Nachricht zu erhalten. Bielawsky, der sich von seinem wiedergefundenen Sohne nicht mehr trennen konnte, nahm den freundschaftlichen Antrag an, und reisete mit dem Grafen, seinem Sohne und seiner Tochter von Paris ab.

## Beschluß.

Die Reise ging nach Warschau. Dort hoffte der Graf von Vordasky Aufklärungen zu erhalten, wie Theodor in den Wald gekommen, und von seinen Eltern getrennt worden sey. Gleich nach der Ankunft in dieser Stadt ließ ihn der Graf rufen. Aus den Aussagen dieses Abenteurers und den Aufklärungen, welche Bielawsky geben konnte, stellte sich die Geschichte des Knaben so dar:

»Bielawsky war bei dem Ausbruche des Aufstandes gegen die Russen in Polen im kräftigstem Alter und vom Freiheitsschwindel ganz berauscht. Im blinden Eifer überfiel er mit zusammen gerotteten Bauern auf seinem Landgute den Sohn des russischen Generals F*, welcher dort mit einer kleinen Truppenabtheilung lag. Der General ging nun dem Bielawsky immer heftig zu Leibe, um ihn in seine Gewalt zu bekommen, und schlug ihn mehrmal zurück. Er hatte ihm Rache und den Tod geschworen.

Einst gelang es ihm, die ganze Truppe, welche Bielawsky befehligte, zu umzingeln. Bielawsky konnte sich nur durch die Flucht in die Wälder retten, und der General setzte einen Preis auf seinen Kopf. Die Polen unterlagen endlich ganz, als Praga erstürmt, und das große Blutbad in Warschau angerichtet worden war. Bielawsky floh wie ein verfolgtes Wild, von einer Gegend in die andere verscheucht, endlich aus seinem Vaterlande, und mußte sich mit Malen forthelfen. Er kam mit einem französischen Kaufmanne, dessen Bekanntschaft er in der Schweiz gemacht hatte, nach Paris.

Der General F* hatte beschlossen, um an Bie-

lawsky, den er nicht mehr erreichen konnte, die schmerzlichste Rache zu üben, ihm seinen Sohn zu rauben, den er mit seiner Frau und Tochter zurückgelassen hatte. Vordasky, der damals unter den Husaren des Generals diente, und ihm als ein unternehmender und verschmitzter Kerl bekannt war, hatte den Auftrag bekommen, den Raub auszuführen, und den Knaben in einen weit entfernten Wald auszusetzen, oder wenn er dieses nicht könnte, ihn zu tödten.

Vordasky führte den Befehl mit Schlauheit gegen eine reiche Belohnung aus, die ihm der General versprochen, hatte aber doch so viel Menschlichkeit, den Knaben, als er ihn aussetzte, in einen Mantel zu hüllen, um ihn gegen Näße und Kälte zu schützen, und ihm die Corallen-Schnur und das Porträt, welches er am Leibe hatte, zu lassen; damit er daran erkannt werden konnte.«

Bielawsky verlebte seine Tage in dem Hause des Grafen Woronow, und wurde mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Seine Kinder waren sein Trost und sein Vergnügen. Theodor war der Erbe der reichen Besitzungen des Grafen, und die Tochter wurde an einen angesehenen Edelmann verheirathet.

Manuscript von Leop. Chimani.

---

3.

## Angelica Caggioli.

In dem sechzehnten Jahrhunderte breiteten die Türken ihre Macht immer weiter in Europa aus, und

wurden den christlichen Reichen und selbst der Lehre Jesu sehr gefährlich. Der Sultan Selim hatte in der letzten Zeit die Insel Cypern erobert, und bedrohte mit seiner fürchterlichen Flotte Italien, dessen Küsten er immer beunruhigte.

Da verbanden sich Spanien, die damals zur See sehr mächtige Republik Venedig und der Papst gegen den Feind der Christenheit. An den Sultan schloß sich Uchiali, der König von Algier mit seiner Flotte an.

Dieser war ein Renegat, aus Calabrien gebürtig; das ist, einer von den Gottvergessenen, welche, um zeitlichen Gewinn zu erlangen, das Christenthum verläugnen, und zu der mahomedanischen Religion übertreten. Dieser kreuzte immer an den Küsten von Griechenland, und landete auf der, den Venetianern gehörigen Insel Zerigo, um dort zu rauben und zu plündern.

## Eine gute Mutter.

Auf dieser Insel lebte eine gute Wittwe, Namens Angelica Caggioli, welche eben so ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und ihre Geistesbildung, als achtenswerth durch die Reinheit ihrer Sitten und ungeheuchelte Frömmigkeit war. Sie hatte drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Erstere hieß Anna, war zehn Jahre alt, und die Brüder stufenweise um ein Jahr jünger.

Die Mutter verwendete auf die Erziehung ihrer Kinder alle Sorge; sie suchte ihr Herz für Gottesfurcht zu erwärmen, begründete in ihnen fest die Lehren der christlichen Religion, gewöhnte sie zum andächtigen Gebete, verrichtete dasselbe mit den Kindern dreimal des

Tages vor einem Kreuzbilde, und ließ sie im Lesen und Schreiben sorgfältig unterrichten, so daß die drei Kinder in dem damaligen noch rohen Zeitalter Kenntnisse besaßen, welche unter ihren Zeitgenossen nicht allgemein verbreitet waren.

Die Stadt Zerigo wurde durch einen Ueberfall von den Türken genommen, geplündert, die Einwohner theils getödtet, theils auf die Schiffe gebracht, und in die Sklaverei abgeführt.

## Christliche Zeichen.

Die Plünderer erschienen vor dem Thore des Hauses, in welchem Angelica mit ihren Kindern wohnte, und suchten es zu erbrechen. Die fromme Wittwe warf sich mit den Kindern auf die Knie, und fleheten zu Gott um Schutz und Hülfe. Die Barbaren erzwangen den Eingang, raubten Alles, was Angelica besaß, und schleppten sie und ihre drei Kinder auf die Flotte.

Angelica hatte nichts retten können als vier kleine silberne Kreuzbilder, welche die Mutter und die Kinder an seidenen Schnüren um den Hals zu tragen pflegten. Diese hing sie ihnen heimlich auf dem Schiffe um den Hals, und ermahnte sie, dieselben immer als ein Zeichen, daß sie Christen seyen, zu tragen, und das Christenthum in der Sklaverei nie zu verläugnen.

Der König Uchiali, obwohl er ein Renegat war, hatte noch nicht den Haß gegen die Christen von den Türken angenommen, und er gab Befehl, Angelica und ihre Kinder anständig zu behandeln.

Dadurch wurde ihr Schicksal etwas erleichtert; aber große Sorgen für die Zukunft ängstigten sie, und ihr tägliches Gebet war, daß sich Gott ihrer erbarmen,

und ihnen nicht schwerere Leiden auferlegen möchte, als sie ertragen könnten.

## Sieg.

Im Jahre 1571 lieferten die Christen den Muselmännern die berühmte Schlacht bei Lepante, in welcher die ganze türkische Flotte theils in den Grund gebohrt und verbrannt, theils genommen und zerstreut wurde. Mehr als zwanzig tausend Christen wurden aus der Sklaverei befreiet, und durch diesen ausgezeichneten Sieg wurde das Vorurtheil gehoben, welches allgemein verbreitet war, daß die Türken zur See unbesiegbar wären.

Der König Uchiali allein hatte einige Vortheike über die Christen erfochten. Er hatte Malta eingenommen, welches die Malteser=Ritter so tapfer vertheidigten, daß nur drei derselben übrig blieben; alle andere waren im Kampfe gefallen. Uchiali eroberte auch die heilige Fahne der Ritter; ihm war es auch gelungen, die Trümmer der türkischen Flotte nach der verlornen Schlacht zu sammeln, und sie nach Constantinopel zurückzuführen.

Angelica mit ihren Kindern befand sich während dieser Vorfälle in dem Pallaste des Uchiali als Gefangene; sie wurde aber gut behandelt. Sie dankte Gott, daß sie ein leidendlicheres Schicksal als andere Christen=Sklaven hatte, und hörte nicht auf, ihre Kinder heimlich in dem Christenthume weiter zu unterrichten, und im wahren Glauben zu bestärken; denn sie sah ein, welche Gefahren ihnen unter den Muselmännern droheten, und wie man Alles versuchen werde, um sie zum Uebertritte zum mahomedanischen Glauben zu vermögen.

## Trennung.

Der Sultan schätzte die Dienste, welche Uchiali nach der Seeschlacht geleistet hatte, so hoch, daß er ihn nach seiner Ankunft zu Constantinopel zum Groß-Admiral ernannte, und seiner Leitung die ganze Flotte übergab, welche wieder hergestellt werden sollte. Uchiali mußte nun das Meer zu seinem Aufenthalte wählen; denn an einen Frieden, wo er in seiner Residenz-Stadt hätte verweilen können, war jetzt nicht zu denken. Er ließ daher die große Zahl seiner Sklaven verkaufen.

Jetzt erlitt Angelica das Schmerzlichste; sie wurde von ihren geliebten Kindern getrennt. Die zwei Söhne kaufte ein Corsar von Tripolis; die Tochter erhandelte ein jüdischer Kaufmann; die Mutter selbst wurde das Eigenthum eines Renegaten, Namens Momi, eines gebornen Spaniers.

Bei der Trennung beschwor die Mutter die Kinder, nie von dem Christenthume abzufallen, was ihnen auch Schmerzliches widerfahren möchte. Sie ermunterte sie, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen, welcher ihnen nie Schwereres auferlegen wird, als sie werden ertragen können, und der nach seiner unendlichen Weisheit, Güte und Barmherzigkeit ihre Leiden gewiß in Freuden verwandeln wird, wenn es zu ihrem Besten gereicht.

Sie befahl ihnen, das silberne Kreuzbild immer in Ehren zu erhalten, und sich bei dem Anblicke desselben zu erinnern, daß sie Christenkinder seyen, und im Taufbunde versprochen hatten, treu der Lehre Jesu zu leben.

Das Herz blutete der liebenden Mutter, als drei

Kinder von ihr losgerissen wurden; aber sie mußte der Gewalt nachgeben, und sich in ihr Schicksal fügen. Im heißesten Gebete empfahl sie dieselben dem Schutze Gottes, und weinte Tag und Nacht um die Geliebten.

## Eitle Hoffnung.

Anfangs erging es der Mutter in dem Hause des Renegaten Momi gut. Er behandelte sie anständig und mit Schonung; denn er hoffte sie dahin zu bringen, daß sie zu dem mahomedanischen Glauben übertreten, und ihn heirathen würde; denn er hatte an seiner Sklavin Vorzüge des Geistes und Herzens entdeckt, welche er bei den türkischen Frauen vergebens suchte; auch stand sie denselben an körperlicher Schönheit nicht nach.

Seine Hoffnung war aber eitel; denn Niemand verharrte fester bei dem Glauben ihrer Väter als Angelica, und sie würde lieber Alles erduldet haben, als etwas zu thun, was ihr Gewissen gemißbilliget hätte.

Momi wendete Schmeicheleien und Versprechungen, endlich auch Drohungen an; Angelica wies seine Anträge mit Verachtung von sich, und verharrte fest im Glauben.

Da ließ sie Momi in Ketten schlagen, und versagte ihr oft die nöthige Nahrung. Angelica ertrug alle Mißhandlungen mit Geduld, und klagte dem himmlischen Vater in stiller Andacht ihre Noth. Wenn sie lange gebetet hatte, so wurde ihr leichter ums Herz, und es ging ihr ein Strahl der Hoffnung auf, daß es nicht immer so bleiben, und daß ihre Leiden sich enden werden.

Schwerer Kummer aber drückte sie, wenn sie an

ihre Kinder dachte, über deren Schicksal sie sehr besorgt war, und sie konnte für sie nichts anders thun, als daß sie in ihrem täglichen Gebete dieselben dem Schutze des allmächtigen Gottes empfahl.

## Verkauf.

Zwei traurige Jahre verflossen der guten Angelica in dem Hause des Momi, während welcher dieser Corsar mehrere Streifzüge gegen die Küsten von Spanien machte, und mit Beute beladen nach Hause zurück kehrte. Des unstäten Lebens müde, beschloß er dann, in Algier seinen Wohnsitz zu nehmen, und in seinem durch Raub und Plünderung zusammen gerafften Reichthume zu schwelgen.

Jetzt drang er noch mehr in Angelica, daß sie dem Christenthume abschwören, und seine Gemahlin werden sollte. Sie weigerte sich standhaft, und Schmeicheleien und Drohungen konnten ihren Entschluß nicht erschüttern; ja, als er vor ihren Augen Christen spießen und verbrennen ließ, konnte er sie nicht zaghaft machen; weil sie fest entschlossen war, alle Qualen und selbst den Tod lieber zu leiden, als dem wahren Gott untreu zu werden.

Als Momi einsah, daß er gegen die Standhaftigkeit der Angelica nichts vermöge, beschloß er, sie zu verkaufen. Da er hörte, daß ein Kaufmann aus seiner Nachbarschaft eine Christen-Sklavin zur Wärterin seiner dreijährigen Tochter suche, so bot er Angelica ihm zum Kaufe an, und der Handel war bald abgeschlossen.

Angelica verließ das Haus des Momi, in welchem sie unter bald guter, bald schlechter Behandlung vierzehn Jahre zugebracht hatte.

## Wiedersehen.

Der Kaufmann, in dessen Besitz Angelica durch diesen Kauf gekommen war, hieß Cairo Mahomet. Als sie ihn näher betrachtete, glaubte sie, ihn schon irgendwo gesehen zu haben. Er führte sie in sein Haus ein, und stellte sie seiner Gattin vor, welche ein dreijähriges Mädchen an der Hand führte.

Angelica traute kaum ihren Augen, und Furcht und Hoffnung bemächtigten sich ihrer; sie erkannte in der Gemahlin des Türken ihre Tochter Anna, welche Uchiali vor beiläufig vierzehn Jahren an Cairo Mahomet verkauft hatte.

Angelica that sich Zwang an, daß ihre Mienen nicht verriethen, was in ihrem Herzen vorging.

Der Türke stellte sie aber seiner Gattin mit den Worten vor: »Diese Sklavin habe ich gekauft, daß sie dein Kind pflege und es erziehe. Ich habe absichtlich eine Christin gewählt, weil Leute dieser Religion verläßlicher sind, und den Kindern mehr Bildung geben können, als die Weiber unsers Landes.«

»Die Christin soll mir willkommen seyn,« entgegnete die Gattin des Türken, und das Wort erstarb ihr auf den Lippen. Sie glaubte, bekannte Züge in dem Gesichte der Christen-Sklavin zu finden, und sie erkannte bald in derselben ihre Mutter, welche die erduldeten Leiden zwar entstellten, aber der Tochter nach langer Trennung nicht unkennbar machen konnten. Sie erröthete Anfangs bei dem Anblicke ihrer Mutter, weil sie als Türkin vor ihr stand; aber die kindliche Liebe überwog alle Scham.

Als Cairo sich entfernt hatte, fiel sie der Mutter in die Arme, und sagte, daß sie das im Herzen nicht

sey, was ihre Kleidung verrieth, sondern noch immer Jesum Christum heimlich bekenne. Häufige Thränen flossen von beiden Seiten, und das Herz der Mutter und Tochter schlug hoch, als sie einander in den Armen lagen.

Angelica erzählte nun, auf welchen wunderbaren Wegen der Vorsehung sie in das Haus des Cairo und zu ihrer Tochter gelangt sey, und ihr Herz sprach lauten Dank gegen den Lenker unserer Schicksale aus, der sie wunderbar zu der Tochter geführt hatte.

Dann sprach Anna von allen Begebenheiten, welche sie betroffen hatten, seit sie von der Mutter getrennt worden war. Sie sagte, daß Cairo sie immer, seitdem er sie von Uchiali gekauft, gut behandelt und mit aller Sorgfalt erzogen habe. Er habe sie aber zuletzt gezwungen, zur mahomedanischen Religion überzutreten, und ihn zu heirathen. Sie versicherte die Mutter, daß sie es nur zum Scheine gethan habe, und im Herzen immer eine Christin geblieben sey, und nichts sehnlicher wünsche, als unter die Christen wieder zurückzukehren. Sie sagte weiter, daß sie aus der Ehe mit Cairo das einzige Töchterchen habe, dem sie auch eine christliche Erziehung wünsche.

## Vorsatz.

Die Mutter erschrack Anfangs, als sie hörte, daß Anna den mahomedanischen Glauben angenommen habe; sie tröstete sich nur mit der Versicherung der Tochter, daß sie die Lehren der Mutter immer treu in dem Herzen bewahret, und insgeheim immer die christliche Religion geübet, wie auch den Christen-Sklaven alle Wohlthaten habe zufließen lassen, welche in ihrer Macht standen. Da die Tochter auch wiederholt den Wunsch

äußerte, bald zu den Christen zurück zu kehren, so beteten Beide zu Gott, daß er ihnen Mittel und Wege zeigen möchte, um sich aus der Sklaverei zu retten.

Beide verabredeten aber, daß sie dem Cairo nicht verrathen wollten, wie nahe ihre Herzen miteinander verwandt seyen, und sie mußten sich in seiner Gegenwart den größten Zwang anthun, damit er ihr Einverständniß nicht gewahr werde.

Angelica blieb nun als Wärterin und Erzieherin ihrer Enkelin im Hause, und bei diesem Geschäfte waren ihr mehrere Monate in der Nähe der Tochter angenehm verflossen. Sie dankte Gott, daß er ihr Schicksal so glücklich gewendet hatte, und flehete im täglichen Gebete zu ihm, daß er sie, die Tochter und Enkelin aus den Händen der Mahomedaner befreien möchte; aber es wollte sich keine Gelegenheit hierzu zeigen.

Endlich ereignete sich eine Begebenheit, welche die beiden Frauen mit guter Hoffnung erfüllte. Ihre Wohnung war unfern des Bagno, oder Sklavenhauses, in welchem die Sklaven nach gethaner Arbeit und bei der Nacht verwahrt wurden. Ein Fenster ihrer Wohnung eröffnete die Aussicht auf den Platz vor dem Bagno. Da unter den Sklaven sehr viele Christen waren, so wünschten die beiden Frauen schon längst, einen derselben in ihr Geheimniß zu ziehen, der ihnen, wenn er einst losgekauft würde, zu ihrem Plane sehr nützlich werden könnte. Aber sie fanden keine Gelegenheit, sich mit einem derselben ins Einvernehmen zu setzen. Doch Cairo selbst, oder vielmehr die göttliche Fürsehung, führte eine ganz unvermuthet herbei.

## Standhaftigkeit.

Eines Tages stand Cairo mit seiner Gemahlin an diesem Fenster, als die Sklaven in de.. Bagno ge=

bracht wurden, und sagte: »Die Christen sind eine besondere Secte, die sehr halsstärrig auf ihrem Glauben beharren. Man kann sie von demselben nicht abbringen. Dort ist ein junger Christen-Sklave, nicht viel über zwanzig Jahre alt, der innerhalb acht Tagen drei Mal die Bastonade auf die Fußsohlen bekommen hat, weil er immer die Gebete der Christen verrichtet. So hart er gezüchtiget worden ist, so hartnäckig bleibt er bei seinem Glauben; ich glaube, daß er jetzt wieder betet.«

Anna stellte sich, als wenn sie auch über den Sklaven aufgebracht wäre, und bat den Gemahl, daß er ihr denselben zeigen möchte. Er wies auf einen jungen Mann hin, der vor dem Bagno auf Stroh lag, die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gewendet hatte, und zu beten schien.

»Ich wette,« sagte Cairo, »daß er jetzt wieder betet. Wenn dieser halsstärrige Sklave mir angehörte, so würde ich ihn auf der Stelle spießen lassen.«

Als Cairo sich entfernt hatte, erzählte sie ihrer Mutter, was sie eben gesehen und gehört hatte. Beide waren der Meinung, daß sie sich einem Menschen anvertrauen könnten, der so fest und unerschütterlich an dem Christenthume hielt, und selbst durch die größten Qualen von demselben nicht abwendig gemacht werden könnte. Bald darauf, als Anna sah, daß dieser Sklave ganz allein bei dem Bagno zurück blieb, öffnete sie das Fenster, langte mit dem Arme hinaus, und winkte ihm mit einem Tuche, daß er näher kommen sollte.

Er rutschte auf den Knieen bis unter das Fenster; denn er konnte nicht gehen, weil die Fußsohlen von den Schlägen noch wund waren. Anna warf ihm einiges Geld durch das Fenster zu; er las es auf, kreuzte seine Hände über die Brust, und beugte sich zur Erde zum

Danke für die Wohlthat. Anna schloß das Fenster zu, und der Sklave entfernte sich.

## Ein Billet.

Am folgenden Tage um die nämliche Stunde, in welcher alle Sklaven aus dem Bagno zu der Arbeit abzugehen pflegten, zeigte sich Anna wieder am Fenster, und winkte dem jungen Christen-Sklaven, welcher wegen der geschwollenen Füße noch nicht auf denselben stehen konnte. Sie ließ noch mehr Geld hinabgleiten, welches in ein Papier gewickelt war, auf dem Folgendes geschrieben war: »Lieber Christ und Glaubensgenosse! dein Starkmuth, welchen du in der Bekenntniß des Glaubens gezeigt hast, ist uns Bürge, daß du nicht nur in dem Christenthume gut unterrichtet bist, sondern auch Gott treu dienest. Du sollst auch uns deine Gottesfurcht und Treue bewähren: wir vertrauen dir. Erforsche die übrigen Christen-Sklaven, ob du nicht einen oder den andern findest, dem du dich anvertrauen kannst. Wir wollen dir und ihm das erforderliche Geld geben, daß ihr euch loskaufen könnet: aber ihr müsset uns versprechen, daß ihr uns allen Vorschub leisten werdet, daß zwei Christinnen aus der Sklaverei entkommen können. Antworte uns schriftlich. Hier an dem nämlichen Orte erwarten wir deine Antwort morgen oder die folgenden Tage. Gott schütze dich und uns!«

Drei Tage verflossen, ehe der Christen-Sklave jemanden an dem Fenster sah, der ihm die Antwort abgenommen hätte; denn Cairo verließ in dieser Zeit das Haus nicht, und Anna konnte sich nicht ungesehen an das Fenster begeben, wo sie der Sklave erwartete. Endlich an dem vierten Tage erschien sie, und warf

noch mehr Geld hinab, als das erste und zweite Mal. An einen Bindfaden, welchen sie hinabließ, band der Sklave die schriftliche Antwort.

Sie lautet also: »Gott vergelte Ihnen die Wohlthat, welche Sie mir erweisen. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als bald aus der Sklaverei befreit, um der vielen Leiden enthoben zu werden, und Gott ungehindert zu dienen. Ich lebe schon seit meinem zehnten Jahre unter den Ungläubigen, und doch hänge ich fest an dem Christenthume, in welchem ich leben und sterben will. Täglich bete ich zu Gott, daß er mich stärken, und in dieser reinen Gesinnung erhalten möchte. Eben deswegen mißhandeln und peinigen mich die Muselmänner. Doch der barmherzige Gott hat Sie, unbekannte Frauen, gesendet, um mich zu retten. Ich bin bereit, Alles zu thun, was Sie von mir verlangen. Ich habe unter den Sklaven zwei fromm gesinnte Neapolitaner gefunden, denen wir uns ganz anvertrauen können. Diese Beiden und ich sind bereit, das Leben zu opfern, um sie aus der Gefangenschaft zu retten.«

## Ahnung.

Diese Antwort belebte die Hoffnung der Mutter und Tochter; aber sie brachte Erstere noch auf einen andern Gedanken, der sie theils mit Freude, theils mit Wehmuth erfüllte. Sie sagte zu Anna: »Dieser Sklave hat sich geäussert, daß er in einem Alter von zehn Jahren unter die Ungläubigen gerathen ist. Eben so alt war mein Sohn, als man ihn mir entrissen hat. Ich glaubte schon früher, bekannte Züge an dem Sklaven wahrzunehmen. Wie, wenn er mein Sohn und dein Bruder wäre.«

»Gott ist barmherzig: er hat mich auf wunderba-

ren Wegen zu dir geleitet. Vielleicht führt er mir auch meine zwei geliebten Söhne zu.«

Beiden schien es wahrscheinlich, daß der Sklave der ältere Bruder Anton sey, und sie beschlossen, ihn näher zu erforschen. Sie warfen ihm einen Zettel zu, durch welchen sie ihn aufforderten, ihnen zu schreiben, wie er heiße, woher er sey und was er von seinen Eltern wisse.

Der Sklave antwortete, daß er Anton Caggioli heiße, mit seiner Mutter, seiner ältern Schwester und einem jüngeren Bruder in einem Alter von neun Jahren auf der Insel Zerigo geraubt, nach Algier abgeführt, von Uchiali an einen Corsaren von Tripoli mit seinem Bruder verkauft worden sey, dem sie lange gedient hatten. Vor beiläufig vier Monaten habe dieser Corsar auf ein neapolitanisches Schiff auf offener See Jagd gemacht, und dasselbe geentert. Der Sklave und sein Bruder seyen auf dem Schiffe des Kapers mit ausgelaufen. Im Handgemenge sey der jüngere Bruder auf das neapolitanische Schiff, welches sich tapfer gegen den Corsären, vertheidigte gesprungen, und habe sich vermuthlich in den Schutz der Christen begeben. Beide Schiffe haben sich dann, da keines dem andern Meister werden konnte, wieder getrennt, nachdem Beide großen Verlust erlitten hatten. Der Corsar sey in Algier wieder eingelaufen, habe seine Raubzüge aufgegeben, und ihn und die zwei Neapolitaner, welche er in dem letzten Gefechte gefangen genommen hatte, nebst allen übrigen Sklaven verkauft.«

Angelica konnte sich vor Freude nicht fassen, daß sie ihren älteren Sohn in ihrer Nähe und den jüngeren gerettet wußte. Auch Anna theilte ihre Freude.

»Gott hat mir meine beiden Söhne erhalten,« rief

sie aus," und er wird mir die Gnade verleihen, daß wir wieder mit einander vereiniget werden."

Mutter und Tochter kamen aber überein, daß sie sich dem jungen Sklaven noch nicht zu erkennen geben sollten, bis er losgekauft wäre, damit er sich und sie in dem Uebermaße der Freude nicht verrathe.

## Vorbereitung.

In dieser Zeit schickte die Bruderschaft von Gonfalon in Rom vier Capuciner-Mönche nach Algier, um Christen-Sklaven loszukaufen. Der Bischof von Ampurias in Katalonien war in ihrer Gesellschaft. Bald nach ihrer Ankunft traten sie mit Cairo in Unterhandlung, um einige seiner Sklaven loszukaufen.

Dadurch erhielt Anna Gelegenheit, den Bischof kennen zu lernen. Er kam eines Tages, als Cairo nicht zu Hause, und Anna mit Angelica allein war. Sie eröffneten ihm ihr Herz, und erzählten ihm ihre ganze Lebensgeschichte. Sie eröffneten ihm, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als von Algier weg in die Gesellschaft der Christen wieder zu kommen, und daß sie einen Christen-Sklaven schon in ihr Geheimniß gezogen hätten. Sie gaben ihm die erforderliche Summe Geldes, und baten ihn, diesen und die zwei Neapolitaner loszukaufen, und mit ihnen mitzuwirken, daß sie aus dem Hause des Cairo befreiet, und nach Italien zurückgeführt werden könnten. Zugleich brachte ihm Anna ihr Töchterchen, welches er taufte, und dem er den Namen Maria beilegte.

Der Bischof versprach, ihnen in Allem an die Hand zu gehen, und zur Flucht behülflich zu seyn. Anton und die zwei Neapolitaner wurden von ihm losgekauft.

Einen Tag früher, als sie die Freiheit erhielten, gaben Anna und Angelika dem Anton das Zeichen durch das Fenster, daß er sich ihnen nähern sollte. Sie warfen ihm ein Tuch zu, in welches Geld und Schmuck eingebunden war. Auch ein Brief von Angelica befand sich in demselben, der Folgendes enthielt: »Mein geliebter Sohn! Es ist jetzt an der Zeit, den Schleier zu lüften. Die zwei Unbekannten, welche dich und die zwei Neapolitaner aus der Sklaverei befreien wollen, und von euch entgegen ihre Freiheit erwarten, sind deine Mutter und deine Schwester. Der Bischof von Ampurias wird dir hierüber noch weitere Aufklärung geben. Reise mit ihm, wenn du frei bist, nach Italien, und rüste von dem Gelde und Schmucke, welchen wir dir hier übergeben, ein Fahrzeug aus, um uns aus der traurigen Lage, in welcher wir uns befinden, zu befreien.«

»Wir gehen bald mit Cairo auf sein Landhaus, welches gegen Westen nur drei Stunden weit von hier entfernt ist. Die zwei Neapolitaner, wenn sie losgekauft sind, sollen noch einige Zeit in Algier zurückbleiben, im Einverständnisse mit uns Alles zu unserer Flucht hier vorbereiten, und uns einen Wink geben, wenn du mit deinem Schiffe hier wieder angekommen bist.«

»Gott wird uns beistehen, weil unsere Absicht gut ist. Er wird dich glücklich nach Italien und von da wieder zurück geleiten. Wisse, daß wir dich mit Ungeduld zurück erwarten. Rette Leben und Zufriedenheit deiner Mutter und Schwester, welche schon so lange unter den Ungläubigen schmachten.«

Anton war über den Inhalt dieses Briefes entzückt, und er wäre gern hingeflogen, um seine Mutter

und Schwester zu umarmen; aber die Umstände verboten es ihm. Er dankte Gott, daß er ihm auch noch diese Freude bereitet hatte.

Am folgenden Tage wurden er und die zwei Neapolitaner losgekauft. Sie untersuchten zuerst genau die Lage des Landhauses, und die Meeresküste, in deren Nähe dasselbe lag. Sie entdeckten auf der Rhede hinter hohen Felsen einen sichern Ankerplatz, wo ein Schiff ganz verborgen einlaufen könnte.

Das Geschäft der Capuciner und des Bischofes war bald geendet, die Sklaven, so weit ihr Geld reichte, waren losgekauft, und Anton schiffte sich mit ihnen nach Italien ein. Die zwei Neapolitaner blieben in Algier zurück, und benachrichtigten Angelica und Anna, daß Anton nach zwei Monaten zurückkommen werde, und daß Alles vorbereitet sey, um sie auf das Schiff zu bringen, mit welchem er heimlich landen werde. Sie versprachen, daß sie der Mutter und Tochter von seiner Ankunft sogleich Nachricht geben werden.

Diese fleheten täglich zu Gott, daß er den geliebten Sohn und Bruder glücklich nach Italien, und von da zurück nach Algier geleiten, und sie beschützen möchte, daß sie glücklich auf sein Schiff gelangen könnten.

## Der Bruder.

Bald nach der Abreise des Sohnes und Bruders erkrankte Cairo. Dieses beschleunigte die Abfahrt nach dem Landgute, weil er von der reineren Landluft Genesung hoffte. Frau, Tochter und Angelica mußten ihn dorthin begleiten; auch nahm er eine zahlreiche Dienerschaft mit.

Doch der Wechsel der Luft konnte seine zerstörte Gesundheit nicht wieder herstellen. Die Krankheit verschlimmerte sich zusehends, und nach vierzehn Tagen war er eine Leiche. Er setzte seine Gattin zur Erbin aller seiner Güter ein.

Während dieses in der Nähe von Algier vorging, war Anton glücklich in Neapel angekommen, und der Bischof von Ampurias empfahl ihn dem Vice-Könige, der ihm ein Fregatte überließ, welche Anton mit Eile ausrüstete.

Als der Bischof dem Vice-König die Begebenheiten erzählte, welche den Anton, seine Mutter und Geschwister betroffen hatten, war ein neapolitanischer Schiffs-Capitän gegenwärtig, welcher sagte, daß ein Theil dieser Geschichte ihm von einem Gefangenen, welchen er auf seinem Schiffe noch festhielte, erzählt worden sey, und daß dieser leicht Antons jüngerer Bruder seyn könne.

»Als ein Corsar von Tripolis,« fuhr der Capitän fort, »mein Schiff enterte, sprangen mehrere von dem Schiffe des Corsaren auf das meinige, unter diesen auch der junge Mensch, welcher, nachdem die Schiffe wieder getrennt waren, vorgab, daß er es absichtlich gethan habe, um wieder unter Christen zu kommen, weil er auf der Insel Cerigo gebürtig, und immer ein Christ geblieben sey. Er erzählte mir dann seine ganze Geschichte, welche ich aber für eine Erdichtung hielt.

Der Vice-König befahl, daß dieser Gefangene vorgeführt werden sollte, und auch Anton wurde gerufen. Die nicht ganz verstellten Gesichtszüge, und das kleine silberne Kreuzbild, welches sie noch als Knaben von der Mutter erhalten hatten; machten sie Beide

einander kennbar. Sie fielen einander in die Arme, und ihre Freude war unbeschreiblich. Anton erzählte nun dem Bruder, welcher sogleich in Freiheit gesetzt wurde, was er von der Mutter und Schwester wußte, und wie er eine Fregatte ausrüste, um sie von Algier abzuholen.

Der jüngere Bruder bot sich an, daß er die Reise mitmachen wolle, um die Mutter und Schwester zu befreien. In acht Tagen war die Fregatte ausgerüstet und bemannet, und man lichtete die Segel, um nach Algier zu schiffen.

## Hinderniß.

In dieser Stadt thürmten sich indessen große Hindernisse auf, um die Flucht der Mutter und Tochter zu bewerkstelligen. Cairo hatte seiner Gemahlin große Reichthümer hinterlassen. Schon einen Monat nach dem Tode des Cairo bot ihr ein Cadi oder Richter, welchen ihre Reichthümer anlockten, seine Hand an. Anna schlug sie aus.

Das Richteramt dieses Mannes ging zu Ende, und er mußte bei der hohen Pforte die Fortdauer desselben ansuchen. Er konnte sie nur durch reiche Geschenke bei den Ministern des Großherrn erhalten. Eine Verbindung mit Anna bot ihm die Mittel dazu dar. Er brachte es bei dem Vice-König von Algier dahin, daß dieser Anna auftrug, den Cadi zu heirathen, und mit ihm nach Constantinopel zu gehen.

Das war ein Donnerschlag, der alle Hoffnungen Annens zernichtete. Es waren seit Antons Abreise schon bald zwei Monate verflossen. Er mußte bald zurück kommen. Die zwei Neapolitaner schlichen täglich an der Meeresküste herum, und späheten nach dem

Schiffe, mit welchem er landen sollte. Wenn Anna gezwungen würde, den Cadi zu heirathen, und mit ihm nach Constantinopel zu ziehen, so wäre ihr ganzer Plan vereitelt. Mutter und Tochter wendeten sich im täglichen Gebete zu Gott, daß er sie aus dieser Verlegenheit retten möchte.

## Wiedersehen.

Da erfand Anna einen Ausweg. Sie schickte dem Cadi fünf tausend Thaler, daß er sich deren als seines Eigenthums bedienen sollte. Dieser machte auch nur auf ihr Geld Jagd, und bekümmerte sich um sie nicht mehr, da er die erforderliche Summe zu den Geschenken für die Minister hatte, und reisete nach Constantinopel ab.

Als Anna seiner Zudringlichkeit enthoben war, erwartete sie mit ihrer Mutter den Augenblick sehnlich, in welchem der Sohn landen würde.

Da vernahmen die beiden Neapolitaner, deren Wachsamkeit nichts entgehen konnte, bei der Nacht, daß ein Schiff auf der Rhede ankerte. Bald stieß ein Boot vor demselben nach dem Lande ab, und mehrere Menschen stiegen aus. Die zwei Neapolitaner näherten sich ihnen behutsam, erkannten Anton, und alle, unter diesen auch der jüngere Bruder, und gingen in aller Stille nach dem Landhause, in welchem Angelica und Anna sich befanden. Bei dem Boote ließen sie hinlängliche Wachen zurück, welche es gegen einen Ueberfall schützen konnten.

Die beiden Neapolitaner gaben das verabredete Zeichen, indem sie dreimal mit Steinchen an das Fenster des Zimmers warfen, welches Angelica bewohnte. Sie kam mit Anna herbei, erkannte die Stimme der

beiden Neapolitaner und vernahm, daß auch ihr Sohn Anton gegenwärtig sey, und sie und Anna eilten nun zum Hausthore, um ihnen dasselbe zu öffnen. Alle traten ohne Geräusch ein.

Angelica umarmte ihren Sohn Anton; aber wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als ihr Anton den Bruder, ihren jüngeren Sohn, vorstellte. Sie konnte vor Ueberraschung kein Wort vorbringen. Beide Brüder umschlangen sie, und schwelgten im Uebermaße der Freude, welche Anna, die auch in ihren Armen lag, mit ihnen theilte.

## Beschluß.

Anna schenkte allen ihren Christen-Sklaven die Freiheit, und versah sie mit Waffen, welche sie schon früher vorbereitet hatten. Sie sollten sie auf das Schiff begleiten, und mit ihr nach Europa zurückkehren. Alles, was vom Werthe und leicht tragbar war, wurde mitgenommen, und unter die Mannschaft vertheilt; daß sie es an Bord des Schiffes bringen sollten. Angelica nahm die kleine Marie auf den Arm; alle fielen auf die Knie, und fleheten zu Gott, daß er ihre Flucht schützen, und sie glücklich nach Italien geleiten möchte. Dann eilten sie an die Küste zu dem Boote, in welchem sie an Bord der Fregatte ohne Unfall gelangten.

Die Fregatte lichtete schnell die Segel, und befand sich schon auf offener See, als der Tag zu dämmern anfing. Ihre Flucht war aber nicht unentdeckt geblieben. Ein junger Sklave war an der Küste, als sie sich einschifften, und hatte alles beobachtet. Er hatte es aber nicht gewagt, Lärm zu machen, weil er zu viele Bewaffnete gesehen hatte. Er war aber sogleich nach Algier geeilt, und hatte alles verrathen.

Man suchte dann im Landhause nach, und da man weder Anna und ihre Tochter, noch Angelica und die Christen-Sklaven fand, sendete der Vice-König sogleich zwei Schiffe nach, um die Fregatte aufzusuchen. Sie konnten sie aber nicht mehr einholen, und die Fregatte lief glücklich in dem Hafen von Majorca ein, wo die Reisenden einige Zeit sich aufhielten.

Von da segelten sie auf einem Kriegsschiffe nach Italien, denn sie fürchteten, daß die Fregatte von algier'schen Raubschiffen möchte angegriffen werden. Sie kamen ohne Unfall in dem Hafen von Livorno an, und reiseten nach Rom. Die Bruderschaft von Gonfalon zog ihnen im feierlichen Zuge entgegen, und führte sie unter einem sehr großen Zulauf des Volkes in die Stadt ein.

Angelica wurde mit ihren Kindern und ihrer Enkelin dem Papste Sixtus vorgestellt, vor dem Anna den mahomedanischen Glauben abschwor, und das christliche Glaubensbekenntniß ablegte.

Alle dankten Gott im feierlichen Gebete, daß er sie auf wunderbaren Wegen in dem Lande der Ungläubigen miteinander vereiniget, und glücklich unter die Christen zurückgeführt hat. Alle lebten von nun an in Ruhe und Frieden, dienten Gott und dem Nächsten, und ein sanfter Tod beschloß ihr gottseliges Leben.

Manuscript von Leop. Chimani.

## 4.

## Die unverhofft strafende Vorsehung.

In den neunziger Jahren ritt ein, dem äußern Ansehen nach sehr wohlhabender Mann, von einem Bedienten begleitet, am frühen Morgen in eine Stadt Großbritanniens ein. Er stieg in einem der ersten Gasthöfe ab, und fragte gelegenheitlich den Wirth, was es hier wohl Merkwürdiges und Sehenswerthes gäbe. Mit tiefer Verbeugung gab dieser Bescheid, daß es an dergleichen gar nicht fehle, indem dieser Tage eine Schauspielertruppe angelangt wäre, und gerade die Gerichtswochen eingetreten seyen; er möge ja diesen Morgen nicht versäumen, auf das Rathhaus zu gehen, indem dort über einen berüchtigten Strassenräuber Gericht gehalten würde, was schon eine Menge Menschen hingezogen habe. Der Fremde bemerkte hierauf, daß er gar nicht in dem Orte bekannt sey, und daher nicht hoffen könne, einen guten Platz zu finden. —

»Ei behüte!« erwiederte der freundliche und redselige Wirth, »einem solchen Herrn gefällig zu seyn, wird sich, Jedermann zur Ehre schätzen. Doch ich will gleich selbst mitgehen.« —

Gesagt, gethan — und durch seines Führers eindringliche Verwendung bei den Unterbedienten des Gerichtshofes erhielt der Reisende einen der besten Plätze, nicht weit vom Oberrichter selbst. Eben führte man den eingefangenen Straßenräuber herein, aber die öffentliche Aufmerksamkeit war mehr auf den vornehmen fremden Herrn, als auf den armen Sünder gerichtet, der nun gefragt ward, ob, und was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen wisse. — Dieser betheuerte, er habe kei-

nen Theil an dieser That und sey unschuldig; er wisse nichts davon, wessen man ihn beschuldige, und sey um die nämliche Zeit, wie er schon früher gesagt, ganz anderswo beschäftigt gewesen; kenne aber die Menschen nicht, die ihm dieß bezeugen könnten, und empfehle daher, da er, sie aufzufinden, nicht vermögend sey, die unfehlbare spätere Entdeckung seiner Unschuld dem gerechten Himmel. In diesem Augenblicke traf sein bisher in dumpfer Hoffnungslosigkeit zur Erde gesenkter Blick auf den Fremden, und mit einem lauten Schrei stürzte er rücklings zu Boden. Man brachte ihn mit Mühe wieder zu sich, und seine ersten Worte waren: »Wo ist er? — Ist es möglich? — Großer Gott! — So wäre doch noch Rettung möglich!« Der Richter fragte mit ernsten milden Worten, was dieses Benehmen und diese Ausrufungen sagen wollten. Mit Thränen in den Augen rief der Beschuldigte: »O, mein Herr! es giebt eine ewige Vorsehung. Der Herr dort, nicht weit von Ihnen, kann mir Zeugniß geben, daß ich an jenem Tage nicht an dem Orte der That gewesen bin, und folglich unschuldig gerichtet werde.«

»Wie! sprach der Richter, ist etwas an dieser Sache, mein Herr! oder wäre es blos ein Vorwand, um eines kurzen Aufschubs willen? Kennen Sie diesen Menschen?« — Der Reisende erstaunt, betrachtet den Mann mit der größten Aufmerksamkeit, und wendet sich dann zum Richter mit den Worten: »Es thut mir leid, mein Herr, aber ich kenne den Mann nicht.« Das dacht ich wohl, versetzte der Richter, er treibt nur sein Spiel mit uns. Aber der Angeklagte that ganz jämmerlich, und bat den Fremden, ihn doch recht anzusehen; er müsse sich ja seiner erinnern.

Umsonst, dieser widersprach, und der Richter war

schon im Begriff den Spruch dem Geschwornengerichte abzunehmen, als der arme Sünder auf die Knie niederfiel, und nur noch um wenige Minuten Aufschub bat, indem er mit einem oder dem andern Umstand den Fremden gewiß auf die Spur der Erinnerung zu bringen, und so sein Leben zu retten im Stande seyn werde.

Der Richter gab dieser Bitte nach, und die Aufmerksamkeit ward immer gespannter.

»Ich bitte Sie, fuhr der Angeklagte fort, »mein guter Herr! erinnern Sie sich nicht eines Mannes in einer Matrosenjacke, der an dem und dem Abende zu Cork Ihren Koffer vom Strand ins Wirthshaus brachte?«

Der Fremde dachte einen Augenblick nach, und erwiederte hierauf: »Ich kann es so genau nicht sagen, ich hatte damals wohl andere Dinge im Kopf; aber möglich wäre es, es schwebt mir dunkel etwas dergleichen vor.«

Dem armen Menschen war ganz weh und ängstlich, als er die vielen Schwierigkeiten sah, die des Reisenden kurzes Gedächtniß seiner Rettung entgegensetzte. Endlich schob er die Haare über dem rechten Schlafe weg, nahte sich ihm und sagte: »Erinnern Sie sich auch nicht, daß sie den nämlichen Mann, der Ihren Koffer trug, fragten, ob er wohl Soldat gewesen, und daß er Ihnen diese Narbe gezeigt hat, die er im Kampfe für König und Vaterland erhalten, worauf Sie ihm eine halbe Krone geschenkt!«

»Großer Gott!« rief jetzt der Fremde aus, und wendete sich an den Oberrichter, »auf einmal steht Alles wieder vor mir, und ich kann nicht anders glauben, als daß dieß der Mann ist, der mir an jenem

Abende zu Cork behülflich war; nur sein Gesicht war mir nicht gegenwärtig, und mancherlei verdrüßliche Geschäfte hatten mir den ganzen Vorgang aus dem Sinne gebracht. Aber ich kann darüber sogleich Gewißheit erhalten; denn ich habe die Gewohnheit, alle meine Ausgaben aufzuschreiben, und das Datum muß bei jener dabei stehen.

Man verglich die Angabe mit der Schreibtafel. Alles traf richtig ein. Der Fremde mußte, zu aller Vorsicht, Namen, Stand und Wohnort ausweisen und beschwören. Das Gericht sprach sein »Nichtschuldig,« und mit frohem Herzen verließ Jedermann die Gerichtsstube.

Drei Wochen darauf wurden der Losgesprochene und der fremde Herr nebst seinem Bedienten in einer andern Gegend bei einem Raubmord aufgefangen, und alle drei als alte Räuber und Mörder erkannt, und durch das Schwert hingerichtet. —

Erkenne da, lieber Leser! die unverhofft strafende Vorsehung, und glaube es, jedes Laster findet seinen Richter und seine Schande. Darum habe stets Gott vor Augen und handle recht, gesehen wie ungesehen; denn der Fluch des Herrn trifft das Haus des Gottlosen; hingegen kehrt Gottes Segen in der Hütte des Gerechten ein. —

(Bl. z. B. u. E.)

## 5.

# Die Kraft des Gebetes.

Vor wenigen Jahren trug es sich zu, daß der einzige Sohn einer Wittwe, als er das gesetzliche Alter erreicht hatte, sich sein Vermögen herausgeben ließ und an eine lustige Gesellschaft sich anschloß, bei der er allen seinen Lüsten die Zügel schießen ließ. Das wachsame Aug der Mutter erkannte bald die große Gefahr, in der er schwebte, und versuchte alles Mögliche, ihn von dem leiblichen und geistlichen Verderben abzuhalten, dem er entgegeneilte; aber alle ihre Ermahnungen waren in den Wind geredet. Als sie aber eines Tages erfuhr, daß ihr Sohn mit seiner Gesellschaft wieder zu einem Schmaus und Trinkgelage gehen wolle, so versuchte sie nochmals ihre Ueberredungskunst, um ihn davon abzuhalten, allein wieder vergeblich: denn der Sohn gab ihr zur Antwort: »Mutter, ich gehe eben.« Darauf sagte sie: »Nun denn, Johannes! wenn du eben doch gehst, so weiß ich schon, was ich thun will; ich schließe mich in meine Kammer ein, werfe mich vor Gott auf meine Knie nieder und höre nicht auf für dich zu beten, bis ich dein Antlitz wieder sehe.«

Auf das geht der Sohn fort zu seiner Gesellschaft; aber er findet das gesuchte Vergnügen nicht; eine innere Unruhe beängstigte ihn gewaltig. Während seine lockern Genossen unter lärmendem und muthwilligem Getöse die Becher leerten, und durch ärgerliche und unreine Reden und Gesänge sich wohl unterhielten, sogar durch eidliche Versprechen einander zur Sünde und dem Laster aufmunterten, machte ein tiefes Sinnen ihn

für Alles, was um ihn geschah, gefühllos; es schien, als hörte und sehe er nicht, was die muntern Gesellen thaten und redeten. Schon fielen sie mit Spottreden über ihn her, nannten ihn feige und einen Thoren, der das Leben, das man nur einmal lebt, nicht zu genießen wüßte, und sehr geschaffen wäre, in ein Kloster zu gehen, wo er seine Tage von der Welt abgeschlossen hinbrüten könne. Dieß war ihm aber auch Anlaß genug, um einem unwiderstehlichen Triebe, von dannen zu gehen, auf der Stelle zu folgen und die heillose Gesellschaft zu verlassen. Ein Kirchlein war in der Nähe, der allerseligsten Jungfrau Maria geweiht, das er nicht vorüber gehen konnte. Er ging daher in dasselbe, und die ungestörte Einsamkeit behagte ihm sehr wohl, sein Herz ganz vor Gott auszuschütten.

Im Lichte der Gnade sah er die Abwege, auf denen er bisher gegangen, sah den Abgrund, an dem er noch vor wenigen Augenblicken gestanden hatte. Mit reuigem und zerknirschtem Herzen bat er den Allbarmherzigen um Gnade und Erbarmen, flehte dann, wie er von seiner Mutter zu thun öfters Aufmunterung erhielt, Maria um ihre mächtige Fürbitte an, auf daß er Kraft und Stärke bekäme, von der Bahn des Lasters abzustehen und den Pfad der Tugend zu gehen. So betete er, solche heilige Entschliessungen faßte er; aber die Ruhe des Herzens fand er noch nicht. Betrübt eilte er der Heimath zu; im Hineilen fiel ihm der Gedanke bei: »Ach! vielleicht betet meine Mutter noch in ihrer Kammer verschlossen: vielleicht hat Gott ihr Gebet für das Heil ihres Sohnes erhöret; vielleicht finde ich nicht eher Ruhe, als bis ich der Mutter zum Troste, reuig und ihr Besserung gelobend, vor dem Antlitze erscheine. Er verdoppelte daher seine Schritte;

und sieh, die heimathliche Wohnung betretend fand er die Mutter noch auf die Kniee hingeworfen, betend und weinend vor einem Cruzifixbilde. Mit Thränen im Auge fiel er vor ihre Füße hin und sprach: »Mutter, dein Gebet hat Gott erhöret; sieh hier vor dir, einen Sohn, der bisher auf Abwegen wandelte uud dich sehr betrübte, von nun aber dir vor Gott und allen Heiligen Besserung gelobet. Nimm ihn auf, den Sohn, der bisher für dich verloren war, den du aber durch dein Gebet wieder gefunden, und sage mir die Mittel an, die ich anzuwenden habe, um mit Erfolg das Geschäft des Heiles zu beginnen.« Sie hieß ihn durch das heil. Sakrament der Buße sein Gewissen von allen frühern Sünden reinigen und durch das heil. Sakrament des Altars sich zum Guten stärken, mahnte ihn, auch fürderhin diese heiligen Sakramente öfters zu empfangen, um den kindlichen Gehorsam zu üben. Der gute Sohn befolgte auf das genaueste ihren Rath, und lebte so in lieblicher Eintracht mit der Mutter ihr zur Freude und wohlthätigen Stütze, als Muster für Alle, die es mit sich und ihrer Seele gut meinen, und wich nicht haarbreit mehr vom Wege des Herrn ab. So viel vermag das vertrauungsvolle und anhaltende Gebet einer frommen Mutter. — Manche Mütter beten und weinen für das Heil ihrer Söhne und Töchter, und nicht allemal erfreuen sie sich der Erhörung ihrer Bitte. Warum? Sie beten entweder nicht mit Vertrauen, oder nicht anhaltend, da doch die heilige Monika mehrere Jahre für ihren Augustin zu Gott rief; oder sie beten mit einem nicht genug gereinigten Herzen, selbst nicht fromm genug. Manche beten und werden erhört; allein die Besserung ihrer Kinder ist von keiner Dauer; weil die Eltern sie nicht mit Gott an-

fangen heißen, und hierin mehr dem Versprechen und dem Willen der Jugend, als der Gnade und Kraft des Herrn vertrauen, die wie durch das Gebet, so auch ganz vorzüglich durch die heiligen Sakramente uns zufließt.

(Bl. z. B. u. E.)

---

## 6.

## Der Beruf.

(Ein treffendes Bild unserer Zeit.)

Robert war ein Spezereihändler in Paris und hatte seinen Laden in der Fähren-Gasse an der Spitze der Universitäts-Gasse. Er hatte sich mit einer ältlichen Kammerfrau einer vornehmen Dame, bei welcher sie sich binnen wenigen Jahren eine Summe von zehntausend Franken*) ersparte, verheirathet. Dieses Heirathsgut brachte im Handel Roberts Früchte, und sie lebten im besten Einverständniß miteinander; denn das Glück in ihren Verhältnissen hielt den häuslichen Frieder aufrecht. Frau Robert gebar zwei wohlgestaltete Töchter, welche heranwachsend das Glück der Eltern noch erhöheten. Sie ließen ihnen in einem der besten weiblichen Erziehungshäuser von Paris eine gute Erziehung geben; aber die Anlagen der beiden jungen Töchter entsprachen nicht auf gleiche Weise der Sorgfalt ihrer Lehrer. Die ältere, Mathilde mit Namen, war

---

*) Ein Frank ist nach unserm Gelde im 24 fl. Fuße 27 kr. und nicht ganz 6 Heller, also nahe an 28 kr.

schön, und man sah nach dem lebhaften Ausdrucke ihrer großen schwarzen Augen, daß ihre Gemüthsart unbiegsam, und ihr Wille gebieterisch war. Eitel auf diese äußern Vorzüge, vernachläßigte sie, etwas zu lernen. Das Lernen ermüdete sie, eine ernsthafte Lesung bot ihr kein Interesse dar, auch war sie eine der schwächsten Zöglinge; aber dagegen sang und tanzte sie zum Verwundern, kleidete sich mit Geschmack, und wußte die vortheilhaftesten Farben zu wählen, und dadurch die Schönheit des Gesichtes vorstechender zu machen. Ihre Schwester, die sanfte und bescheidene Luise, hatte keine auffallende Gestalt, ihre Züge drückten die rührendste Empfindsamkeit aus. Ihre Augen konnten keinen Unglücklichen ansehen, ohne daß in ihr das Verlangen entstand, ihm zu helfen. Ganz verschieden von ihrer Schwester, legte Luise kein Gewicht auf äußere Schönheit; die Schönheit der Seele allein konnte sie rühren, eben so machte sie auch keine Fortschritte in der Kunst zu gefallen. Ernsthafte Studien konnten allein ihren Geist recht beschäftigen. Mit Leichtigkeit lernte sie Geschichte, Erdebeschreibung und alle weiblichen Arbeiten. Ihre Frömmigkeit war gründlich und innig; durch die Lesung erbaulicher Schriften hatte sie ein großes Vertrauen auf die Vorsehung Gottes geschöpft, und, weit entfernt, wie ihre Schwester zu denken, welche, wenn sich nur im Geringsten etwas ihren Wünschen entgegensetzte, in den heftigsten Zorn ausbrach, ertrug Luise die Entbehrungen und Leiden des Lebens mit Geduld. Die leichtsinnige Mathilde aber beklagte sich sogar über die Geschicklichkeit, welche ihre Schwester zur Arbeit hatte.

»Zu was nützt die Zeit, sagte sie, welche du mit Lesung dieser alten Bücher verträgst; lasse ab von die-

sen veralteten Grundsätzen, von denen sie voll sind, um die armen Mädchen zu trösten, welche keine Hoffnung haben, sich verheirathen zu können.«

Luise: »Ich will mich nicht verheirathen.«

Mathilde: »Man sieht es wohl, daß du erst fünfzehn Jahre alt bist. Wenn du, wie ich, in dein siebenzehntes Jahr gingest, würdest du ganz anders denken.«

Luise: »Ich werde in dieser Hinsicht nie meine Gesinnung ändern.«

Mathilde: »Du redest wie ein Tölpel.«

Luise: »Die Welt gefällt mir nicht.«

Mathilde: »Diese schönen Gedanken von Jungfräulichkeit hast du aus deinen alten Scharteken genommen.«

Luise: »Nein, meine Schwester, sie kommen aus meinem Herzen.«

Mathilde: »Mach es, wie ich, lese Romane (Liebsgeschichten), sie werden dein Urtheil, dein Herz und deinen Geist bilden; da wirst du die Welt unter einem viel lieblicheren Gesichtspunkte sehen.«

Luise: »Du weißt doch, Mathilde, wie sehr uns diese Bücher zu lesen verboten sind.«

Mathilde: »Sie würden mich weniger anziehen, wenn sie erlaubt wären.«

Luise: »Was ist das für ein Rath, meine Schwester! wie! erfüllest du so deine Pflichten?«

Mathilde ging mit lautem Gelächter fort, und ließ die junge Sittenpredigerin stehen; sie entfernte sich singend und kehrte zu ihrer geliebten Lektüre zurück. —

Einige Zeit hierauf verließen Mathilde und Luise das Erziehungshaus, um wieder in ihr väterliches Haus zurückzukehren. Erstere wurde bei der Rechnen-

führung des Ladens verwendet, letztere mußte der Mutter bei der Hauswirthschaft helfen. Ihre Ordnung und Sanftmuth erfreute alle Welt. Nur die Eltern waren für die Verdienste dieser ihrer Tochter unempfindlich; ihre Frömmigkeit war dem Vater selbst ein Gegenstand des Tadels; denn dieser erlaubte sich während der Gespräche die Religion selbst anzugreifen. Luise versuchte es einigemal, ihn auf bessere Gedanken zu bringen; aber er gerieth in Zorn gegen sie, und endete allemal seinen Zank damit, daß er sie eine Betschwester nannte.

»Du bist nicht geboren, sagte ihre Mutter, in einem Kloster zu leben, bemühe dich weniger ernsthaft zu seyn; denke nur, du mußt einmal dein Glück mit einem anständigen Manne machen; um dahin zu gelangen, muß man gefallen.«

Luise: »Ich kann nicht.«

Mutter: »Hast du keine Lust, dich zu verheirathen?«

Luise: »Ich will lieber in der Zurückgezogenheit leben.«

Mutter: »Luise, du bist recht leutscheu.«

Luise: »Ach, wenn es mir frei stände, meinem innern Zuge zu folgen.«

Mutter: »Würdest du eine Klosterfrau werden?«

Luise: »Dieß ist das angenehmste, reinste Leben, und wenn man damit die Möglichkeit vereinigt, Andern seines Gleichen nützlich zu seyn, so ist es auch das schönste Leben.«

Mutter: »Bist du närrisch?«

Luise: »Nein; ich versichere Sie, meine Mutter, daß ich gerne mich diesem glücklichen Leben widmen möchte.«

Mutter: »In deinem Alter?«

Luise: »Ich würde mich mit Freuden der Linderung der Unglücklichen weihen; betrübten Herzen Trost bringen, Gott über Alles lieben und ehren, Ihm allein dienen — ist dieß nicht die schönste Bestimmung?«

Mutter: »Um ein solches Leben zu führen, muß man einen erstaunlichen Beruf haben.«

Luise: »Ich glaube ihn zu haben, meine Mutter.«

Mutter: »Gehe, ich sehe schon, du bist zu nichts tauglich, als zu einer Nonne.«

Luise: »Ich wollte, daß ich mich würdig machte, einst unter die Zahl dieser frommen und liebevollen Frauen zu gehören, bei denen jeder Tag mit guten Handlungen bezeichnet ist.«

Mutter: »Hüte dich, so etwas den Vater hören zu lassen; denn es würde dir übel gehen.«

Trotz der Gegenvorstellung ihrer Mutter, beharrte Luise darauf, Gott zu dienen, und mit Genauigkeit die Uebungen der Frömmigkeit zu befolgen, an welche sie seit langer Zeit gewöhnt war. Die Drohungen ihres Vaters, die Spöttereien der Schwester, und die Sticheleien eines ihrer Vettern, welcher Ladendiener im Hause war, berührten gar nicht einmal ein Herz, welches sich aufrichtig Gott geweiht hatte.

Mathilde, deren Aufführung ganz von der ihrer Schwester verschieden war, hatte sich bei dem Vater in Gunst gesetzt, dergestalt, daß er ihr die Verwaltung des Geldes, welches sie im Laden einnahm, überließ. Ihre Schönheit stand gut im Laden, und zog ihm neue Kundschaften zu, und oft kaufte man etwas ein, um sie in der Nähe zu sehen.

Robert konnte sich ganz auf seine Tochter verlassen, und seine Geschäfte machten sich auf's Beste.

Allmählich gewöhnte er sich, sich vom Hause zu entfernen, um sich in einem benachbarten Kaffeehause zu zerstreuen. Mathilde führte das Geschäft indessen recht gut; Jakob, ihr Vetter, war ein artiger Junge, sehr geschickt, seinen Kaffee und Zucker mit Vortheil zu wägen. Ueberzeugt nun, daß seine Gegenwart nicht mehr nothwendig sey, brachte Robert ganze Tage mit Billard- oder Dominospielen, oder Zeitunglesen hin; mehrere Nachbarn vereinigten sich um ihn her, und da, um eine Tafel voll von Bouteillen und Gläsern sitzend, stellte man Untersuchungen über Staats-Angelegenheiten an, oder tadelte die Minister, die Handlungen der Regierung, und besonders entgingen die Priester, gegen welche Robert einen bittern Haß hegte, niemals seiner Lästerzunge. Er beschuldigte sie heimlicher und treuloser Pläne, welche nach seiner Meinung den Umsturz des Staates herbeiführen müßten, wenn die Regierung ihren Einfluß nicht hinderte. Robert fand hie und da einige, welche ihm beistimmten; doch der größere Theil vertheidigte diesen so nützlichen, ehrenwerthen und nothwendigen Stand. Es erhoben sich heftige Klagen, Robert aber gab nicht nach, und bald war er als ein unruhiger und gefährlicher Mann bekannt. Seine Freunde machten ihm vergebens Gegenvorstellungen, er achtete nicht darauf, und setzte dieselbe Lebensweise fort. Mathilde sah sich nun allein mit der Aufsicht über den Laden belastet, nur Jakob half ihr; aber dieser junge Mann liebte das Vergnügen; am Samstage begab er sich mit seinen Freunden in die Umgebungen von Paris, und kehrte nicht eher zu seinem Onkel zurück, als bis am Morgen Montags. Luise beschäftigte sich mit der Haushaltung und ihren Andachtsübungen, und Frau Robert ging beinahe

täglich mit einer ihrer Nachbarinnen in die verschiedenen Theater. Man sendete ihnen Freibillete, und die beiden Freundinnen, welche mit Leidenschaft die Trauer- und Schauspiele liebten, hüteten sich wohl, eines unbesucht zu lassen. —

Mathilde begleitete sie hie und da, aber ihre Gegenwart war im Laden so nothwendig, daß ihr solche Zerstreuungen selten erlaubt wurden. Sie entschädigte sich dafür durch die Besuche eines jungen Weinhändlers, die sie von ihm erhielt, und mit dem sie bekannt wurde, da er öfters vor dem Laden vorbeiging. Er ergriff die Augenblicke, wo er sie allein sah, und knüpfte schnell mit ihr eine Bekanntschaft an; die Abwesenheit der Eltern ließ ihr Freiheit, ihrer Neigung zu folgen, und sie gewann eine große Vorliebe für diesen jungen Menschen; der kam täglich zu ihr, und sagte ihr von seinem Verlangen, das er habe, sie zu heirathen; Beide kamen denn damit überein, daß er beim Vater um ihre Hand anhalten sollte. Dieser junge Mann beeilte sich in der Hitze seines Verlangens, seinen Vater von seinem Plane in Kenntniß zu setzen; aber der Vater verwarf den Antrag mit Verachtung. —

»Was, Anton,« sagte er, »hast du den Kopf verloren, daß du diese Coquette *) heirathen willst, welche durch ihren Putz veranlaßt, daß man mit Fingern auf sie deutet; nach ihrer Kleidung würde man sie für die Tochter eines großen Herrn ansehen.«

Anton: »Sie ist reich, und ihr Vater . . .«

Vater: »Ihr Vater ist ein schlechter Mensch, der noch böse enden wird; er bringt sein Leben im Wirths-

---

*) Ein gefallsüchtiges Frauenzimmer.

hause zu, und verschwendet sein Geld mit Bösewichtern, welche, wie er, nicht einmal an einen Gott glauben. Ein Mensch ohne Religion, ohne wahres Christenthum, taugt zu nichts.«

Anton: »Ich weiß, daß er ein etwas heftiges Temperament hat, aber er ist doch ein ehrlicher Mann, und übrigens läßt sich aus dem Wohlstande, der in seinem Hause herrscht, leicht abnehmen, daß er gute Geschäfte macht.«

Vater: »Du lassest dich vom Scheine blenden; eines von Beiden muß seyn, entweder ist sein Gewinn betrügerisch erworben, oder er richtet sich zu Grunde.«

Anton: »Wenn er aber seiner Tochter ein großes Heirathgut giebt, was liegt uns am Andern?«

Vater: »Wie! Uns soll es nicht angehen? Ach, hat denn die Rechtschaffenheit keinen Werth? Mathilde sollte bescheiden seyn, und nicht über ihren Stand hinausgehen. Sollte einem das nicht weh thun, wenn man sie mit einem gefalteten Kleide ein Loth Pfeffer und ein Quart Oel verkaufen sieht?« —

Anton: »Aber bisher ging es so gut, mein Vater!«

Vater: »Das ist ein Glanz, der sie und ihren Gemahl durch großen Aufwand ins Verderben bringen wird; ja, ich habe es dir gesagt, Anton, diese ist nicht die Schwiegertochter, die mir gefällt.

Anton: »Sie gefällt mir, ich liebe sie, und ich will sie haben.«

Vater: »Ich verbiete dir, daran zu denken.«

Anton: »Aber, Vater . . .«

Vater: »Sohn, ich verweigere meine Beistimmung, und wenn ich höre, daß du ferner noch zu ihr gehest, so werde ich dir niemals verzeihen.« —

Anton drang vergeblich in den Vater; dieser war ein heftiger und gebieterischer Mann; wenn er etwas festsetzte, war er unerbittlich. In Verzweiflung gebracht durch ein solches Mißgeschick, lief Anton zu Mathilde, ihr zu erzählen, welches Hinderniß sich ihrem Glücke entgegenstelle. Sie seufzten einen Augenblick mit einander über die Härte dieses barbarischen Vaters, und ihr Trost war endlich der, daß sie seine Einwilligung ganz übergehen wollten. Mathilde wußte, welche Herrschaft sie über das Herz ihrer Eltern besaß; sie versprach, sie werde sie zu ihrem Vortheile anwenden; Anton war seinerseits schon volljährig, und konnte sich in Betreff des Heirathens frei bestimmen, und nun versprachen sie sich gegenseitig, nie einander zu verlassen.

Am andern Tage, gerade als die Familie Robert beisammen war, um zu frühstücken, eröffnete Mathilde ihre Neigung für Anton ihren Eltern, die Widersetzlichkeit seines Vaters, sie als Schwiegertochter anzunehmen, und den Entschluß, welchen er gefaßt habe, trotz dieser Widersetzlichkeit, sich mit ihr zu vereinen.

Robert billigte diese Heirath, und seine Frau, welche in den verschiedenen Theatern, welche sie besuchte, einen großen Abscheu gegen Eltern gefaßt hatte, welche den Geschmack ihrer Kinder erzwingen wollen, schrie, ihr Nachbar sey ein Barbar.

Luise allein erlaubte sich eine Bemerkung. »Unter welch' traurigen Vorzeichen, sagte sie, willst du dich verheirathen; bedenke, daß du auch einst Mutter seyn wirst, und wenn deine Kinder sich auch wie Anton betragen . . .«

Da unterbrach sie Robert mit Härte. »Gehe,

sage diese Albernheiten deinem Beichtvater, du verheirathest dich nicht, laß uns in Ruhe mit deinen Predigten; deine Schwester liebt diesen jungen Menschen, und ich will, daß sie ihn heirathe; ich will lieber meinen Namen verlieren; ich will nicht, daß dieser Schurke von einem Vater sich rühmen könne, er habe meine Tochter als Frau seines Sohnes verworfen. Mathilde, du sollst die Frau Antons werden, ich habe es dir gesagt.« —

»Das ist ein Geizhals, sagte Frau Robert, ich kenne die schwache Seite des guten Mannes; wenn wir ihm baares Geld geben können, so wird die Heirath bald geschlossen seyn.« — Bei diesen Worten entfernte sich Luise.

»Der Himmel giebt mir einen Gedanken ein, sagte sie, ich habe einen Plan, welcher Mathildens Glück befördern kann, und ich will eilen, ihn auszuführen; könnte sich Antons Vater erweichen lassen, dieser Tag würde der schönste meines Lebens seyn.« — Sie eilte aus dem Hause, und begab sich zu Antons Vater. Ihre Unterredung dauerte lange und war heimlich, als aber Luise sich wieder entfernte, drückte sich auf ihren Gesichtszügen volle Zufriedenheit aus; im Vorbeigehen warf sie einen Blick auf den Laden des Vaters, eilte schnellen Schrittes durch die Fähnenstraße, bis sie zur Missionskirche gekommen war. Sie trat ein, warf sich am Fuße des Altars auf die Knie nieder, und betete mit Inbrunst für das Wohl Antons und Mathildens zum Himmel. Nachdem ihr Gebet vollendet war, begehrte sie den Pfarrer zu sprechen; man führte sie zu ihm.

Luise: »Ich komme, Pater, Sie um eine Gunst zu bitten, auf die meine Jugend, und mein geringes

Verdienst mir kein Recht geben; aber ein brennender Eifer und ein entschiedener Beruf von oben dürfte dieses ersetzen.

Pfarrer: »Was wünschen Sie, mein Kind?«

Luise: »Ihr Leben, Herr Pfarrer, ist aus lauter guten Handlungen zusammengesetzt; die Unglücklichen finden an Ihnen einen Beschützer, und die Kinder einen Vater.«

Pfarrer: »Ich erfülle nur meine Pflicht.«

Luise: »Sie bemühen sich vergeblich, Ihre guten Handlungen zu verbergen; man weiß, daß Sie eine Anstalt der christlichen Liebe gegründet haben für eine große Anzahl junger Mädchen; sie werden dort versammelt, gepflegt, erzogen unter Ihren Augen, und sie verdanken Ihnen das Beßte aller Güter, eine gute Erziehung.«

Pfarrer: »Sie denken verständig, meine Tochter, aber was kann ich für Sie thun?«

Luise: »Mich unter die Zahl der Schwestern der christlichen Liebe*) aufzunehmen, welchen Sie die Leitung dieser so nützlichen Anstalt anvertraut haben.«

Pfarrer: »Sie sind zu jung, haben sie ihre Gesinnung wohl erforscht?«

Luise: »Ich bin schon bald siebzehn Jahre alt; meine Bestimmung ist unwiderruflich.«

Pfarrer: »Wird ihre Familie dareinwilligen?«

Luise: »Wenn Gottes Stimme ruft, so hört man nur diese.«

Pfarrer: »Ich weiß, daß Ihr Vater die Religion nicht liebt.«

---

*) Auch barmherzige Schwestern genannt.

Luise: »Es wird ihn reuen, wenn er durch mein Beispiel sieht, wie glücklich sie macht.«

Pfarrer: »Er ist ein Feind meines Standes.«

Luise: »Ich werde Gott bitten, daß Er sein Herz rühre, und seinen Verstand erleuchte.«

Der gute Pfarrer machte ihr dann noch mehrere Bemerkungen; er konnte zu ihrer Aufnahme seine Beistimmung nicht geben, ohne ihren Beruf erprobt zu haben; aber Luise warf sich auf die Kniee, und bat ihn mit Thränen in den Augen, ihr das zu gewähren, was der Zielpunkt ihrer Wünsche, und die Hoffnung ihres Lebens wäre.

Ueberwunden durch ihre rührenden Bitten, nahm er sie unter die Zahl der Novizinnen auf, und erlaubte ihr, das Kleid dieser heiligen Frauen zu nehmen, für welche die Tugendübungen die ersten Stufen zum Himmel sind.

Während nun Luise so über ihr Schicksal entschied, sprach die Familie Robert von ihrem ungestümen Weggehen.

Sie ist zu ihrem Beichtvater um Rath gegangen, sagte Robert. Die Mutter behauptete, daß sie den Tag in der Kirche zubringe, und Mathilde beklagte sich mit Bitterkeit über einen Eifer, der ihr zur Last sey.

»Ich brauche ihre Hülfe nicht, sagte sie, was hat sie sich denn in meine Angelegenheiten zu mischen; mit ihrer Betschwesterei verdirbt sie mir Alles.«

Sie wurde aber durch den Eintritt des Herrn Anton und seines Sohnes unterbrochen. Staunen malte sich auf allen Gesichtern, und Mathilde erröthete, indem sie ihnen einen Sitz antrug.

Der Vater Anton nahm das Wort, und nachdem er von Robert die Hand Mathildens für seinen Sohn

begehrt hatte, fügte er bei: »Ich verberge euch nicht, Nachbar, daß euere Tochter keineswegs die Schwiegertochter war, welche ich für meinen Sohn wünschte, aber die Gründe, welche mir euere kleine Luise vorgestellt hat, haben meine Widersetzlichkeit überwunden; sie hat mir so gut meine Vaterpflicht vorgestellt, und den Verdruß, den ich haben würde, wenn ich von meinem Sohne vor Gericht gefordert würde, daß ich endlich einwilligte, euere Tochter von euch zu begehren.« »Setzet noch bei, mein Vater, (sagte der junge Anton) daß die Ablegung der Klostergelübde von Seite der Luise Mathilde um vieles reicher gemacht hat.«

»Ja, mein Sohn, sagte der Vater, dieser Umstand ist nicht gering zu achten.«

»Was wollt ihr sagen?« fragte Robert.

Anton: »Wißt ihr denn nicht, daß euere Tochter das Kleid der barmherzigen Schwestern genommen hat?«

Robert: »Das Kleid der barmherzigen Schwestern! das will ich nicht.«

Mutter: »Mein Lieber, man muß ihr den freien Willen lassen.«

Robert: »Diese elenden Heuchler, die haben ihr den Kopf verdreht, aber sie sind noch nicht so weit, als sie denken, und ich werde . . . «

Anton: »Nun, da haben wir nichts zu thun, gehen wir.«

»Vater!« rief Mathilde. Auf diesen geliebten Ton hielt Robert inne: einerseits war er vom Schmerz niedergeschlagen, sehen zu müssen, daß seine jüngere Tochter eine Klosterfrau sey, anderseits fürchtete er, die Heirath seiner ältern Tochter zu verhindern. Dieß geschah weniger aus Zärtlichkeit für Luise, als aus Haß, den er gegen die Priester hatte, daß er so verdrüßlich

wurde. Endlich überwand ihn die Macht, welche Mathilde über ihn hatte, und Alles endete günstig.

Mathilde war nun die einzige Tochter; Robert und seine Frau überließen ihr alle Kapitalien und den Handel, und hielten sich nichts bevor, als eine jährliche Pension von 1800 Franken. Mathilde überhäufte ihre Eltern mit den lebhaftesten Liebkosungen, der Vater Anton nannte sie seine liebe Tochter. Man trank, man lachte, man sang, und vergaß auf die, der man einen so glücklichen Ausgang der Sache zu verdanken hatte. Die Mutter nannte sie einmal, aber Robert wurde wüthend, und erklärte, wenn er gewußt hätte, daß er in seiner Familie eine Nonne habe, würde er sie mit eigenen Händen erwürgt haben, als sie auf die Welt kam. Er verbot, daß man davon spreche, und schwor, daß er sie in seinem Leben nicht mehr sehen wolle.

Am andern Tage begab sich Frau Robert und Mathilde zu den barmherzigen Schwestern, vor der Missionskirche vorbei. Eine junge Schwester kam heraus, Frau Robert erkannte ihre Tochter. Ihr Zusammentreffen war rührend, aber das schwere und grobe Kleid, welches Luise anhatte, schien der Schwester schrecklich; sie bedauerte selbe dieses Kleides wegen; doch Luise beruhigte sie darüber.

»Ich suche die Zufriedenheit der Seele, sagte sie, ich habe sie unter diesem Kleide gefunden, und weil du nun mit dem vereiniget bist, den du liebst, hat es in meinen Augen einen doppelten Werth.«

Mathilde: »Warum hast du mir ein so großes Opfer gemacht? ich forderte es ja nicht, und ich konnte es wohl entbehren.«

Luise: »Benütze es, Mathilde! daß doch meine

Hoffnung nicht getäuscht würde! o suche mir nur das Herz meines Vaters wieder zu gewinnen.«

Mathilde: »Er will dich nicht mehr sehen.«

Luise: »Gott wird es mir wieder geben, aber kommet doch, und ruhet in dem heiligen Hause, wo ich wohne, etwas aus.«

Man setzte sich in Bewegung, Luise ging voraus. Sie traten in ein weites Gebäude ein, dessen Pforte ein Kreuz schmückte; dann durchschritten sie einen Hof, der sie in einen niedlichen wohlbepflegten Garten führte, dessen Baumwäldchen einen angenehmen Schatten gewährte; hierauf hielten sie an vor einem Hauptgebäude, welches sich durch große Reinlichkeit auszeichnete. »Dieß ist die Wohnung der Schwestern; rings um den Garten erblickt man die großen Gebäude der Schule der christlichen Liebe.« Mehrere Schwestern kamen nun, die Fremden zu empfangen. Luise wurde von ihren neuen Gefährtinnen mit solcher Herzlichkeit aufgenommen, wie man es vergeblich bei der Freundschaft der Welt suchen würde. Man beglückwünschte sie, und die Aufnahme, welche sie erfuhren, erfüllte sie mit Dankgefühlen. Die Mutter und Tochter bemerkten mit Staunen, daß Zufriedenheit und Heiterkeit sich in den Gesichtszügen dieser Dienerinnen des Herrn abmalten. Sie sahen überall jene süße Fröhlichkeit, welche ein ruhiges Gewissen und ein unschuldiges und nützliches Leben giebt.

»Ich hätte es nicht geglaubt,« sagte Frau Robert.

»Ich noch weniger, meine Mutter, antwortete Mathilde. Und alle Beide riefen: »Luise, du hast gut gethan!«

Sie besuchten dann die Schule, und gingen mit Rührung in die großen Säle, bestimmt zum Unterrichte der armen Kinder, welche, ohne die Liebe des guten

Pfarrers der Missionen, einer ordentlichen Lebensweise und der christlichen Erziehung entbehren würden. Das beschäftigte Aussehen dieser kleinen Mädchen, ihre gleichförmige Kleidung, das Stillschweigen, welches in allen Sälen herrschte, und die ehrwürdigen Zeichen unserer heiligen Religion, welche den alleinigen Schmuck ausmachten, brachten in ihrer Seele eine tiefe Ehrfurcht hervor.

Mathilde und ihre Mutter durchwanderten mit Rührung diese großen Schulsäle, besuchten dann die Schlafzimmer, und waren ganz erstaunt, als sie die langen Reihen kleiner Betten bemerkten, welche so sauber und so gut geordnet dastanden. Hierauf stiegen sie in den Speisesaal hinab, wo man die nämliche Reinlichkeit und Ordnung bemerken konnte.

»Kommen Sie, meine Mutter,« sagte Luise, »und sehen Sie unsern Kalvarienberg an.«

Man verließ den Speisesaal, ging über eine schöne Terasse, wo der Weg durch ein Gehölze großer Bäume hinführte. In Mitte eines grünen Einfangs erhob sich ein Kreuz, an welchem unser Heiland starb. Statuen mehrerer Seiner Apostel waren in einiger Entfernung angebracht, und hölzerne Bänke schlossen den Umkreis. »Da, zum Fuße dieses Kreuzes führen die Schwestern ihre jungen Zöglinge, damit sie, im Geiste gesammelt und durchdrungen von den Wahrheiten der Religion, sie lehren mit Muth und Geduld die Leiden dieser Welt zu ertragen. Nun kommen Sie, Mutter, komm' Schwester, wir wollen dem Stifter dieses Hauses unsere Ehrfurcht bezeigen, ihm danken für das Gute, das er euerer Luise gethan hat.«

Nachdem sie den Garten durchschritten, traten sie in das Haus der Schwestern; man öffnete eine Pforte,

und sie befanden sich in der Kapelle; der Tabernakel steht auf einem einfachen Altare, der mit Blumenvasen geziert ist, und über dem sich ein großes Bild erhebt, den heiligen Vinzentius von Paulus vorstellend, wie er von Waisenkindern umgeben ist, die er so eben als seine Kinder aufnimmt. Die Ausarbeitung des Gemäldes ist edel und einfach, aber es bringt in dieser schönen Kapelle eine gute Wirkung hervor, wenn sie von gleichgekleideten Kindern angefüllt, und von einem neuen heiligen Vinzenz geheiliget ist, um die nämliche Menschenliebe und Tugend zu üben.

Alles dieses flößte der Frau Robert einiges Gefühl von Frömmigkeit ein, und nachdem sie mit versammeltem Geiste für das Glück ihrer Kinder gebetet hatte, entfernte sie sich mit Schmerz von diesem heiligen Hause. Diese gute Frau war ergriffen von den schönen Dingen, welche sie eben gesehen hatte. Mathilde theilte ihre Gefühle, aber die Herzen, welche Gott nicht gerührt hatte, erfahren nur eine vorübergehende Aufwallung, und sobald sie sich entfernen, ist Alles wieder vorbei.

»Dieß Alles ist sehr schön,« sagte Mathilde zur Mutter, »doch sind nicht alle Menschen dazu geboren, daß sie ein solches Leben führen, ich werde nie einen solchen Beruf haben.«

Mutter: »Du hast recht, Mathilde, und weil uns Gott diesen Beruf nicht gegeben hat, so will er, daß wir durch andere Tugenden nützlich sind.«

Mathilde: »Während ich diese guten Schwestern bewundere, so ist es doch gewiß, daß ich an ihrer Stelle nicht seyn möchte; denn nichts ist so langweilig, als beständig den Kindern Lehren zu geben, für sie zu sor-

gen, wenn sie krank sind, und ihnen zu dienen, wenn sie sich gut befinden.«

Mutter: »Luise schien doch zufrieden.«

Mathilde: »Weil es etwas Neues ist; aber warten wir nur.«

Mutter: »Glaubst du, daß sie ihren Schritt bereue?«

Mathilde: »Noch ehe ein Jahr vorbei ist, wird sie Reue haben, aber sie wollte es ja.«

Mutter: »Wenn ich das wüßte, würde ich untröstlich seyn, daß ich ihr den Willen ließ.«

Mathilde: »Sie konnten sie nicht hindern.«

Mutter: »Vielleicht, daß der Rath ihrer Mutter . . . .«

Mathilde: »Bah! Ihr Rath, was hätte er geholfen? Diese Priester verdrehen den jungen Mädchen den Kopf, indem sie ihnen Furcht vor der Hölle einjagen.«

Mutter: »Du redest, wie dein Vater.«

Mathilde: »Er hat nicht sogar Unrecht, wie Sie glauben, meine Mutter, und der junge Anton sagt, wie er, daß die Priester lauter Scheinheilige und Heuchler seyen.«

Mutter: »Doch dieses Haus, welches wir gerade bewunderten, der große Aufwand für die armen Kinder, das ist doch schön und erbaulich.«

Mathilde: »Ich bewundere es, wie Sie, welchen Aufwand der Missionspfarrer von seinem Vermögen gemacht hat; er hat ein großes Beispiel von Menschenliebe gegeben, indem er den armen Kindern einen Zufluchtsort verschafft hat, ohne welchen sie dem schrecklichsten Elend und den Lastern, welche davon die Folge sind, ausgesetzt wären.«

Mutter: »Es ist wahr, meine Tochter, dieß ist das wahre Mittel, Gott zu ehren.« —

Während dieses Gespräches langten Mutter und Tochter bei ihrem Laden an; sie erzählten Robert Alles, was sie gesehen hatten, aber er gebot ihnen zu schweigen.

»Redet mir nicht mehr von Luise, noch auch von ihren Betschwestern; lasset sie, wo sie ist, weil sie sich da gut befindet, und wollen wir uns nun mit der Sache Mathildens beschäftigen. Anton geht nach Hause, wir sind über Alles einverstanden, morgen unterzeichnen wir den Heirathsvertrag, und in acht Tagen ist die Hochzeit.«

Die Zubereitungen zu dieser Feierlichkeit gaben den Gedanken der Frau Robert eine andere Richtung. Das Vergnügen, das sie empfand bei dem Gedanken, daß das Glück ihrer ältern Tochter begründet sey, machte, daß sie die jüngere ganz vergaß. Man eilte immerwährend umher, um die nothwendigen Gegenstände einzukaufen; die Auswahl des Schleiers und des Kleides für die Braut war eine ungemein wichtige Sache. Mathilde wollte durch Pracht alle Mädchen ihrer Umgebung herabdrücken. Endlich nach vieler Mühe und großem Geldaufwand nahete dieser glückliche Tag, welchen Anton und Mathilde den Tag aller ihrer Wünsche nannten. Die Nacht zuvor war aber Mathilde durch einen bösen Traum erschreckt worden; es schien ihr, daß sie ein Feuermeer von Anton für immer trenne. Oefters aufgeweckt durch dieses traurige Bild, welches sich immer wieder ihrem beunruhigten Geiste vorstellte und ihre Ruhe störte, stand sie auf, öffnete das Fenster, betrachtete den Himmel, und betete mit Inbrunst zu Gott, daß er dieses schreckliche Unglück, welches sie im Bilde gesehen, abwenden möge.

Bald aber machte dieses Gefühl des Bedürfnisses,

sich an Gott zu wenden, der Eitelkeit wieder Platz; sie näherte sich ihrem Hochzeitkleide, setzte den Schleier und den Blumenkranz auf ihr Haupt, und vergnügt über die Wirkung, welche sie hervorbrachten, erwartete sie mit Ungeduld den Augenblick, daß sie sich darin zeigen könne.

Um Mittag kamen Anton und sein Vater mit ihren Freunden in Kutschen, die Braut abzuholen. Mathilde glänzend vor Schmuck und Schönheit bestieg mit ihren Eltern die Kutsche; man betrat die Kirche, Luise erwartete dort ihre Schwester, und betete schon lange für das Wohlergehen der beiden Brautleute. Sie näherte sich mit Furcht vor Robert, umarmte ihre Mutter und Schwester, drückte die Hand Antons, und setzte sich neben sie. — Aller Augen waren auf das schöne Brautpaar gerichtet; die jungen Herren beneideten Antons Glück, die jungen Mädchen wurden eifersüchtig auf den schönen Schmuck Mathildens, aber aller Herzen waren gerührt beim Anblicke Luisens. Ihre bescheidene und versammelte Miene, ihr grobes Gewand, das Kreuz, welches sie auf der Brust trug, und das ihr ihre großen Pflichten vor Augen stellte, bildeten einen Gegensatz mit den andern, der allen auffiel.

Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeit zog sich Luise zurück; mit gesenkten Augen durchschritt sie die Menge, welche die Kirche erfüllte, und welche bei ihrer Annäherung mit Ehrfurcht zurücktrat. Die Mütter zeigten sie ihren Töchtern, die Greise grüßten sie mit Rührung, und ihre Augen füllten sich mit süßen Thränen beim Anblicke dieser zarten Jungfrau, dieses Musters ihres Geschlechtes. —

Nachdem die Hochzeitsfeste Mathildens und

Antons beendigt waren, suchte sich Robert eine kleine Wohnung; er fand eine solche in der Drachenstrasse, deren Lage ihm in vieler Rücksicht sehr zusagte, weil ein Kaffeehaus für ihn, und das Odeon-Theater für seine Frau in der Nähe lag. Die Wohnung ward gemiethet, und zwei Wochen darauf zogen sie ein.

Die neuen Eheleute konnten nun frei ihrem Hange zum Aufwande nachgehen. Sie fingen damit an, daß sie ein eigenes Ladenmädchen einstellten. Jakob blieb bei seiner Base im Dienste, und diese Beiden führten nun den ganzen Handel. Mathilde, welche bisher in der Zurückgezogenheit gelebt hatte, brannte vor Begierde, die verschiedenen Theater und die Umgebungen von Paris zu besuchen. Anton bemühte sich ihren Wünschen zu entsprechen, und alle Abende machten sie irgend eine Lustparthie. Dieses zerstreute Leben dauerte mehrere Monate; Anton, der ein guter Arbeiter war, brachte den Morgen mit Anordnung seiner Rechnungen und seinen Einkäufen zu, und der Abend war der Zerstreuung und dem Vergnügen gewidmet.

Allmählig hörte Mathilde auf, sich um den Handel zu bekümmern. Die Sorgfalt für ihren Putz, die Besuche ihrer gleichgesinnten Freundinnen füllten ihre Stunden aus; die Haushaltung wurde ihr unerträglich, und ihre Köchin erhielt die Herrschaft über diesen wichtigen Gegenstand. Der alte Anton stellte seinem Sohne vergeblich vor, daß er sich bei dieser Lebensweise gänzlich zu Grunde richte; der unglückliche junge Mann fühlte wohl die Gerechtigkeit dieser Gegenvorstellungen, aber er konnte dem Willen seiner Frau nicht widerstehen. So war ein Jahr unter erstaunlichem Aufwande verflossen; da bemerkte Anton,

daß er sich diesem Treiben ernsthaft widersetzen müsse; mit Zittern redete er davon mit seiner Frau, welche er sehr wenig geneigt fand, ihre frühere Sorgfalt wieder zu üben. Sie redete sich damit aus, daß der Laden schmutzig und schlecht geordnet sey; sie könne in einem ihrer so unwürdigen Laden nicht verweilen, und der arme Anton konnte sie nicht anders dazu bewegen, daß sie wieder in den Laden gehe, als dadurch, daß er ihr versprach, den Platz verändern zu wollen. Er miethete also um einen hohen Preis einen prächtigen Kaufladen in der Autinstrasse, welcher nun seiner Frau entsprach; er verwendete da eine ungeheure Summe auf ganz unnütze Einrichtungen, ein Schreibtisch von Mahagonyholz, ein Lehnstuhl von gleichem Holze waren da, bestimmt für die glanzliebende Mathilde. Das Oel, der Branntwein, die Seife und alle gröbern und schmutzigeren Eßwaaren wurden in einen hintern Laden verbannt; Zucker, Kaffee, Zimmet, Chokolade und Vanille umgaben die Frau Spezerei-Händlerin, deren gesuchtes Aeußere eine Menge Müßiggänger und Laffen hinzog. Bald wurde von ihr bei allen Unterhaltungen gesprochen, Alles kam, sie zu sehen, und alle Welt lief dahin.

Wenn Anton diese Gelegenheit zu benutzen gewußt hätte, und wenn er von seiner Frau wäre unterstützt worden, hätte er viel Geld gewinnen können; aber Mathilde kam erst um Mittag in den Laden, umsonst drang ihr Gemahl in sie, daß sie doch früher aufstehen sollte; sie fand es aber zu bäuerisch, bei Zeiten aufzustehen, und gab sich ein Ansehen wie adeliche Damen. Anton aber konnte trotz seiner Ordnung und Thätigkeit nicht über Alles wachen; Jakob und das Ladenmädchen verstanden sich zum Verwundern

gut, miteinander auf ihr Interesse zu sehen, um ihren Aufwand zu bestreiten, und aller Luxus dieses schönen Ladens und die sehr große Einnahme, welche täglich fiel, trug nicht so viel ein, wenn man die Kosten abrechnete, als der frühere kleine Laden.

Anton verdoppelte seine Kräfte, seinen Eifer, und vervielfältigte sich gleichsam, um für Alles Zeit zu haben; allein der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht, er sah sich gezwungen, einen Theil seines Aufwandes einzuschränken, und reichte Mathilden nicht mehr das Geld; welches ihr zum Putze nöthig war; sie entschädigte sich dadurch, daß sie die Einnahmskasse bestahl; ferner machte sie in einem öffentlichen Garten, wo sie sich mit ihren Freundinnen öfters hinbegab, Bekanntschaft mit einem jungen Offiziere von angenehmen Aeußeren, welcher ihr schon mehrere Geschenke von Werth gegeben, und die sie anzunehmen nicht erröthete.

Dieser junge Mensch, unterrichtet, um welche Zeit Anton nicht zu Hause sey, begab sich eifrig dahin, und wurde bald Hausfreund. Mathilde hielt sich sehr geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, welche ein schöner Offizier, der mit einem Ehrenkreuze geschmückt war, für sie hatte. Allmählig ward sie für ihre Geschäfte gleichgültig, ihr Laden war ihr unerträglich, sie wollte leben, ohne etwas zu thun. Der Offizier bot ihr die Mittel dazu an, die Scham hinderte sie aber, seinen Antrag anzunehmen. Die Vertraulichkeit zwischen Beiden bemerkte endlich Anton; da er aber glaubte, es sey nur Unklugheit von Seite seiner Frau, so begnügte er sich, ihr freundschaftliche Vorstellungen zu machen; sie weinte, seufzte, versicherte ihren Gemahl von ihrer zärtlichen Liebe; und die Furcht, er

möchte Mathilde betrüben, übte eine solche Gewalt über Antons Herz, daß er sie, ohne deßhalb ganz beruhigt zu seyn, die nämliche Lebensart fortführen ließ. Mathilde beobachtete nun mehr Vorsicht in ihrem Betragen; sie vermied, sich mit dem Offizier öffentlich sehen zu lassen, und bewies gegen ihren Mann mehr Eifer. Anton konnte gar nicht glauben, daß sie fähig sey, ihn zu täuschen, und überließ sich freiwillig dem Betruge. Indeß trübte seit langer Zeit ein anderer Verdruß seine Ruhe; der Aufwand, den er für sein Haus machen mußte, verzehrte nicht blos allen seinen Gewinn, sondern er hatte ihn überdieß in Schulden gesteckt. Die Schuldbriefe, welche er unterzeichnet hatte, hatten jetzt ihre Verfallzeit, und der Unglückliche, der sich ausser Stand sah zu bezahlen, war genöthigt, seine Frau davon zu unterrichten.

»Denke,« sagte er ihr weinend, »wir werden bald mit einem Kinde beschenkt werden, ich bitte dich im Namen dieses theuern Unterpfandes, daß du zu einer nothwendigen Umänderung im Haushalte beistimmst. Berathe deinen Vater, sein Rath kann uns vielleicht in gegenwärtiger Verlegenheit von großem Nutzen seyn.«

»Mathilde hörte ihn mit Ruhe, tröstete ihn etwas, und entfernte sich sogleich. Den nämlichen Abend, als Anton nach Hause kam, gab man ihm ein Billet. Er öffnete es eilig, und fand folgende Worte: »Billet an Anton.«

»Ich kann mich nicht länger überwinden, dich zu »täuschen; ich reise ab mit dem Vater des Kindes, »dessen Mutter ich bald seyn werde. Vergiß eine Gat»tin, welche deiner nicht würdig war.« —

Anton war bei Durchlesung dieses Briefes ganz zu Boden geschlagen, sprachlos von Schmerz starrte er

hin, und nicht einmal weinen konnte er. Eine tödtliche Wunde ward seinem Herzen geschlagen, von der er nie mehr genas. Er legte das Billet wieder zusammen, und begab sich zu seinem Vater.

»Ich habe mein Loos verdient, sagte er ihm, ich habe Ihrem weisen Rath nicht Gehör gegeben; ich habe der Neigung meines Herzens gefolgt; dieß hat mich unglücklich gemacht; Vater, verkaufen Sie mein Geschäft, bezahlen Sie meine Schulden und retten Sie meine Ehre.« Bei diesen Worten gab er ihm das Billet Mathildens; umsonst suchte ihn der Vater zu trösten, Anton war untröstlich; er umarmte seinen Vater, riß sich mit Gewalt aus seinen Armen los, und fiel in eine Ohnmacht. Jakob verwendete an ihm alle mögliche Sorgfalt. Es zeigte sich ein hitziges Fieber, er sprach irre, und rief die Grausame oft beim Namen, welche ihn nun verlassen, nachdem sie ihn in einen Abgrund von Unglück gestürzt hatte.

In diesem schrecklichen Zustande war er mehrere Tage. Luise, benachrichtet von der Gefahr, bestrebte sich ihn zu pflegen. Aus ihren Händen erhielt er die Arzneien, welche die Aerzte verordneten, die Aufregung seiner Gefühle zu mildern. Ihre Sorgfalt war nicht umsonst; Anton kam wieder zu sich; er erkannte seine Schwägerin.

»Ich werde nicht lange mehr leben, sagte er zu ihr, helfen Sie mir, Luise, die göttliche Barmherzigkeit erlangen.«

Luise verstand ihn. Anton erhielt in Gegenwart seiner Eltern und Freunde, welche um sein Schmerzenbett versammelt waren, die heiligen Sterbsakramente. Er bat seinen Vater um Verzeihung seines Ungehorsames wegen, bat den Priester, der ihn mit dem

Himmel versöhnte, er möchte seiner im Gebete gedenken, und starb, noch den Namen Mathilde ausrufend.

Der Schmerz des alten Anton war herzzerreissend; er warf sich auf den Leichnam seines Sohnes, benetzte ihn mit seinen Thränen, und verwünschte die Elende, welche ihn der Stütze seines Alters beraubt hatte; er schwor allen ihren Angehörigen einen ewigen Haß, nur Luise nahm er davon aus; vor ihr schüttete er sein Herz in Wehklagen aus. Seinen Sohn ließ er ehrenvoll begraben, seine sterbliche Hülle wurde von seinen Freunden und alten Nachbarn zur Ruhestätte begleitet, eine Summe Geldes ward der Kirche übergeben, damit heilige Messen für die Ruhe seiner Seele gelesen würden, und erst, nachdem der alte Anton seinen Schmerz durch diese frommen Werke gemildert hatte, machte er sich daran, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen.

Der Verkauf der Waaren, welche der Laden enthielt, trug nur einen schwachen Theil seiner Schulden ab. Der ehrliche Mann versetzte seine Habe, um den Rückstand zu bezahlen: diese edle Handlung ward von Jedermann bewundert; denn man wußte, daß Vater Anton das Geld sehr lieb hatte; durch diesen Umstand aber bewies er, daß er doch seinen Sohn noch mehr liebte.

Robert und seine Frau, welche durch diesen schrecklichen Ausgang der Sache die Früchte ihrer Bemühungen verloren, fanden keine Theilnahme. Man tadelte die schlechte Erziehung, die sie ihrer Tochter gegeben hatten. »Wenn sie sich nicht über ihren Stand erhoben, und nicht hätte eine große Frau spielen wollen, sagte man, so würde sie ihren Mann nicht ins Verderben gestürzt, und sie nicht in so schlechtes Leben

gerathen seyn; die Eitelkeit hat sie zu Grunde gerichtet; wenn Anton ihren Aufwand hätte bestreiten können, so wäre sie ihm nicht untreu geworden, und nicht einem Verführer nachgelaufen, der den Tod ihres braven Mannes dadurch rächen wird, daß er sie gleichfalls im Stiche läßt.«

Der Unwille, welchen die Flucht Mathildens und das traurige Ende Antons in der Gegend erregt hatten, wo Robert wohnte, nöthigte diesen, auf einige Zeit den Anblick seiner Bekannten und alten Nachbarn zu meiden. Er wagte es nicht mehr, im Kaffeehause zu erscheinen, noch an jenen Plätzen, die er gewöhnlich besuchte, aus Furcht, die Bemerkungen und den Tadel hören zu müssen, welche das Verbrechen seiner Tochter auf ihn zurückwarf; und es hätte sich wohl zu der Angst der Schande auch noch die des Elendes gesellt, wenn nicht Luise, welche es nicht gewagt hatte, vor ihrem Vater zu erscheinen, so lange er glücklich war, sich beeilt hätte, ihm in seinem Unglücke mit all' den Hülfsleistungen und Tröstungen beizustehen, deren er so sehr bedurfte. Diese gute Tochter ward seine einzige Stütze; Robert fiel es schwer, ihr Dank schuldig zu seyn, aber der Umstand, ihrer Hülfe zu bedürfen, nöthigte ihn zum Stillschweigen. Die schlechte Aufführung Mathildens demüthigte seinen Hochmuth, und da er zu ihrer Rechtfertigung nichts zu sagen wußte, so war er gezwungen, tief in seiner Seele die gehässigen Gesinnungen zu verbergen, welche er gegen diejenigen hegte, die ihm Luise weggenommen hatten; denn diese ausgezeichnete Tochter hatte die unwiderruflichen Gelübde bereits abgelegt, die sie für immer an den Altar fesselten.

Nachdem der Eindruck, den diese traurigen Ereig-

nisse unter den Einwohnern der Stadt hervorgebracht hatten, ein wenig verschwunden war, so schloß sich Robert, der zur Befriedigung seiner und seiner Frau Bedürfnisse unausgesetzt zu arbeiten gezwungen war, an Ruhestörer an, und an Leute verdächtigen Wandels. Gab es einen Aufstand, so war Robert unter der Zahl der Aufrührer. Begaben sich junge unruhige und von verderblichen Grundsätzen dahingerissene Leute in die Kammer der Abgeordneten, um dort Meinungen gegen die gute Staatsordnung zu unterstützen, so war Robert einer der geschäftigsten, das Aergerniß zu verbreiten, und wenn die Missionäre in den verschiedenen Kirchen von Paris ihre Versammlungen begonnen, so war wiederum Robert einer der erbittertsten gegen diese guten Väter.

Umsonst stand Luise ihren Eltern mit all' den Hülfeleistungen bei, die von ihr abhingen, und umsonst gab sie ihnen die weisesten Rathschläge; ihr Vater verharrte im Spotte über ihre Sittenlehre, und ihre Mutter, im Kampfe zwischen alten Irrthümern und der Bewunderung, welche ihr der tugendhafte Lebenswandel ihrer Tochter einflößte, blieb ungewiß in ihren Meinungen. Der Augenblick, der ihre Unentschlossenheit heben sollte, war noch nicht gekommen; jedoch war sie oft bedenklich über die Mittel, welche Robert anwandte, um sich Geld zu verschaffen. Zänkereien zwischen den beiden Eheleuten vermehrten noch ihre Leiden, und Robert, hingerissen von seiner Gottlosigkeit, fuhr fort, sich zum Feinde aller derjenigen zu erklären, welche die Gesetze und die Religion ehrten.

Es verflossen mehrere Monate, ohne daß Luise einen einzigen Augenblick ihrem edlen Wandeln untreu wurde, sie lag ihren Ordens- und Standespflichten mit

einem Eifer und Muth ob, die ihr die Liebe und Verehrung all' ihrer Genossinnen erworben hatten.

Eines Tages erschien sie bei dem Pfarrer in einem Zustande, der eine heftige Gemüthsbewegung verrieth. — »Ich bedarf Ihrer Nachsicht und Ihres Mitleidens, mein Vater! denn es ist eine große Sünderin, die vor Ihnen erscheint.«

Dieser Eingang machte den Pfarrer zittern; denn er glaubte darin die Ankündigung eines großen Aergernisses zu erblicken, und mit ernstem Anstande gebot er ihr, weiter zu fahren.

Luise: »Ach mein Vater! ich bin sehr strafbar, ich habe meine Pflichten vergessen, habe meine Schwüre gebrochen, und Schwester Luise ist nicht mehr würdig der Liebe und Achtung ihrer Genossinnen.«

Pfarrer: »Eine aufrichtige Reue kann Ihnen allein Verzeihung Ihres Fehlers erwerben.«

Luise: »Er ist sehr groß, mein Vater!«

Pfarrer: »Die Barmherzigkeit Gottes ist doch noch größer.«

Luise: »Ich wage es nicht, darauf zu rechnen.«

Pfarrer: »Wer möchte mich bereden können, daß Sie daran verzweifeln würden! Sie, das Muster Ihrer Schwestern, und das Beispiel, welches ich mit so viel Freude unserer Jugend vorstellte! Fluch treffe diejenigen, welche Sie so weit gebracht haben.«

Luise: »Ach! meine Eltern sind durchaus nicht Schuld an meinem Unrecht.«

Pfarrer: »Aber sie wissen doch davon, meine Schwester?«

Luise: »Wohl habe ich ihretwegen das Vertrauen mißbraucht, und über eine Sache verfügt, die nicht mir gehörte.«

Pfarrer: »Sollte Sie etwa Ihr Vater zum Verbrechen verleitet haben?«

Luise: »Sein Unglück und das meiner armer Mutter haben meinen Verstand verwirrt; sie befanden sich in der drückendsten Noth; eine wohlthätige Person stellte mir einen Beutel voll Geld zu, um es unter die Armen zu vertheilen. Ich habe darüber verfügt, habe den Unglücklichen ihr Gut aus Gefälligkeit gegen meine Eltern entzogen. Ich erkannte meine Pflichten, und hatte nicht den Muth, sie zu erfüllen.«

Bei diesen Worten blickte der Pfarrer mit Rührung die junge Schuldnerin an, die sich so freimüthig anklagt; es wird ihm leichter ums Herz, denn der Fehler, den sie begangen hat, ist in seinen Augen weit geringer, als er Anfangs befürchtete. Das Zartgefühl, welches sie verleitet, von ihren Pflichten abzuweichen, mag den Tadel darüber verweigern.

»Fassen Sie Muth, meine Tochter!« sagte er zu ihr, »Ihr Fehltritt ist schwer, und giebt ein gefährliches Beispiel; aber die Reue, welche Sie zeigen, giebt mir die Versicherung, daß ein solcher Mißbrauch des Vertrauens in Zukunft sich nicht wiederholen wird. Ich mache mich anheischig, in die Armenkasse jene Summe zu geben, welche Sie derselben entzogen haben; darum, Luise, lindern Sie Ihren Schmerz, üben Sie wieder die Werke der Frömmigkeit, Gott verzeiht Ihnen.«

Beruhigt durch diese Worte ging Luise in ihren Zufluchtsort zurück, um dort wieder ihre gewohnten Arbeiten zu verrichten.

Ein Jahr war verflossen, während dessen sie alle Pflichten ihres Dienstes mit einem solchen Eifer erfüllt hatte, daß ihr Ruf dadurch einen neuen Glanz erhielt.

In ihrem Spital herrschte eine wunderbare Ordnung; die Kranken fanden da die Sorgfalt und Beachtung, welche man den Unglücklichen schuldig ist, denen überdieß auch noch die rührenden Tröstungen der Religion zu Theil wurden.

Eines Abends im Monate Oktober, gerade im Augenblicke, da man die Thore schließen wollte, brachte man eine sterbende Frau in die Herberge, die man so eben unter den Bäumen der elisäischen Felder aufgehoben hatte. Ihre zerfetzten Kleider, die Magerkeit ihres Körpers, ihre matten Züge und die Blässe ihrer Gesichtsfarbe schienen anzudeuten, daß sie nahe an ihrer letzten Stunde sey. Schwester Luise läßt sie im Krankenzimmer Platz nehmen, damit sie der ärztlichen Hülfe näher wäre; eine junge Schwester wacht an der Seite ihres Bettes, und zählt aufmerksam ihre Pulsschläge; sie sind lebhaft und unterbrochen, ein Zeichen, daß ein Fieber an ihr zehre. Diese unglückliche Frau blieb bis zum andern Tage in der nämlichen Lage. Bei den ersten Strahlen des Tages öffnen sich ihre Augen, sie merkt, wo sie ist, und strengt sich an, zu sprechen; aber die Unordnung ihrer Reden zeigt von der Verwirrung ihrer Sinne. Die Aerzte beobachten aufmerksam die Symptome dieser Krankheit, und erklären, daß sie ansteckend sey. Der Schrecken wird sogleich allgemein in der Herberge. Man bringt diese Unglückliche an einen abgesonderten Platz, wo die nämliche Sorgfalt auf sie verwendet wird. Indessen verweilten daselbst die Schwestern nur mit Furcht. Luise bemerkt diesen Widerwillen, und erklärt, daß sie allein dieser gefährlichen Kranken abwarten wolle. Sie setzt sich nahe an ihr Bett, und aus ihrer Hand empfängt die arme Kranke die in ihrem Zustande nöthigen Hülfeleistungen.

Eines Morgens, in einer Aufwallung, erhebt sich die Kranke ein wenig; und da sie ihre matten Augen auf ihre Wärterin heftet, entfährt ein Schrei ihren Lippen. Der Laut dieser Stimme bringt Luise in Verwirrung; es scheint ihr, sie schon gehört zu haben, und ihr Herzklopfen entdeckt ihr, was sie sich noch nicht zu gestehen wagt. Sie betrachtet nun die Züge der Kranken mit mehr Aufmerksamkeit, und erkennt endlich mit Entsetzen Mathilde.

Sie fällt auf die Kniee nieder und danket Gott, daß er ihr den Entschluß eingegeben hat, sich dem Wohle dieser Unglücklichen zu widmen. Die guten Handlungen bringen ihren Lohn mit sich. Luise hat das immer gedacht, und nun findet sie die Erfüllung davon.

Die Stimme Mathildens ruft ihr. »O meine Schwester, so sehe ich denn dich wieder, dich, die du mich durch deine Sorgfalt hast dem Tode entreissen wollen. Ach! du weißt nicht, wie oft ich mich darnach gesehnt habe.«

Luise: »Stille deine Schmerzen, Mathilde, du bist noch nicht im Stande, mich anzuhören; laß mich mein Werk vollenden, später magst du mir dein Herz öffnen, verliere nicht den Muth, noch die Hoffnung.«

Mathilde: »Nein, Luise, ich habe keine Hoffnung mehr, ich habe strafbar gelebt, und werde elend sterben; die Hand Gottes hat sich von mir zurückgezogen, und ich bin in den Abgrund gestürzt.«

Luise: »Deine Leidenschaften haben dich zu Grunde gerichtet, doch vertraue auf Gott, ehre Ihn, liebe Ihn; denn wohlgefällig nimmt Er die Reue auf.«

Mathilde: »Ach, Luise! meine Verbrechen sind sehr groß.« —

Luise: »Seine Barmherzigkeit ist unendlich.«

Mathilde: »Du weißt es nicht, wie tief ich gesunken bin; du weißt es nicht, daß ich nach dem Verrathe meines Gatten und meiner Pflichten, gleichfalls auch meinen Verführer verrathen, und daß ich, von diesem verlassen, nur mehr im Verbrechen Rettungsmittel gefunden habe.«

Luise: »Unglückliche Mathilde!«

Während dieser Worte hing Luise ihren Rosenkranz um den Hals ihrer Schwester, und sagte dann: »Ein Stück von dem wahren Kreuze ist da angefaßt, Mathilde, unter den Rosenkranzperlen; möchte doch diese heilige Reliquie dir den Frieden der Seele und die Liebe deines Gottes wieder geben!«

Luise entfernte sich aus dem Zimmer, das sie seit einem Monate nicht mehr verlassen hatte. Ihre Erscheinung unter den guten Schwestern war ein Festtag, man umrang sie, pries sie, berührte ihre Kleider mit einem ehrfurchtsvollen Eifer, als wenn sie einer Heiligen gehörten, und ihre muthvolle Menschenliebe gab ihr ein Recht darauf. Sie erzählte die rührenden Umstände, die so eben ihr Herz ergriffen hatten; jede Schwester horchte ihr bewegt zu, und man nahm lebhaften Antheil an dieser Kranken, die ihrer jungen Genossin so theuer war.

Nachdem nun Luise wieder nachgesehen und ihre Anordnungen getroffen hatte, kehrte sie wieder an das Bett Mathildens zurück; sie tritt leise ein, und da sie keinen Laut vernimmt, glaubt sie, daß ihre Schwester schlafe; sie sitzt stille nieder, und heftet dann ihre Augen auf die unkenntlichen Züge der Mathilde. »Was ist aus dieser Schönheit geworden, worauf sie so stolz war? Keine Spur davon ist mehr vorhanden.«

Luise betrachtete sie mit einer schmerzlichen Gemüthsbewegung, als die Blässe der Gesichtsfarbe sie plötzlich erschreckt, sie sucht ihren Puls und findet ihn nicht.

Mathilde hatte die doppelte Wirkung ihrer Leiden und Gemüthsbewegungen nicht aushalten können. Erschreckt ruft Luise um Hülfe; sie läßt vor Allem einen Geistlichen rufen, der ihrer unglücklichen Schwester mit Trost und Gebet beistehen möchte. Man eilt herbei. Mathilde bekömmt noch genug Ruhe und Bewußtseyn, um die letzten Hülfeleistungen der Religion zu empfangen, und in dem Augenblicke, wo alle Schwestern in dem benachbarten Zimmer beten, und wo der Priester zu der Unglücklichen die feierlichen Worte spricht, die den Tod heiligen, da sieht man Herrn und Frau Robert eintreten, welchen man davon kaum mehr Nachricht hatte geben können. Dieses Schauspiel machte einen erschütternden Eindruck auf sie. Tausend Gedanken stiegen in ihrer Seele auf. Sie erinnerten sich der schlechten Erziehung ihrer Tochter; sie dachten wider ihren Willen an die Beispiele und die Lehren, welche sie ihr gegeben hatten; sie verglichen den Wandel ihrer den Leidenschaften preisgegebenen Tochter mit dem Luisens, deren Gottesfurcht sie so oft verhöhnt hatten. Die Eine starb in einem Zustande entsetzlichen Elendes, nachdem sie verschiedene Aergernisse gegeben hatte; die Andere ward der Trost ihrer Eltern, nachdem sie lange Zeit die Zielscheibe des Spottes gewesen war. Alle diese Gedanken vervielfältigten und drängten sich einer auf den andern in der Seele des Herrn und der Frau Robert. O, wie doch die Schauspiele der Religion auf die Herzen wirken, wenn sie das Unglück lebhaft und tief ergreift!

Herr und Frau Robert wurden nicht mehr er-

kannt von ihrer sterbenden Tochter. Sie starb vertieft in die Gedanken der Gottesfurcht und Reue. Luise fing ihre letzten Seufzer auf; sie hatte dannoch Muth genug, ihre Eltern zu trösten, und diese, durchdrungen von Dankbarkeit und Bewunderung für ihre zärtliche Tochter, lernten nun die Wohlthaten der Religion kennen, und beschlossen, durch fromme Uebungen das quälende Andenken an ihre ehemalige Gleichgültigkeit und unglückliche Gottvergessenheit zu mildern.

(Bl. z. B. u. E.)

---

7.

## Ein Freitag aus dem Leben eines christlichen Hausvaters.

Seit dem frühesten Morgen hörte man in der Werkstätte des Schlossermeisters Redlicher hämmern und feilen. Das glühende Eisen warf unter schweren Hammerschlägen einen weiten Kreis von Funken, und der Blasebalg mußte ohne Rast steigen und fallen, und das Feuer zur hellen Flamme fachen. Mitunter ertönte eine Baßstimme, ein geistliches Lied singend, begleitet von einer, zwei, auch drei Stimmen, je nachdem die Arbeit der Gesellen Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wenn jedoch der Meister an ein Hinderniß stieß, und ihm irgend etwas nicht passen wollte, so trat eine kleine Pause ein, und man hörte nur den Hammer und die Feile; aber es dauerte nicht lange, und der Gesang wiederhallte darauf völliger und kräftiger, und das Tempo der Schläge wurde schneller und geschwinder.

Indessen kam die Zeit des Frühstückes heran. In dem christlichen Hause des wackern Meisters, wo noch ein frommer, einfacher und unverdorbener Sinn herrschte, war es jedoch eingeführt, daß trotz der schweren Arbeit die ganze Fasten hindurch, die Sonntage ausgenommen, kein Frühstück genommen wurde. Jeder eintretende Gesell fügte sich dieser frommen Sitte, und weil man es schon gewohnt war, so fiel es Niemanden lästig und beschwerlich, und Meister und Gesellen feierten dann nach überstandener Entbehrung desto fröhlicher und festlicher die freundlichen Ostern. Um die Zeit des Frühstückes kam sonst die Hausfrau in die Schlosserei, und pflegte ein Zeichen zu geben, daß schon angerichtet wäre. Heute öffnete sie die Thür ohne das gewöhnliche Zeichen zu machen; sondern blieb stehen und wollte reden; da sich aber ihre sanfte Stimme vergeblich unter dem Getöse hörbar zu machen suchte, so winkte sie dem Meister und dieser den Gesellen, und alsobald trat eine gänzliche Stille ein. »Man hat,« sagte sie, »das erste Zeichen mit der Glocke gegeben, wer soll heute von uns in die Kirche gehen?«

»Es bleibt dabei,« antwortete Redlicher, »ich und einer von meinen Gesellen.«

»Ich denke aber,« erwiederte Cäcilie, ihren Gemahl mit fragendem Blicke ansehend, »die Arbeit wäre sehr dringend; schon gestern war der Baumeister hier und sagte, er werde bei uns ferner gar nichts mehr bestellen, wenn nicht Alles bis zum Abend in seinem neugebauten Hause fertig werden sollte.«

»Er soll unbesorgt seyn,« sprach der Meister; »Alles soll fertig werden. Am heutigen Freitage möchte ich aber sehr ungerne aus der heiligen Messe ausblei-

ben, weil über acht Tage schon der Charfreitag ist, und heute zum Letztenmale die Kreuzpartikel zu küssen gereicht wird. Du und unser Sohn, ihr waret ohnehin durch zwei Freitage in der Kirche, und ich bin zu Hause geblieben. Bringe mir nur das Wasser bald, um mein Gesicht und meine Hände zu waschen.«

Die Hausfrau ging und holte Wasser mit Seifen; der Sohn und ein Gesell setzten ihre lärmende Arbeit fort; Meister Redlicher aber legte seine grüne Schürze mit der gelben messingenen Kette ab, fing an, sich zu waschen, und that es mit einer solchen Eile, daß genug Spuren vom schwarzen Ruße zwischen den Falten seines blassen Gesichtes blieben, um leicht errathen zu lassen, welche Profession er führe. Dann legte er einen andern Rock an, und eilte mit seinem Gesellen der Kirche zu. Gleich beim Eingange besprengte er sich mit dem Weihwasser, machte das Kreuz, und ging an seinen gewöhnlichen Sitz, von wo aus er Alles sehen konnte, was beim Altare vorging.

Das heilige Meßopfer begann; das zahlreich versammelte Volk betete den schmerzhaften Rosenkranz, und als die Messe zu Ende war, da fiel die Orgel mit feierlichen Tönen ein, und das Christenvolk sang andächtig ein einfaches rührendes Fastenlied. Der Priester mit Chorrock und Stola nahm das glänzend messingene bei neun Zoll große Kreuz vom Altare, um welches zwei Lichter brannten. Es war an den Enden mit farbigen Steinen geziert, in der Mitte, wo die Querbalken auf einander ruhten, war eine silberne, zierlich gearbeitete erhabene Kapsel von mehreckiger Form mit Glas geschlossen. In dieser aber erblickte man, in rothe Seide gewickelt, die Reliquie des Kreuzes, und quer darüber die Inschrift: „Crux Salva-

toris Dom. Jesu Christi." Mit Ehrfurcht betrachteten Alle das Werkzeug ihrer Erlösung. Alle knieten in Demuth auf die Stufen hin, und küßten mit Liebe das theure Andenken ihres Herrn und Meisters; zuerst die Kinder, dann die Männer, und endlich das Frauengeschlecht. Es war etwas Rührendes, wie Redlicher mit seinen grauen Haaren und gefalteten Händen, als an ihn die Reihe kam, hinzutrat, und sich auf seine Kniee niederließ. Sein blasses und hie und da etwas schwärzliches Gesicht war von höherer Andacht verklärt, mit froher Hingebung betrachtete er das Kreuz, seine glänzenden Augen schwammen in Zähren, und als er das Kreuz geküßt, da seufzte er auf, und eine Thräne löste sich aus seinem Auge, und gleitete langsam von Falte zu Falte über sein Antlitz zur Erde herab; sein frommer Geist aber hob sich siegreich empor, entfesselt von diesem Erdenstaube, und stille Wonne und Freude malte sich auf seinem Gesichte. — Er begab sich darauf an seinen Ort, und wartete, bis das Fastenlied zu Ende war; dann stand er auf, machte eine Verbeugung gegen den Hochaltar, wo der Sohn Gottes in Brodsgestalt aufbewahrt wird, bezeichnete sich mit dem Kreuzzeichen und ging, von seinem Gesellen begleitet, frohen Muths aus der Kirche wieder nach Hause.

Auf den Schlossermeister wartete bereits Baumeister Nützler. Schon vor einer Viertelstunde kam er nachzusehen, ob die Schlosserarbeit für sein neugebautes Haus vollendet wäre. Als er aber hörte, der Meister wäre in der Kirche, so wurde er sehr verdrießlich, und ereiferte sich gewaltig, fürchtend, sein Haus könnte vielleicht nicht zur gehörigen Zeit bezogen werden. Kaum trat Redlicher ein, so überschüttete er ihn

mit einem Strome von Vorwürfen. »Ich will sehen,« sprach er etwas gereizt, »ob Sie Ihr Wort werden halten können! Heute soll Alles fertig werden, und noch ist, wie ich sehe, so Vieles zu thun übrig. Sie bedienen in der That sehr pünktlich Ihre Kunden! Niemand als Sie hält mich auf! Sagen Sie mir, ob man da Zutrauen zu Ihnen fassen kann?«

»Beruhigen Sie sich, Herr Nützler,« sprach Redlicher gelassen, »Ihre Arbeit wird fertig, wie ich es versprochen, ich halte mein Wort; Schlösser und Fensterrahmen sind bereits im Laden zusammengelegt, es erübrigt nur noch Einiges zu putzen und zu poliren. Ich will mich in einigen Stunden auf den Weg machen, um Alles nagelfest zu machen.«

»Wissen Sie,« fuhr der Baumeister im frühern Tone fort, »Ihre Zeit so schlecht zu benützen! Da können Sie freilich auf keinen grünen Zweig kommen. Verstehen Sie es zu berechnen, wie viel Prozent Sie von Ihrer Arbeit einbüßen, wenn Sie so öfter unter der Woche in die Kirche spatzieren gehen? Ein unersetzlicher Verlust.«

»In Wahrheit,« erwiederte Redlicher, »daran dachte ich gar nicht. Indessen habe ich noch nichts versäumt, ich bin heute um zwei Stunden früher aufgestanden, um den Gang in die Kirche einzubringen. Und sollte ich auch Einiges versäumt haben, so ist es im Dienste Gottes geschehen, der uns ja über Alles gehen soll, und der sicherlich die höchsten Prozente abwirft. Traurig genug, daß man überall den Gewinn zu berechnen weiß, darüber aber das Wichtigste, den himmlischen Sinn, verliert. Ich bin zwar auch wirthschaftlich und sparsam, denn ich muß auf meine alten Tage denken, und habe mehrere Kinder zu versorgen;

aber Gottlob! das Geld ist bei mir noch nicht in einem so überaus hohem Werthe, und ich müßte mir wahrhaftig in meinen Augen sehr niedrig erscheinen, wenn ich den schlechten Gewinn von einer Stunde höher schätzen würde, als ein frommes Gebet, als eine heilsame Betrachtung, oder als eine herzerhebende Andacht, wie die heutige in der Kirche.«

»Aber sagen Sie mir,« sprach Nützler weiter, »was ist Ihnen eingefallen, eben heute an einem Werktage, wo Sie die Hände voll Arbeit haben, in die Kirche zu gehen?«

»Ist es Ihnen nicht bekannt,« antwortete Redlicher, »daß bei uns die ganze Fasten hindurch an jedem Freitage, heute aber, als am letzten Freitage dieser Fastenzeit, zum Letztenmale die Kreuzpartikel wurde zu küssen gereicht?«

»Was Sie sagen,« sprach Nützler mit großem Befremden, »die Kreuzpartikel wurde zu küssen gereicht? Was ist die Kreuzpartikel?«

»Die Kreuzpartikel,« antwortete der Meister, »ist ein Theil von jenem denkwürdigen Kreuze, an welchem unser heiligster Erlöser Sein Leben für uns verblutete. Glaubwürdige Geschichtschreiber erzählen nämlich, daß dieses Kreuz während der Christenverfolgung lange verborgen gelegen. Die fromme Helena, Mutter des Kaisers Constantin, unternahm es zugleich mit Makarius, dem Bischofe von Jerusalem, auf dem Hügel Golgatha die eigentliche Stätte, wo das Kreuz unsers Erlösers gestanden, aufzusuchen. Nach Reinigung des Orts vom Schutte und nach Aufgrabung des Bodens gelang es ihr, die Felsengruft des heiligen Grabes zu entdecken. Nahe dabei fand man drei Kreuze, und nebenbei auch die Nägel, welche die Hände und

Füsse des Gottmenschen durchbohrt haben, und überdieß die Inschrift, jedoch auf einem besondern Brette vom Stamme getrennt. Woran sollte man nun das wahre Kreuz Christi erkennen? Die Inschrift schien zwar dem einen Kreuze besser, als den andern, anzupassen; Helena und der Bischof trugen aber Bedenken, diesen einzigen Umstand als ein sicheres Merkmal des gesuchten Kreuzes anzusehen. In dieser schmerzenden Verlegenheit nahm Makarius seine Zuflucht zu Gott, betete gläubig und inbrünstig, und es geschah, daß er, wohl nicht ohne höhere Eingebung, auf einen glücklichen Gedanken gerieth, der von den herrlichsten Folgen war. Eine vornehme Matrone in Jerusalem lag dem Tode nahe. In Gegenwart der Kaiserin und des Volkes ließ man sie die Kreuze berühren; die beiden ersten umsonst; als sie aber das dritte berührt hatte, stand sie sofort vollkommen genesen auf. Sie können sich leicht vorstellen, welche Freude, welch' ein Jubel die Herzen aller Christen erfüllt! Bisher hatten sie keine Reliquie von ihrem Erlöser, und nun bekamen sie auf einmal ein theures Andenken, dasselbe Kreuz, an dem Er gestorben ist. Es wurde daher ein Gegenstand inniger Verehrung. Wie eine Fahne wurde es den christlichen Kriegsschaaren vorangetragen, und erregte in ihren Herzen Muth und Begeisterung. Alle Christen wünschten einen Theil von diesem Kreuze zu besitzen. Es sind daher eine große Menge Stücke davon geschnitten, und in die ganze Christenheit versendet worden. Bei uns Katholiken wurde die Reliquie des Kreuzes in Gold und Silber gefaßt, an ein Kreuz befestigt, und das Ganze die Kreuzpartikel genannt.«

»Sie sind also der Meinung,« fragte Nützler,

»daß das Kreuz auf eine so mysteriöse und fabelhafte Weise richtig ist gefunden, und daß die Partikel davon in die ganze Christenheit an alle Kirchen sind verschickt worden?«

»Ja,« antwortete Redlicher, »dieß ist meine Meinung, und sie gründet sich auf das Zeugniß der Kirchengeschichte. Sie nennen die Auffindung des Kreuzes mysteriös und fabelhaft? O allerdings wird es Viele geben, die die Erzählung hievon bezweifeln, sie erdichtet und fabelhaft nennen; allein solche halten auch alle Wunder für Fabel und Erdichtung, weil sie überhaupt an keine Wunder, aber auch an keine Offenbarung glauben. Für uns indessen, die wir in unserer katholischen Kirche an Wunder also glauben, daß der Allmächtige auf was immer für eine Art Kranke heilen kann, und die wir denken, daß es der göttlichen Würde immer angemessen ist, wenn Er, um das Kreuz Seines Sohnes zu offenbaren, durch Berührung desselben eine Kranke gesund macht: für uns ist es genug, daß glaubwürdige Kirchengeschichtschreiber diese Begebenheit erzählen, und ihnen Niemand von ihren Zeitgenossen widersprochen hat. Uebrigens werden Sie mir, Herr Nützler, zugeben, daß wir, die wir uns auf die Geschichte berufen können, viel besser daran sind, als jene, die nur ihrer beschränkten Einsicht und ihrem trüglichen Urtheile folgen, und auch viel folgerichtiger urtheilen, weil der Geschichtsglaube nun und nimmermehr entbehrt werden kann, und es nach meiner beschränkten Ansicht thöricht ist, geschichtliche Zeugnisse nur deßwegen zu verwerfen, weil sie über einen religiösen Gegenstand abgegeben werden, oder sich auf einen Gegenstand beziehen, den wir an unser Ein Mal Eins nicht anreihen können. Ganz mit Recht feiert

daher auch die Kirche jedes Jahr zum Andenken an diese denkwürdige Begebenheit ein eigenes Fest, die Erfindung des Kreuzes. Was aber die Partikel anbelangt, so sind sie zwar nicht an alle, jedoch an sehr viele Kirchen überkommen.«

»Von der Kirchengeschichte,« sprach der Baumeister weiter, »will ich nichts reden, denn ich muß gestehen, ich bin nicht sehr darin bewandert. Was sagt Ihnen aber der gesunde Menschenverstand? Durch mehrere hundert Jahre sollten Partikel von dem Kreuze herabgenommen worden seyn? Von welchem immensen Umfange ist es da gewesen, und wie vielmal ist es da verschnitten worden? Und Sie glauben noch, daß man Ihnen einen Theil von dem wahren Kreuze reiche? O arme Einfalt!«

»So, so,« sagte Redlicher, indem er den Kopf bewegte, »das ist eine moderne Bemerkung, die ganz in dem Charakter unserer Zeit liegt. Ohne genau in der Geschichte geforscht zu haben, fragt man überall nach dem Wie und Woher? nicht etwa um die Sache ins Klare zu bringen, sondern um nur Alles in Zweifel zu ziehen; und dann das religiöse Gefühl erkalten zu machen und zurück zu drängen. Von der frommen Meinung, daß sich das Kreuzesholz wunderbar vermehrt, will ich nichts sagen, aber so viel weiß ich, daß die Kirche eine sorgsame Mutter ist, welche nicht eine falsche Partikel statt einer echten uns zur Verehrung anbietet. Ja, ich sage es Ihnen ganz offen, daß es mir, angenommen, es seyen einige Reliquien des Kreuzes oder der Heiligen unecht, und uns aus was immer für einer Ursache zur Verehrung ausgestellt werden, (so viel weiß ich aber, daß daran die Kirche keine Schuld hat) es mir immer noch lieber wäre, hier und

dort eine falsche Reliquie für eine wahre zu verehren, als in ertödtender Kälte die ganze so erhebende Verehrung der Reliquien deßwegen fallen zu lassen, blos weil es möglich ist, daß es auch falsche Reliquien gebe. Auch ist es nicht nothwendig anzunehmen, daß eine geheime Wunderkraft in dem Kreuzesholze, als solchem, enthalten sey, und das Holz vom wahren Kreuze an und für sich für heilsam und helfend zu halten. Auf jeden Fall hilft nur Gott allein!«

»Da schlagen Sie sich ja selber,« erwiederte Nützler lebhaft. »Wenn Sie keine Wunderkraft in die Partikel des Kreuzes setzen, warum laufen Sie denn in die Kirche, und versäumen so viele Zeit; Sie könnten ja das Kreuz hier an der Wand eben so gut küssen?«

»Warum?« entgegnete Redlicher. »Das werden Sie doch begreiflich finden, daß jedem frommen Christen eine Partikel von dem wahren Kreuze Christi viel lieber seyn muß, wenn er sie auch nicht gerade für wunderthätig hält. Nun können Sie mir aber durch nichts — vage, aus der Luft gegriffene, Vermuthungen ausgenommen — beweisen, daß unsere Kreuzpartikel in der Kirche unecht sey. Ich habe nun einmal die Ueberzeugung, daß die Partikel echt ist, und zwar aus dem Grunde, weil es unsere kirchliche Tradition sagt, und weil wie gesagt, die Kirche bei der Annahme neuer Reliquien sehr behutsam ist, und, wie der Pfarrer, dem ich überhaupt die ganze Belehrung hierüber verdanke, erst neulich recht schön es auseinander gesetzt hat, ausdrücklich befiehlt, nicht eher eine Reliquie als echt anzuerkennen, bis nicht der Bischof, der von ihrer Natur und ihrem Ursprunge Kenntniß hat, sie gehörig untersucht, und nach Anhörung rechtschaffener Zeugen über ihre Echtheit der Wahrheit gemäß verordnet hat. —

Und dann, mit welcher Andacht betrachte ich die Kreuzpartikel in der Kirche! Dort vergesse ich auf einige Zeit meine häuslichen Geschäfte, und werde so zu sagen ein anderer Mensch. Unsere Fastenlieder erinnern mich an die heilige Begebenheit, zu deren Andenken die Fastenzeit eingesetzt ist. Das Fastenlied, wenn es von dem feierlichen Orgelton begleitet wird, lautet so rührend und erbaulich. Wenn ich die Kreuzpartikel zwischen den zwei brennenden Kerzen sehe, so glaube ich das Kreuz auf dem Kalvarienberge zu sehen, an welchem unser Herr für uns gestorben ist; ich sehe Ihn gleichsam am Kreuze hangend, und gedenke Seiner vielen Leiden und Schmerzen die Er aus Liebe zu uns gelitten; dann denke ich noch: an einem solchen Freitage, wie heute, hat Er Sein unschuldiges Leben für uns Unwürdige an demselben Kreuzesstamme verblutet, von dem ich jetzt eine Partikel küssen soll. Ach! da wird mir das Herz so voll von bitterer Reue und dankbarer Liebe, daß ich es nicht zu beschreiben vermag, und innig drücke ich das Werkzeug meiner Erlösung an die Lippen, und mein gepreßtes Herz findet Erleichterung.«

Hier hörte man Glockengeläute. Redlicher machte die Thür auf, und rief hinaus: »Cäcilie, man läutet die Scheidung Christi, sag's auch den Gesellen.« Nützler, der schon ungeduldig wurde, und nicht wußte, was vorgehen sollte, fragte voll Neugierde: »Was wollen Sie vornehmen?«

»Haben Sie nicht gehört,« antwortete Redlicher, »daß die Glocke nun geschlagen hat? Um diese Stunde an einem Freitage ist unser Herr am Kreuze verschieden; darum wird bei uns Katholiken um diese Stunde geläutet, damit sich alle Christen an diese unaussprech-

lich wichtige Begebenheit erinnern, und Gott für die unendliche Gnade der Erlösung danken möchten.«

»Wie? Was?« rief Nützler mürrisch, »werden Sie jetzt schon wieder beten? Da geht Einem die Geduld aus,« und wollte seinen Hut holen.

Redlicher ließ sich indessen in seiner frommen Stimmung nicht stören, und reimte einige Stühle hinweg, die um den Tisch standen, über den an der Wand ein kleiner Hausaltar zu sehen war, bestehend oben aus dem Bilde des Gekreuzigten, wo Magdalena das Kreuz umfaßt hielt, gleich unterhalb die schmerzhafte Mutter Gottes, ein Schwert im Herzen, und den leidenden Blick gegen Himmel, und ihr zu beiden Seiten die Landespatrone, der heilige Florian und der heilige Leopold.

Cäcilie trat ein, und legte die volle Schüssel Mehls, die sie in der Speisekammer holte, beiseits, ihr nach folgten der Sohn des Hauses, die drei Gesellen und der Lehrjunge. Alle knieten vor dem Tische nieder, und fingen an laut zu beten: »Von der sechsten Stunde des Tages bis zur neunten war eine Finsterniß auf Erden. — Um die neunte Stunde rief Jesus mit lauter Stimme: Mein Gott, mein Gott! warum hast Du Mich verlassen. — Jesus schrie wieder mit lauter Stimme: Vater, in Deine Hände empfehle Ich Meinen Geist, und mit geneigtem Haupte gab Er Seinen Geist auf u. s. w.«

Anfangs des Gebetes stand Baumeister Nützler mit dem Hute in der Hand bei der Thür, machte verdrießliche Miene, und war unentschlossen, ob er fortgehen oder bleiben sollte; endlich blieb er, und wollte das Gebet abwarten. Der Anblick der Betenden mußte ihn sichtbar gerührt haben, denn er wurde ernsthaft,

und schien sogar die Lippen zu bewegen. Es war auch eine Gruppe, die man nicht ohne fromme Rührung ansehen konnte. Redlicher, mit seinen ernsten ausdrucksvollen Gesichtszügen voll Andacht, kniete voran, und seine tiefe Baßstimme hörte man, wie eine Führerin laut aus der Mitte der Uebrigen. Gleich neben ihm die fromme und immer reinliche Hausfrau. Nur heute war sie auf der einen Seite mit etwas Mehl bestaubt, weil sie in Eile, um nur der Stimme ihres Mannes schnell genug zu folgen, in der Speisekammer zufällig an einen Mehlsack streifte. Sie bildete mit der wenigen Röthe auf ihren Wangen, dem Reste der dahingeschwundenen Jahre, und der Weiße ihres angenehmen Gesichts, von der Schwärze ihrer Haube noch mehr erhöht, einen strengen Gegensatz zu ihrer schwarzen Umgebung, und milderte durch ihre sanfte weiche Stimme den strengen Ernst ihres Mannes. Dicht hinter Beiden die Gesellen mit rußigen Hemden und Gesichtern, die Hände gefaltet, und auf den Altar ihre Blicke gerichtet. Alle beteten eifrig, mit ungeheuchelter Andacht in Mienen und Geberden; der Friede des Himmels schwebte über ihnen, und es war eine solche Hoheit über die schlichte einfach bürgerliche Familie ausgegossen, daß man unwillkührlich denken mußte, der Mensch erscheine nie erhabener und würdevoller, als in Verbindung mit der jenseitigen Welt, wenn er den unsterblichen Geist zu seinem Schöpfer erhebt.

Kaum war das Gebet zu Ende, so empfahl sich Nützler alsbald. »Adieu, Meister,« sprach er, »gegen Abend hoffe ich Sie in meinem Hause zu treffen, und werde Sie, wenn Alles fertig ist, pünktlich saldiren.«

In der Schlosserei wurde es bald darauf sehr le-

bendig. Alle arbeiteten über Hals und Kopf, daß ihnen der Schweiß über die Stirne rann, und der Meister legte endlich die letzte Hand an's Werk. Ein kleiner Wagen mit sehr niedrigen Rädern wurde fortgeführt, und darauf die beschlagenen Fensterrahmen sammt Zugehör, eiserne Bänder, Gitter und Schlösser geladen, und mit einem Stricke festgebunden. Der Lehrbub und der jüngste Gesell hingen den Riemen um die Schulter, ergriffen die Deichsel, und fingen an den Wagen zu ziehen, und weil das edle schwarze Gespann nicht von der Stelle konnte, so halfen mit Nachschieben die zwei andern Gesellen. So setzte sich der drollige Zug lachend und scherzend in Bewegung, indem bald der Eine oder der Andere der Uebrigen unter Geklirr und Gerassel des Eisens und Wagens auf der gepflasterten Straße ein lautes Hi! Hott! zurief.

Bei dem neugebauten Hause angelangt, wurde Alles in die betreffenden Zimmer getragen, und darauf so fleißig gehämmert, daß die Sonne die Berge noch nicht erreichte, und Meister und Gesellen ruhten schon aus, standen mit übereinandergeschlagenen Armen beisammen, und sahen mit Wohlgefallen, wie ihnen die Arbeit gelungen. »Das hätte ich nicht gedacht, daß wir heute so zeitlich fertig werden,« sagte der jüngste Geselle.

»Gewöhnlich hört man,« sprach der zweite, »der Freitag sei ein Unglückstag, man darf da auf kein großes Glück rechnen und was man an diesem Tage vornimmt, das habe einen traurigen Ausgang, und wir haben doch heute unser Tagwerk so glücklich vollendet.«

»Ich halte nichts darauf,« erwiederte der Altgesell, der mit dem Meister in der Kirche war, »man hört es in der Jugend, und redet es nach, ohne zu

bedenken, was man sagt. Ein frommer Christ, der erwägt, was an einem Freitage geschehen ist, der kann unmöglich so reden. Ich habe erst heute beim Küssen der Kreuzpartikel so recht bei mir bedacht, wie unglücklich wir noch wären, wenn der Sohn Gottes, nicht zu uns gekommen, und für uns nicht gestorben, wie wir jetzt noch in der Finsterniß säßen, und blos unsern Gelüsten, ganz ohne Hoffnung und Zukunft, überlassen wären. O ein überaus glücklicher Tag ist der Freitag, an welchem wir sind erlöst worden! Freilich erfüllte auch Schmerz und Wehmuth mein Herz, als ich dachte, wie unser Herr mit Seinem liebevollsten Herzen von Seinen Feinden ist verfolgt, und mit Undank belohnt worden, und wie Er endlich an einem Freitage unter namenlosen Leiden Sein heiliges Leben am Kreuze verblutet hatte. Deßwegen ist der Freitag zwar ein heiliger, aber kein Unglück bringender Tag, nicht wahr, Herr Meister?«

»Allerdings,« antwortete Redlicher, »genau gesprochen ist ein Tag wie der andere, keiner hat einen Vorzug, und ich wüßte nicht, warum man an einem gewißen Tage in seinen Geschäften glücklicher oder unglücklicher seyn sollte, als an einem andern. Wohl kann irgend eine Begebenheit einen Tag merkwürdiger machen. So ist für uns Christen der Freitag wegen des Todes unsers Erlösers der merkwürdigste und heiligste Tag der Woche. Deßhalb hat auch unsere Kirche verordnet, daß wir an diesem Tage uns von gewisser Nahrung und von allen lärmenden, den Geist zerstreuenden Freuden enthalten, und es uns dankbar und ernstlich zu Gemüthe führen sollen, daß der Sohn Gottes, die lautere Liebe, für uns gestorben ist. Ja, ich glaube in einer Hinsicht sogar, daß jene gleichgültig gegen ihre

Erlösung sind, denen der Freitag nur eben das ist, was ein anderer Tag; denn wer das Gebot der Kirche gering achtet, aus Liebe zu Gott nichts entbehren will, am Freitage dasselbe genießt, was an einem andern Tage, und sich denselben sinnlichen Freuden wie zu einer andern Zeit überläßt: wahrlich, der nimmt sich an diesem Tage, und vielleicht auch sonst den heiligen Tod unsers Erlösers wenig zu Herzen. Wer aber unsers Herrn bittern Tod nicht öfter dankbar erwäget, muß denn derselbe nicht nach und nach gleichgültig werden, und ihm das Andenken an Ihn endlich gänzlich aus seinem Gedächtnisse schwinden? Dessen ungeachtet ist der Freitag, wie Einer aus euch richtig bemerkte, kein trauriger, unheilbringender Tag. Ihr habet heute ganz nach der Anordnung der Kirche gefastet; es wird euch gewiß immer die Erinnerung freuen, daß ihr euch habet verläugnen können, und mich freuet es auch, daß ihr euch so willig in meine Hausordnung füget; aber ich habe euch heute noch keine Traurigkeit angesehen, denn ihr habt schon genug gelacht und gescherzt, und seyd immer munter und fröhlich gewesen; und hier betrachtet unsere Arbeit, wie Alles glänzt und spiegelt, mit welcher Leichtigkeit sich Alles schließt und öffnet, als wenn Alles gegossen wäre! Ihr habt euch selbst verwundert, daß wir unser Tagewerk so bald, so glücklich vollbracht hätten, und das an einem Freitage! Nicht der geringste Unfall hat uns getroffen. Ja, ich denke, gerade an einem Freitage ist es gut, ein Geschäft anzufangen; denn wer an diesem Tage sich der Gnade der Erlösung dankbar erinnert, der wird auch sicherlich jede Arbeit mit Gott anfangen, und ist nicht das schöne Sprichwort wahr: »An Gottes Segen ist Alles gelegen?«

Hier öffnete Baumeister Nützler die Thür, ohne Jemanden anzublicken, besah sie genau, und schloß sie zu, öffnete sie wieder, um zu sehen, ob sie leicht und genau schließe, und so untersuchte er mit prüfendem Auge alle Schlosserarbeit, und äußerte sichtbarlich seine Zufriedenheit. »Da nun, mein guter Meister, Ihre Bezahlung,« sprach er, indem er zum Fenster trat, und seine Brieftasche öffnete.

»Sie irren sich, mein Herr, Sie zahlen mir um dreißig Gulden mehr, als wir accordirt haben.«

»Ja richtig,« sagte Nützler, nachdem er aufmerksamer in ein Papier blickte, »ich habe den Conto des Tischlers verwechselt, und strich geschwinde den Mehrbetrag ein. »Sie wären schon mein Mann; lieber Redlicher,« fuhr er dann fort, und blickte dabei den Meister recht freundlich an, »wenn Sie nur nicht so bigott wären.«

»Wen nennen Sie bigott!«

»Wen? der einen Frömmler macht.«

»Wenn man äußerlich anders scheinen will, als man innerlich ist, das ist freilich abscheulich, aber wenn Jemand innerlich glaubt, und aus inniger Ueberzeugung fromm ist, wie dann?«

»Heißt auch nichts,« erwiederte Nützler, »es ist nicht mehr Mode, man macht sich nur lustig über solche Leute.«

»O das schmerzt mich tief in die Seele, und Wehmuth erfüllt mein Herz, wenn ich in die Zukunft blicke, sprach Redlicher sinnend. »Wer immer die Geschichte lieset, der findet überall auch die Bemerkung bestätigt: so oft in einem Lande Selbstverläugnung, Gottesfurcht und Liebe zur Religion, und wie alle die schönen Tugenden heißen, wenn gleich nicht

verfolgt, doch, was noch ärger ist, verspottet und verlacht wurden, da ging auch Alles unaufhaltsam abwärts, und das ganze Volk hat sich nach und nach aufgelöset. Es ist zwar von jeher gewesen, daß die Frommen in dieser Hinsicht viel haben leiden müssen; aber sagen Sie mir, wurden die Frommen je mit mehr Gleichgültigkeit, mit mehr Spott und Verachtung behandelt, als jetzt? Wahrlich, die Scham ist nun beinahe bei Jung und Alt, bei Niedern und Vornehmen ein unüberwindliches Hinderniß in der Ausübung der Religion geworden.«

»Es kann auch nicht anders seyn,« sagte der Baumeister lebhaft, »denn fürs Erste trägt das Frommseyn nichts ein, ja es ist oft bei den Geschäften hinderlich, und fürs Zweite — —«

»Wie, das Frommseyn soll nichts eintragen?« unterbrach ihn Redlicher in der Aufwallung seines heiligen Eifers, aber doch mit Ruhe und gelassen, »o ungemein Viel trägt die Frömmigkeit ein, und zu Allem und überall ist sie nütze. Weil Sie schon einmal das Rechnen lieben, so kann ich Sie versichern, wenn ich fromme, gewissenhafte Dienstboten und Gesellen habe, so lebe ich nicht allein zufriedener, und erhalte nicht allein meinen guten Ruf bei meinen Kunden, sondern ich erspare jedes Jahr mehrere hundert Gulden, und, um ins Große zu gehen, einen Staat kann man beinahe mit der Hälfte Ausgaben verwalten, wenn man lauter fromme und redliche Diener hat. Tragt da das Frommseyn wenig ein? Indeß wäre es gewiß sehr niedrig, wenn man die Frömmigkeit blos des zeitlichen Vortheils und der äußern Ordnung wegen schätzen würde; und möchte sie keinen andern Nutzen haben, als diesen, wahrlich sie wäre nur von einem vor-

übergehenden Werthe; die wahre Aernte ist erst jenseits, hier nur die Saat.«

»Ueberhaupt,« sagte Nützler, dem das Gespräch nicht behagte, verdrießlich, indem er eine Bewegung mit der Hand und einige Schritte vom Fenster weg in die Mitte des Zimmers machte, »man hält ein- für allemal solche Leute für einfältig und ungebildet, die keiner Aufklärung, keiner Bildung und Freiheit fähig sind.«

»Ei, welch' irrige Meinung,« sagte der fromme Schlossermeister mit Verwunderung, und, indem er die Hand auf die Brust legte, fuhr er mit Nachdruck fort, »ich meines Theils bin überzeugt, daß sie grundfalsch ist. Ich bin ein guter Katholik, ich liebe meine Kirche, und von ihr habe ich meinen Glauben überkommen. Weil ich weiß, welchen Zweifeln und welcher Verwirrung man sich aussetzt, wenn man sich von ihr trennt, so folge ich ihr, und unterwerfe mich gern ihrem Urtheile und Glaubenssachen, die ich sonst mit allem Nachsinnen nicht begreifen und erfassen könnte. Alle Leere meines Herzens wird dadurch ausgefüllt, und alles Vage und Flüchtige in den heiligsten Angelegenheiten bekommt einen sichern und festen Haltungspunkt. Auch hänge ich der Kirche wie meiner Mutter an, folge ihrem Rathe, und übe eifrig ihre Gebräuche, weil ich weiß, daß sie durch diese und durch so viele Anstalten das innere geistige Leben der Gläubigen — die höchste Aufgabe hiernieden — liebevoll hegt und pflegt. Darum heißen mich auch manche bigott; und wahrlich, wenn ich es nicht wäre, ich wäre vielleicht auch weniger ehrlich, weniger glücklich und zufrieden. Aber das begreife ich nicht, warum ich deßwegen nicht eben so geschickt und aufgeklärt seyn sollte,

als andere meines Gleichen? Ich versichere Sie, mein Glauben beruht auf den triftigsten Gründen, und ich kann eben so wie andere von ihrer Meinung, vielleicht noch besser von Allem, was ich glaube und thue, strenge Rechenschaft geben. Ich möchte wissen, ob ich dadurch gescheider und aufgeklärter würde, wenn ich heute der Kirche den Gehorsam aufkündigen und behaupten würde, alle ihre Anordnungen und Ceremonien seyen eine Albernheit. Sie haben mich getadelt, weil ich heute in die Kirche gegangen, und die Kreuzpartikel geküßt habe, aber wenn ich über diesen ganzen katholischen Gebrauch verwerflich reden würde, ich möchte wissen, ob ich denn dadurch nur ein Schloß oder eine Schraube besser verfertigen könnte? Um kein Haar möchte ich mein Handwerk besser verstehen! Uebrigens bin ich überall eben so freisinnig wie immer Einer, ich bin im Denken eben so wenig eingeschränkt wie ein Anderer; ja, gerade wenn ich so in der Kirche andächtig bete, und von den kirchlichen Gebräuchen so vielfältig zu frommen Betrachtungen angeregt werde, so kommen mir demnach auch die schönsten und glücklichsten Gedanken; weil ich da, erhaben über alle Dinge dieser Erde, sie nach ihrem wahren und nicht eingebildeten Werthe schätzen und würdigen lerne.«

»Bei den letzten Worten sah Nützler mit großen Augen den mit Wärme redenden Meister an, und sagte schnell: »Ja, mein lieber Redlicher, sie bleiben schon mein Schlosser, leben Sie wohl, ich denke eben daran, daß heute noch eine Arbeit meiner wartet, ich habe vergessen, die heutigen Ausgaben in mein Tagebuch einzutragen.« Redlicher empfahl sich, und Nützler setzte sich an seinen Rechnentisch.

Abends saßen der wackere Schlossermeister und sei-

ne Gesellen, von der Arbeit rastend beim Tische, und verzehrten ihr kaltes frugales Nachtmahl, das in der Fastenzeit meist aus Brod und Käse bestand, wiewohl die Hausfrau sonst zu einer andern Zeit manchmal in der Woche auch ein warmes Gericht aufzutragen pflegte. — Die Mahlzeit war vorüber, das Tischgebet verrichtet, und die Gesellen aufgestanden, um noch zwei Stunden hindurch zu arbeiten. Redlicher pflegte aber um diese Zeit seine Ausgaben und Einnahmen zu verrechnen, oder sich mit seinem Weibe über die Haushaltung zu besprechen, oder auch in einem guten Buche zu lesen. Heute saß er etwas nachdenkend da, und blickte schweigend vor sich. Cäcilie, die draußen mit der Magd noch ein häusliches Geschäft in Ordnung zu bringen hatte, trat nun herein, nahm ihr Strickzeug und setzte sich in die Nähe ihres Gemahls. — Nach einiger Zeit des Schweigens redete sie ihren Mann an: »Ich kann es mir,« sprach sie, »durchaus nicht erklären, warum wir von unserm Sohne schon gar so lange nichts mehr zu hören bekommen.«

»Ich habe gleichen Gedanken,« erwiederte Redlicher. »Seit vier Tagen ist indessen unser Freund Fromman bereits in der Hauptstadt, er hat versprochen, mit dem heutigen Gesellschaftswagen zu kommen, und uns irgend eine Nachricht zu bringen. Wenn er heute noch kommt, so ist sicherlich sein erster Gang zu uns.«

»Eben darum bin ich heute so ängstlich und unruhig,« sagte die Hausfrau.

»Das bin ich eben nicht,« entgegnete Redlicher, »aber gestehen muß ich, daß ich keine allzugünstigen Nachrichten erwarte. Schon im letzten Briefe schrieb uns der Sohn, daß wir schwerlich das ganze Vermögen werden retten können.«

»Wenn nur kein größeres Unglück geschehen ist, mir ahnet heute nichts Gutes,« sprach beklommen Cäcilie.

»Was Gott will,« erwiederte der Meister. »Mir fällt aber unwillkührlich das heutige Gespräch unter meinen Gesellen ein, wo einer äußerte, er habe gehört, der Freitag sey ein Unglückstag. Bist du vielleicht auch dieser Meinung?«

»Das eben nicht,« sagte etwas verlegen die Hausfrau, »du weißt ja, was ich davon halte, und wie ich mich schon einmal bei einer Gelegenheit gegen die Magd aussprach, aber ich denke, wenn Fromman heute kommt, könnte es doch eintreffen.«

»Und wenn es heute zutrifft, und Fromman uns die allerschlimmste Nachricht bringt,« entgegnete Redlicher, »glaubst du denn, daß der Freitag daran Schuld seyn wird? Als ob nicht, wenn der Wagen zu einer andern Zeit käme, unser Freund uns die schlimme Botschaft auch an einem andern Tage bringen könnte. Wir wissen ja schon seit längerer Zeit, daß unser angelegtes Geld in Gefahr ist, was soll nun der heutige Freitag mit dessen Verluste zu thun haben? Und hat uns schon ein Unfall getroffen, so ist es mir lieber, diese Nachricht heute als an einem andern Tage zu erfahren, denn auch in dieser Hinsicht glaube ich, hat der Freitag einen Vorzug, weil man da vielleicht eher geneigt wird, das Leiden, das uns der Herr schickt, mit Geduld zu tragen. Man ist schon einmal an diesem Tage, wenn man fastet, im Entbehren, und wer im Kleinen Opfer bringen kann, der stärket und kräftiget seinen Willen, um es auch im Großen thun zu können, und dessen liebendes Herz bedenket, daß der Sohn Gottes an einem Freitage

das allergrößte Opfer, Sein eigenes Leben, für uns dargebracht hat, wie sollte der doch noch anstehen, dem Herrn Alles in der Welt zum Opfer zu bringen?«

Das Gespräch war schon länger durch Schweigen unterbrochen, als an der Thür geklopft wurde, und Fromman noch voll Staub herein trat. Das erste Wort, das aus seinem Munde kam, war der freundliche und herzliche Gruß: »Gelobt sey Jesus Christus!« »In Ewigkeit,« antwortete man ihm eben so herzlich, seinen schönen Gruß erwiedernd. »Wußte ich es doch,« sagte Redlicher, indem er aufstand und seinem Freunde entgegen ging, »daß Du Dein Wort halten wirst. Setze Dich nur, herzliebster Bruder! Du wirst wohl müde seyn; wenn man so den ganzen Tag im Wagen sitzt, und die Füsse nicht einmal ausstrecken kann, da wird man ziemlich unsanft gerüttelt. So — nachdem Johann, der Sohn des Hauses, eingetreten, einen dritten Stuhl zum Tische gerückt, und Alle sich niedergesetzt hatten — erzähle uns jetzt, was bringst Du für Nachricht von unserem Sohne? Hast Du ihn gesprochen? Aber Du machst ja ein gar trübseliges Gesicht! Verhehle uns nichts, wir sind auf Alles gefaßt.«

»Leider,« sprach Fromman traurig, »bringe ich euch keine gute Nachricht. Euren Sohn habe ich zwar getroffen, er hatte aber nicht Zeit, mir ein Schreiben mitzugeben. In der Eile sagte er mir, was er schon seit einiger Zeit befürchtete, das wäre nun zugetroffen, und das Großhandlungshaus, bei dem Euer Kapital angelegt war, hätte vor acht Tagen Banquerott gemacht. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, erzählte er mir, bei aller seiner Sorgfalt früher nur einen Theil von dem Gelde zu retten, wie aber jetzt die Un-

tersuchung der Rechnungsbücher ausweiset, so hätten die Gläubiger keinen Kreuzer mehr zu hoffen.«

»Barmherziger Gott, da sind wir ja ruinirt und aufgelegte Bettler!« rief Cäcilie weinend und schluchzend.

»Wahrlich ein harter Schlag,« sagte Redlicher, indem er mit der Hand über sein Gesicht fuhr.

»Unser ganzer Nothpfenning, unser ganzes durch zwanzig Jahre sauer erworbenes Vermögen, ohne noch unsere Schulden völlig bezahlt zu haben, ist dahin; das ist zu viel auf einmal!« klagte die Hausfrau.

Eine gänzliche Stille trat ein. Johann stand traurig da, das Tuch vor das Gesicht haltend, Cäcilie blickte, Hände ringend, gegen Himmel; Redlicher saß tiefsinnig, und betrachtete das Bild des Gekreuzigten, und Fromman, weil er sah, daß der Schmerz zu groß wäre, wagte nicht zu trösten. Endlich brach der Meister zuerst das Schweigen, und sprach langsam: »Sei nicht so kleinmüthig, liebes Weib, so Alles haben wir noch nicht verloren; uns blieben ja unsere gesunden Arme, die uns durch Fleiß das Vermögen erworben, dessen Verlust wir betrauern. Sollten wir uns jetzt unser Brod nicht mehr verdienen können?«

»Um das sorge ich mich nicht, lieber Vater,« sagte Johann, die Augen voll Thränen.

»Warum sollen wir denn also gar so unglücklich und hülflos seyn,« sprach Redlicher weiter, »es ist doch schon lange her, daß unser häusliches Glück durch nichts ist getrübt worden. Seit der Zeit, als du, Cäcilie, beinahe hoffnungslos darniederlagst, wir Alle an deinem Aufkommen zweifelten, der gütige Gott aber Dich so wunderbar mir und unsern Kindern wieder ge-

schenkt hat – nicht wahr, es wird schon jetzt in das zehnte Jahr gehen?« Cäcilie bejahte es, mit dem Kopfe nickend; — »siehst Du also, seit so viel Jahren hat uns der Herr, obwohl wir es nicht verdient, mit so vielen Gnaden und Segnungen überhäuft, sollten wir nun nicht willig die väterliche Hand küssen, die uns auch einmal gewiß zu unserm Besten mit Leiden heimsucht?«

»Recht so,« sagte der biedere Fromman, indem er seinem Freunde die Hand drückte, »mich freut es innig, daß Du Dich so bald zu fassen weißt.«

»Daß ich mich so bald zu fassen weiß?« erwiederte Redlicher; »ärgern möchte ich mich beinahe, und möchte schier vor Scham vergehen,« fuhr er dann lebhaft weiter, indem er seinen Stuhl etwas rückte, »wenn ich denke, wie wir uns eben jetzt kleinmüthig und verzagt geberdet haben, und das blos darum, weil uns zeitliches Unglück getroffen hat. Wie ich heute in der Kirche die Kreuzpartikel küßte, und dabei dachte, daß der Sohn Gottes selbst dieses Kreuz getragen hat, und wir Ihm nun, da der Jünger nicht über den Meister ist, als treue Kreuzträger nachfolgen sollen, und wie das Kreuz, einst so schimpflich, nun so sehr verherrlicht, wie Leiden zu ewigen Freuden führen: ach, da hieß ich jedes Kreuz, das mir der Herr auflegen würde, willkommen, mit Freuden wolle ich es umfangen, und glaubte, ich könne aus Liebe zu Gott in's Feuer gehen, und jetzt,« setzte er klagend hinzu, seine Rede gegen die Hausfrau richtend, »jetzt, daß wir einiges Geld eingebüßt, sind wir trostlos, und jammern über die Maßen, und haben beinahe alle Besinnung verloren. Wie würden wir uns erst benehmen, wenn wir im großen Glücke und Wohlwollen wären! Wie verzagt und leichtsinnig ist doch das menschliche Herz!«

Hier hielt Redlicher inne. Cäcilie blickte etwas verwirrt auf, trocknete ihre Thränen, und sah wehmüthig das Bild des Gekreuzigten an, als wollte sie um Verzeihung bitten.

»Es ist einmal so,« nahm Fromman das Wort, »wie ein Blei hängen sich an den Geist des Menschen die Dinge, die ihn umgeben, und drücken ihn mächtig zur Erde. Deßhalb vergessen wir so oft, wo wir Trost suchen sollen, und kommen so leicht aus der Verbindung mit jener Welt. Wahrlich, es wäre vonnöthen, daß uns Jemand immer mahnete, wo unser Herz und Sinn bleibend wohnen sollten.«

»Ja nun erst,« sagte Redlicher weiter, »da ich mich nach und nach vollends entsinne, was ich Alles am heutigen Freitage in der Früh gedacht und empfunden habe, nun erst werde ich recht getröstet und beruhiget. O wie froh bin ich jetzt, daß ich beim Anblicke des Kreuzes mein welkes Herz an der göttlichen Liebe erfrischte, und mein Gedächtniß mit so vielen tröstlichen Gedanken bereicherte! Was hätte es mir genützt, wenn ich, wie Nützler glaubte, statt in die Kirche gegangen, zu Hause geblieben wäre und gearbeitet hätte. Diese Arbeitsstunde hätte mich nicht reich gemacht, mir aber jetzt den größten Trost entzogen.«

»O mein Freund, dieser bleibende kostbare Nutzen ist nicht allein die schöne Frucht einer freitägigen Andacht, sondern überhaupt aller Anstalten und Ceremonien unserer katholischen Kirche in noch reichlicherem Maße,« sagte Fromman heiter. »Als eine liebevolle Mutter sucht unsere Kirche überall auf vielfache Art in uns den himmlischen Sinn zu wecken und zu pflegen. Kaum blicken wir zur Erde, fangen an, verwirrt zu werden von den irdischen Dingen, zu ermatten im Glau-

ben, und zu erkalten in göttlicher Liebe; da steht schon auch die Kirche mit einer schönen Ceremonie oder einem alten Gebrauche, und rühret und mahnet uns ernstlich: Hebet eure Augen himmelwärts, denket an die Ewigkeit! — Und welche Verwirrung, welche Verkehrtheit! Solche, die als gute katholische Christen diese ehrwürdigen Gebräuche üben, und dadurch ihren Sinn gegen Himmel erheben wollen, nennt man noch beschränkt und bigott! Gewiß, wer dieses sagt, der kennt offenbar uns schwache und sinnliche Menschen nicht, oder er hat selbst kein geistiges, religiöses Leben in sich, er weiß auch nicht, wie kümmerlich es sich erhält, und wie schwer es ist, es immer frisch und rege zu erhalten.«

»Wie ich mich doch,« fing Redlicher wieder an, »bei der heutigen Freitags-Andacht so mächtig von frommen Gefühlen und Regungen fortgezogen glaubte, wie es doch beim Küssen der Kreuzpartikel in mir so lebendig wurde, daß alles hienieden nichtig ist im Vergleiche mit der Hoffnung, die uns der Sohn Gottes durch Seinen Kreuzestod erworben, und wie ich mich so stark wähnte, gegen Alles, was kommen würde, anzukämpfen. Nie hätte ich es mir eingebildet, ich könnte aus der Fassung kommen, und — Hand kehr um — Alles war vergessen, und mein gepriesener Starkmuth dahin! Wie schwerfällig und unbeholfen ist doch der sinnliche Mensch, wenn er seine Gedanken von dieser Erde losreißen, und sie nach Oben richten soll!«

»Was würde erst geschehen,« nahm Fromman abermals das Wort, »wenn wir immer zur Erde blicken, und nie oder nur selten im Jahre von Außen her zum Nachdenken über heilige Wahrheiten angeregt würden: wenn wir durch keine öffentliche deutungsvolle Andacht in den für den Christen heiligen Zeiten, an

Sonn= und Feiertagen, durch keine sprechenden Ceremonien, wie es deren so viele in unserer Kirche gibt, zu Gott hinaufgezogen, und an die Ewigkeit, an unser Ziel und Ende, erinnert würden! Sage man, was man wolle, der Mensch würde bei aller Bildung nach und nach, wie man es täglich sehen kann, ganz sinnlich und irdisch werden, und mit seinen Gedanken, Reden und Thaten ganz aus der Verbindung mit der andern Welt kommen. Was ist aber das ganze menschliche Leben werth, wenn es aus dieser Verbindung tritt? Keinen Heller mehr werth, wenn auch noch so polirt, als ein thierisches Leben! Denn ich bleibe dabei, Alles in der Welt ist eitler Tand, wenn es nicht mit Rücksicht auf Gott und Ewigkeit geschieht.«

»Ja wohl,« sagte Redlicher, »mit Rücksicht auf Gott und Ewigkeit müssen wir Alles thun, und Alles, was in unserm Leben vorkommt, betrachten und beurtheilen, sonst stoßen wir überall nur auf Widerspruch und Verwirrung. Ich will Dir, lieber Fromman, nur einen kleinen Umstand als Beispiel anführen. Es ist schon heute die Rede davon gewesen, man pflege zu sagen, der Freitag sey ein Unglückstag. Cäcilie ahnete, Du würdest uns heute nur schlimme Nachricht bringen. Ihre Ahnung ist richtig eingetroffen, und unser häuslicher Wohlstand ganz erschüttert worden. Sollten wir nun deßhalb denken, der Freitag sey wirklich ein verhängnißvoller Tag? Ja, wenn wir unsern Blick nur auf die Erde richten, dann könnten wir vielleicht in unsern Gedanken verwirrt werden. Aber blicken wir himmelwärts, und Alles wird klar vor uns. Der gütige Herr ist es, aus dessen Hand wir jeden Tag bekommen; Er, der ewig Unveränderliche, ist es, der unausgesetzt am Freitage eben so, wie an einem andern Ta=

ge über uns wachet, und ohne dessen Zulassung kein Haar von unserm Haupte fällt. Und was hat, wenn wir in die Ewigkeit blicken, die traurige Nachricht an unserer Zukunft für eine Veränderung bewirkt? Wenn auch nun arm, die Zukunft winket uns ja von oben noch immer so schön und freundlich, wie zuvor, und was wir an zeitlichen Gütern verloren, das haben wir vielleicht an unvergänglichen gewonnen; wir haben unsere Kirche lieben und einsehen gelernt, wie alle ihre deutungsvollen Gebräuche und Ceremonien, sogar auch die geringsten, nur darauf berechnet sind, unsern Sinn zum Himmel zu heben, und uns dem Unendlichen näher zu bringen.« — »Und nun, mein Sohn,« fuhr Redlicher nach einer kurzen Pause fort, »sey so gut, und lese uns noch etwas vor. Du wirst zwar, guter Freund, von der Reise sehr müde seyn, aber einige Minuten wirst Du ja wohl zuhören können?«

»Mit Vergnügen,« antwortete Fromman, »ich habe so heute, weil der Wagen zeitlich abgefahren, nicht recht meine Andacht verrichten können.«

»Durch mehrere Tage,« sagte Redlicher hierauf, »habe ich in dem Pfenningmagazin gelesen. Wahr ist es, ich fand darin viel Angenehmes, und Vieles was ich früher nicht wußte; aber wenn ich es gelesen, so war in meinem Kopfe so Vielerlei und so Unterschiedliches durcheinander, ich wurde so zerstreut, und dabei war doch eine solche öde Leere in meinem Herzen, daß ich allezeit Mühe hatte, mich aus dieser Zerstreuung zum klaren ruhigen Bewußtseyn durchzuarbeiten. Lese heute, mein Sohn, in unserm katholischen Hausbuche weiter, wo du aufgehört hast. Es ist dieses ein gar köstliches Buch, und legt uns die heilige Schrift, welche doch das schönste Buch ist, so leicht und faßlich

aus. Und nur im Worte Gottes findet man in jeder Beziehung das wahre Leben, sonst nur überall flüchtige Unterhaltung.«

Johann schlug das dicke Buch auf, und fing an, langsam und vernehmlich zu lesen. Die zwei Freunde hörten aufmerksam zu, und Redlicher blickte dabei öfter auf den Bilderaltar an der Wand. Cäcilie seufzte zwar noch manchmal, aber sie weinte nicht mehr, und fing an wieder zu stricken. Es war eine Auslegung des sechsten Kapitels nach Matthäus, die eben gelesen wurde, und so für den ganzen Tag paßte, als wenn es ausgesucht worden wäre. Der göttliche Heiland redet darin so schön und beredt zu den Schaaren des Volkes, wie man beten und fasten soll. Er lehrt uns das Vater unser; Er spricht von dem wahren Schatze des Menschen, den die Diebe nicht stehlen, noch Rost und Motten verzehren, von dem Diener zweier Herren, wie man nicht Gott und der Welt zugleich dienen kann, und lehrt endlich in einfachen und wunderschönen Gleichnissen, wie wir nicht so sehr um das Irdische bekümmert seyn sollen, und schließt mit den Worten: Suchet also am ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und jenes Alles soll euch zugegeben werden. Darum seyd nicht besorgt für den morgenden Tag; denn der morgende Tag wird besorgt seyn für das Seinige. Genug, daß jeder Tag seine Plage hat.

»Amen,« sagte Redlicher, indem er aufstand, »und hiemit soll auch der heutige Tag geschlossen seyn. Johann, sage den Gesellen, sie möchten Feierabend machen, und zum Gebete kommen, wir wollen Gott noch danken für alle die Gnaden, die Er uns heute verliehen hat. Wenn uns gleich — sich an seinen Freund wendend — ein schmerzlicher Verlust getroffen

hat, so gebe ich dennoch um keinen Preis die Erinnerung an den heutigen Freitag hin, an dem mein Herz mit den süßen Tröstungen des Herrn ist erfreuet worden, und ich vielfältige Gelegenheit hatte, meinen Geist in Betrachtung zu meinem Schöpfer zu erheben.«

»Und ich,« sprach Fromman, »ich kam mit schwerem Herzen hieher, denn ich wußte wahrlich nicht, wie ich Dich, lieber Freund, und Deine Cäcilie würde bald trösten können, und nun scheide ich selbst erbaut und getröstet von euch. Gute Nacht,« sagte er, indem er der Thür zuging, und dann noch hinzusetzte: »Gelobt sey Jesus Christus;« und freundlich folgte ihm nach der christlichen Familie herzliche, Antwort: »In Ewigkeit!«

(Bl. z. B. u. E.)

---

8.

## Das Christkindlein.

I.

An den schönen Ufern des Bodensees, unweit Lindau hauste Niklas Sandl auf einem kleinen Hofe, der ihm ein mäßiges, aber doch genügendes Auskommen bot. Er hatte früher unter Georg Freundsberg gegen die Venetianer und Franzosen in Max I. Feldzügen als Lanzknecht gedient, und sich immer den Ruhm eines eben so tapfern, als biedern und menschenfreundlichen Soldaten erworben. Nach fünfzehn Kriegsjahren war er des Krieges, der Wunden und Strapatzen müde geworden und hatte sich um sein mühsam Erspar-

tes dieß Gütlein gekauft. Er versuchte es anfangs, mit einem Geislein, (eine Kuh litt es ihm nicht) und einem alten Pudel, Namens Zottel, dem treuen Gefährten seiner Kriegsjahre, allein auf dem Hofe zu hausen; allein er sah bald, daß seine Junggesellenwirthschaft hier nicht gut thue; so entschloß er sich denn, nicht ohne einigen Kampf, mit sich selber, die kaum erlangte Freiheit wieder aufzugeben und sich eine Gehülfin zu suchen. Da sann er lange hin und her, wo er denn anklopfen sollte; die Töchter der Nachbarschaft gefielen ihm nicht; endlich fiel ihm ein, daß er gar schon halb und halb versprochen und verlobt sey.

Das war aber so zugegangen.

Auf dem unglücklichen Rückzug, den das Heer des Kaisers Max, von den Venetianern gedrängt, und von den französischen und spanischen Bundesgenossen fast verrathen, durch Tyrol und Steyermark nehmen mußte, war Niklas gefährlich verwundet worden. Mit genauer Noth nur konnte er seinen Verfolgern entrinnen und sich zu einer alten Hütte schleppen. Dort flehte er um Aufnahme und Beistand. Die Bewohnerinnen derselben — ein altes Weib und Grete, ihre Tochter — erbarmten sich des Verwundeten und gaben ihm Hülf und Wartung, so gut sie konnten. Besonders ließ sich Grete die Pflege des kranken Niklas angelegen seyn. Dessen freute sich dieser ungemein, und als er genesen, dankte er den Beiden von ganzem Herzen. »Geld und Gut hätte er nicht,« sprach er gerührt, »aber vergessen wolle er es nicht, was sie an ihm gethan. Gott möge es ihnen lohnen. Wenn er einmal des Soldatenstandes ledig wäre, so wolle er wieder kommen, und ihnen dann so viele Jahre als Knecht ohne Lohn dienen, als sie hier ihn Tage ge-

pflegt.« Da die Alte dieß beifällig anzuhören schien, so nahm sich Niklas ein Herz und fuhr weiter: »Noch besser wäre es dann, wenn sie ihn als Schwiegersohn annehmen wollte; er hätte feste Arme und eine gute Seele. Grete erröthete verschämt bei diesen Worten. Die Alte aber lächelte. »Er sey ihr, meinte sie, als Schwiegersohn gar nicht zuwider; er hätte viele Geduld bewiesen in seinen Schmerzen, und dabei nicht geflucht; auch den Rosenkranz und das Weihwasser nicht verachtet, wie die andern Soldaten es meist thäten; auch könne er die Katzen gut leiden; (sie hatte deren in Ueberfluß) dieß sey ein sicheres Zeichen, daß er ein guter Ehemann werden würde. Indessen sey Grete noch zu jung und müsse zuvor noch wachsen und lernen; doch sollte er nach ein Paar Jährlein wieder zufragen. So lautete der Bescheid der Mutter und Niklas mußte sich ihn gefallen lassen; er nahm also gerührt von der Alten und ihrer Tochter Abschied. Anfangs dachte er noch oft daran. Doch in dem fröhlichen Kriegsleben, wo Eindruck auf Eindruck wechselt, erblich auch Grete's Bild, doch ohne ganz zu verschwinden; und jetzt, nach fast zehn Jahren, trat es mit erneuter Macht vor seine Augen. —

»Grete muß mein Weib werden,« dachte Niklas und wunderte sich, daß ihm dieß nicht sogleich eingefallen wäre. Gleich des andern Tages holte er aus der Ecke seinen derben Knotenstock, übergab die Ziege einer gutherzigen Nachbarin zur Fütterung, und trat, von seinem Pudel begleitet, die Reise nach Grete's Heimath an. Nach drei Tagen stand er eines Abends vor der wohlbekannten Hütte. Einige Augenblicke blieb er, von seltsamen Gefühlen bewegt, sinnend stehen; er horchte, ob er nicht die alte Mutter

keifen oder die Katzen lärmen hörte. Aber da regte sich nichts; es war Alles stille. — Rasch, ohne zu klopfen, öffnete er ängstig die Thüre und stand jetzt vor Grete, die am Spinnenrocken saß, und mit freudigem Schreck in Niklas gleich erkanntes Antlitz schaute. »Gott grüße Dich, Grete,« hob Niklas mit treuherzigem Ungestüm an, »weil doch Du nur da bist; habe schon geglaubt, ihr seyd Alle fort. Grete, laß Dir jetzt sagen, ein Häusle hab ich, ein Geisle, ein Wiesele — Gretele — Du sollst Alles haben. Willst Du meine Hausfrau werden? Das Mädchen aber erröthete in holder Verschämtheit, zerdrückte eine Thräne in den Aeuglein und schlug ein, nachdem sie lange auf die Stelle hingeblickt, wo einst das Lager der Mutter gewesen.

Niklas jubelte laut auf. »Wo ist denn das Mütterlein?« »Sie muß ja sagen, mag sie wollen oder nicht.« Da weinte Grete, und erzählte ihm, wie die Mutter gestorben sey und jetzt draußen liege auf dem Kirchhofe. Auch Niklas trauerte um die gute Alte und suchte seine Braut zu trösten. Der war es indessen recht schlecht gegangen; schon war sie Willens gewesen, ihr Hüttlein zu verlassen und in die Fremde zu ziehen; doch Niklas Ankunft änderte Alles. Dieser drang auf Eile; die Verwandten wurden zufrieden gestellt, und die Hütte um einen billigen Preis verkauft. Dann nahmen die Beiden von der Mutter am Kirchhofe Abschied, und zogen getröstet fort.

## II.

Sie kamen, von dem Segen des Herrn geleitet, glücklich in die Heimath. Geld und Gut hatte Grete freilich nicht in das Haus gebracht; einige Kleider,

ein silbernes Kreuz — ein Pathengeschenk — waren alle ihre Habseligkeiten; dazu kam noch die Lieblingskatze ihrer Mutter, welche sie ihr auf dem Sterbebette auf die Seele gebunden hatte, und nun, in einen Korb gepackt, die Reise mitmachte, obgleich Zottel, der Pudel, ein sehr grämliches Gesicht dabei schnitt, und sein Mißvergnügen ob solcher Gesellschaft durch Brummen und Knurren sehr deutlich zu erkennen gab. Doch diese Feindschaft dauerte nicht lange, sie gewöhnten sich zu Hause an einander und beobachteten wechselseitig ein anständiges Betragen, das sogar nach geraumer Zeit den Schein von Vertraulichkeit annahm. Vielleicht mochte die gegenseitige Achtung ihrer Verdienste — Maunzi war eine sehr brave Mauskatze und Zottel der beste Wächter in dem Dörflein — nicht wenig dazu beigetragen haben.

Niklas und Grete's Glück mehrte sich von Tag zu Tag; unter ihrer Hand gedieh Alles so gut, statt einer Ziege konnten sie bald zwei halten, und Niklas meinte, es müsse, wenn es so fortginge — bald aus der einen eine Kuh, aus der andern gar ein Rößlein werden. Seine Freude stieg auf das höchste, als ihm Grete binnen vier Jahren zwei Knäblein gebar, von denen er das eine Georg — seinem alten Feldherrn Freundsberg zu Ehren — das andere aber — zum Andenken an seinen verstorbenen Vater Christian nannte. — Die Kleinen wuchsen heran, von Engeln behütet, voll Gesundheit und Kraft — und blühten wie Röslein in Schönheit und Unschuld. Sie waren des Vaters Stolz und der Mutter Freude. Kam Niklas des Abends von seiner Arbeit nach Hause, so liefen ihm die Büblein von weitem schon entgegen, herzten ihn mit ihren treuherzigen Liebkosungen, erzähl-

ten ihm, was sie des Tages über getrieben; dann erhob sich auch der Pudel Zottel von seinem Lager, einer alten, jetzt leeren Hühnersteige, die aber zur Hälfte von Georg als Stallung für sein hölzernes Reitpferd benützt wurde, und eilte den Herrn zu begrüßen nicht ohne geheime Eifersucht auf die Maunzi blicken, zu lassen, die gleich, alles ihr Bestes that, um durch Schnurren und Streicheln ihre Freude ob der Ankunft des Hausvaters an den Tag zu legen. Da hatte denn Niklas immer vollauf zu thun, bis die Büblein, der Pudel und die Katze zur Ruhe gebracht, belobt und zufrieden gestellt worden waren. — Dann kam Grete, das gute Weib, und drückte freudig dem biedern Gatten die Hand und brachte die Abendsuppe, die von Allen mit dem besten Appetit verzehrt wurde. Die Ueberreste der Mahlzeit kamen dem Zottel und der Maunzi zu statten, wobei Georg für seinen Liebling — dem Pudel — und Christian für sein Kätzlein mit größtem Eifer und seltener Gewissenhaftigkeit die Theilung vornahmen, damit ja keines davon zu kurz käme.

## III.

Um Johannis gingen Georg und Christian in den Wald, um Beeren für die Mutter zu suchen. Die Mutter hatte ihnen Zottel als Wächter mitgegeben, und ihnen ja eingeschärft, sich nicht zu weit zu entfernen. Die Knäblein suchten eifrig und ihre Mühe blieb nicht unbelohnt, und bald wurde das Strohkörblein voll der schönsten Beeren. Sie dachten schon auf die Heimkehr, als Zottel plötzlich vor einem dicken Strauch stehen blieb und heftig bellte. Die Knaben eilten hin und sahen, als sie die Blätter und Aestlein auseinander breiteten, ein Kindlein liegen, welches durch das

Bellen des Hundes erwacht zu seyn schien und kläglich schrie.

»Da schau her, Christian,« rief Georg, was das für ein nettes Büblein ist, nahm es in seine Arme und suchte es, liebkosend zu beruhigen. »Du,« fragte jetzt Christian, »wo bist denn her? Wie heißt du denn, und wem gehörst du?« Der Kleine aber antwortete nicht; aber er schaute sie mit seinen blauen Aeuglein bittend an, und streckte die Händlein nach den Beeren aus. Georg gab ihm einige davon in den Mund, die er begierig aß. Darauf hielten sie Rath, was sie doch mit dem Büblein thun sollten; denn auf alle Fragen und Erkundigungen antwortete es nur mit einem seltsamen unverständlichen Lallen; nach reiflicher Ueberlegung faßten nun Georg und Christian den Entschluß, es nicht im Wald zu lassen, sondern zur Mutter heimzutragen, und sie und den Vater zu bitten, sie sollten das Kindlein behalten, weil es gar so hübsch und nett sey.

Die Mutter staunte nicht wenig, als ihre Söhnlein das Kind daherbrachten, und erzählten, wie sie es gefunden hätten. Voll Barmherzigkeit drückte sie es an ihr mütterliches Herz, und eilte ihm Milch von der Ziege zu bringen. Der Kleine ließ sich diese trefflich schmecken. Während dessen hatte Grete Zeit, das Kind näher zu betrachten; es mochte höchstens zwei Jahre alt seyn; seine Züge waren fein und zart; die Haare blond, die Aeuglein blau, die Haut von blendender Weiße. Nur ein Hemd, von feinstem Linnen umschloß das Leiblein. Grete sah, daß dieß Hemdlein an den Schultern mit drei silbernen Röslein gezeichnet sey; sonst fand sie nichts, was ihr an dem Kinde aufgefallen wäre.

Als Niklas nach Hause kam, sah er mit großer Verwunderung den Zuwachs, den seine Familie während seiner Abwesenheit erlangt hatte. Grete, welche Georg und Christian kaum zu Worte kommen ließen, erzählte ihm Alles. Gerührt drückte er das arme Kindlein an seine Brust und herzte es. Der Kleine hatte aber alle Furcht abgelegt, spielte mit Niklas Knebelbarte und lachte herzlich, als Zottel und Maunzi herbeikamen, und mit großen Augen und vieler Neugierde den neuen Gast betrachteten und durch freundliches Lecken und Streicheln ihre Zufriedenheit über seine Ankunft erkennen zu geben schienen.

Niklas ging, von Georg begleitet, noch denselben Abend in den Wald, um nachzusuchen, ob man nichts Näheres von dem Kindlein oder seinen Eltern erfahren könnte. Er fand nichts, trotz aller Mühe. Weit und breit stellte er Nachforschungen an, aber Niemand wollte von dem Kindlein etwas wissen. Als dann Niklas alle Mühe vergeblich sah, sagte er zu seinem Weib: »Grete! das Büblein hat unser Herr Gott uns in das Haus geschickt; wir behalten es und lassen es nimmer her; du machst die Mutter und ich mache den Vater; es wird schon klecken, daß wir's ernähren und kleiden können.« Grete drückte gerührt die Hand des biedern Mannes; er hatte ihr aus der Seele gesprochen. Von nun an betrachteten sie das Kindlein als ihr eigenes, und hießen es Johannes, weil es am Johannestage gefunden worden war, und zogen es auf in Liebe und Sanftmuth, in der stillen Hoffnung, der Herr könne es doch noch einmal den rechten Eltern zurückgeben. Darum hob auch Grete als eine kluge Frau das Hemdlein des Kleinen sorgsam auf, damit doch etwas da wäre, wovon man das Kind erkennen konnte.

## IV.

Es war bereits Weihnachten herangekommen. So friedlich als es sonst in Niklas Hütte zuging, so erhob sich dießmal dennoch ein Streit unter den Brüderlein, der zu merkwürdig ist, um nicht mit der gehörigen Genauigkeit erzählt zu werden.

Am Abende der heiligen Nacht erzählte Grete ihren Söhnlein gar viel von dem Christkindlein, wie es gar so gut und fromm gewesen und allen Menschen das Heil gebracht hätte. Georg und Christian hörten andächtig zu und schauten von Zeit zu Zeit auf den kleinen Johann, der in seinem Bettlein zu Grete's Füßen lag, und mit seinen Aeuglein freundlich und still die erzählende Mutter anblickte. Immer näher und näher drängten sich Georg und Christian zur Mutter und dem Hänslein hin, an dessen Seite sich friedlich der Pudel und das Kätzlein gelagert hatten. — Eine rührende Gruppe! Niklas schaute mit tiefer Bewegung und Freude bald auf sein Weib, bald auf die Kleinen. »Grete,« fing er jetzt an, »schaut unser Hänsle nicht aus, wie fast das Christkindlein zu Bethlehem?« »Und Georg und Christian wie die Erzengel Gabriel und Raphael!« erwiederte Grete lächelnd, und drückte die Büblein an sich.

Die schöne Vergleichung gefiel diesen überaus. »Das Hänsle ist das Christkindlein,« riefen sie und klopften freudig in die Händlein; »ich bin der Raffele,« fuhr Georg fort, und ich der Gabrele, fügte Christian hinzu. Sie lagerten sich fröhlich neben dem Hänsle, und setzten ihm eine Krone von Goldpapier auf das kleine Haupt, weil ja die Mutter gesagt hatte, das Christkindlein sey ein mächtiger König gewesen.

»Mutter, fing jetzt Georg mitten im Spielen und

Kosen an; das Hänsle ist das Christkindlein, du bist die Mutter Maria, der Vater ist der heilige Joseph; und wir sind die Engelein; du hast uns aber erzählt, das auch noch ein Oechslein und ein Eselein bei dem Christkindlein gewesen sind, und es mit ihrem Hauche erwärmt haben. Wie wäre es denn, wenn der Zottel das Oechslein und die Maunzi das Eselein machten? Meinst du nicht?«

Niklas und Grete lachten bei diesem seltsamen Vorschlag und meinten, dieß ginge sehr wohl an. Aber nur Einer — Christian — protestirte dagegen, und begann mit seinem Brüderlein zu streiten, wer denn das Oechslein vorstellen sollte, der Zottel oder die Maunzi. In ihren kindlichen Begriffen hielten die beiden Kleinen dafür, es sey weit ehrenvoller ein Ochse, als ein Esel zu seyn; und Jeder von ihnen wollte diese Ehre seinem Liebling zubringen, Christian dem Kätzlein — Georg seinem Pudel. »Der Zottel muß das Oechsle seyn,« betheuerte Georg; »der Ochse ist ja weit größer als der Esel; also muß auch der Zottel das Oechsle seyn; weil er größer ist, als die Maunzi.« Dieß ließ aber Christian nicht gelten; »der Zottel ist zwar größer, meinte er; aber die Maunzi ist stärker, denn der Zottel läuft immer davon, wenn die Maunzi auf ihn losfährt.« Dieß war vollkommen wahr, denn obgleich Zottel sich unter den Hunden der Nachbarschaft in gebührendem Respekt zu erhalten wußte, so hatte er doch schlechterdings keine Lust sich mit der Maunzi in Streit einzulassen, wenn sie zu Zeiten übertriebene und manchmal offenbar ungerechte Ansprüche auf die Ueberbleibsel der Suppe oder auf die von ihm mühsam herbeigeschleppten Beinlein machte. Da spielte er immer den Gescheidern und räumte das Feld, entweder aus

angeborner Sanftmuth und Liebe zum Hausfrieden, oder was wahrscheinlicher ist — aus geheimer Furcht vor den Krallen der Maunzi, deren Schärfe er anfangs gar oft verkostet hatte. — Christian glaubte schon gesiegt zu haben; allein Georg gab noch nichts verloren; er rief jetzt seinem Vater zu Hülfe, der, wie er wußte, dem alten Pudel gewogner war, als der Katze, und bat ihn den Streit zu entscheiden. Niklas befand sich jetzt in einer großen Verlegenheit; er hätte die Sache so gerne nach Gerechtigkeit und wo möglich zu Gunsten des Pudels entschieden; allein er konnte doch dem Christian, bezüglich seiner Behauptung, daß Zottel einige Furcht vor der Katze an den Tag lege — nicht Unrecht geben. Da wandte er sich um Rath einzuholen an sein Weib. »Grete,« fragte er, »was meinst denn du? Wer hat Recht? wer soll das Oechsle machen? was möchtest denn du lieber seyn? ein Oechsle oder ein Esele? Grete aber lachte von ganzem Herzen. »Am Liebsten keines von Beiden!« meinte sie, und ließ durch diese Antwort ihren Gatten in der alten Verlegenheit; Christian aber rüstete sich, die errungenen Vortheile zu verfolgen und einen vollständigen Sieg zu erfechten.

»Die Maunzi,« hob er voll Muthes und mit jugendlicher Uebertreibung an, »hat ein Schweifele, schier so groß wie ein Oechsle, und des Zottels sein's ist kaum so groß, wie das des Geisle.«

Dieß hatte wieder seine Richtigkeit, Zottel war durch Unglück oder durch böse Buben um die Zierde seines Hintertheiles gekommen, während das Kätzlein noch immer mit einem stattlichen Schweife prangte.

Niklas schwieg wie betäubt bei diesem neuen Grunde. Georg verstummte vor Schreck einige Au-

genblicke, allein er faßte plötzlich neuen Muth. »Die Maunzi, behauptete er, muß das Esele werden; denn es schreit, wenn es miaut, schier wie ein Esele so fein und hell; aber der Zottel wenn er bellt, so brüllt er schier so stark, wie ein Oechsle. Niklas nickte beifällig.

»Mit Nichten,« entgegnete Christian; »der Zottel muß das Esele machen; denn er hat Ohren, so groß wie ein Esele; aber die Maunzi hat kleinwinzige Oehrlein.«

Georg ließ bei dieser Einrede das Köpflein hängen; schon streckte Christian das Händlein aus, um sein Kätzlein auf den Ehrenplatz zu führen, als sich Georg mit einer neuen Einrede erhob. Der Zottel muß das Oechsele machen; denn er hat ein weit größeres Maul, stärkere Zähne und dickere Füße. Die Maunzi aber hat ein ganz kleines Göschlein, Füßlein wie ein Spatze, und Zähne wie ein Mäuslein. Und triumphirend schaute er auf den lächelnden Vater und erhob sich stolz, um den Pudel zur Rechten des kleinen Johannes zu setzen.

Christian aber streckte ihm abwehrend die Händlein entgegen. »Da wird nichts daraus,« rief er laut und brachte einen neuen Grund vor, der unwiderlegbar war und ihm den Sieg endlich verschaffte.

»Die Maunzi,« behauptete er, »ist weiß und der Zottel grau; es gibt aber — so schloß er mit seltenem Scharfsinn — keinen weißen Esel, sondern lauter graue; in der Mühle zu Langenthal sind sie alle grau; wohl aber gibt es weiße Ochsen; darum muß das Maunzi das Oechsele, und der Zottel das Esele machen.«

Dagegen ließ sich nun freilich nichts einwenden, selbst Niklas, der doch schon so weit herumgekommen war, gestand, daß er nie einen weißen Esel gesehen

hätte. So wurde nun der hartnäckige Streit zu Gunsten der Maunzi entschieden und ihr der Ehrenplatz als Oechselein eingeräumt, während Zottel mit vieler Gelassenheit sich zur linken Seite begab und geduldig den Esel vorstellte. Georg machte freilich ein betrübtes Gesicht; doch Grete brachte bald wieder Alles in das alte Geleise; sie that den Brüderlein den Vorschlag, Maunzi sollte heute das Oechslein, morgen aber statt des Pudels das Eselein machen, und so Beide geziemender Weise abwechseln. Das ließen sich denn die Beiden gerne gefallen und spielten so friedlich und einträchtig mit dem kleinen Johannes, dem Pudel und der Katze, wie zuvor.

Dem Niklas aber hatte der ganze Streit viele Freude gemacht. »Weib,« sagte er, »die Büblein haben Ehre im Leib; sie werden mit der Zeit werden, wie ich; sie wollen lieber Ochsen, als Eseln seyn.«

## V.

So hatten Niklas und Grete in einer vergnügten Ehe zehn Jahre gelebt. Johannes, von dessen Herkunft und Eltern man durchaus nichts erfahren konnte, war bereits zwölf Jahre alt geworden. Da erkrankte Niklas und genas nimmer. Fromm und rechtschaffen hatte er gelebt, darum war auch sein Ende ein seliges. Lange voll Kümmerniß und Betrübniß trauerte Grete um den geliebten Gatten, und überall empfand sie den Verlust seiner Liebe und Thätigkeit. Georg war bald nach des Vaters Tode in die Fremde gezogen, um der Mutter eine Erleichterung zu verschaffen. Diese hausete nun mit Christian und dem kleinen Johannes fort; allein es wollte nimmer so gut gehen, als sonst. Nur kümmerlich konnte sie sich fort=

helfen, es ging immer schlechter, so daß sie in Schulden kam. In ihrer Noth that ihr ein benachbarter Bauernknecht den Antrag sie zu ehelichen. Gegen seine Person und seinen Leumund wollte Niemand etwas einwenden. Lange wollte Grete nicht daran. Allein die Noth und ihre Gläubiger drängten sie; so folgte sie denn wiewohl mit wenig Freude, dem Rathe einiger gutherzigen Nachbarn und nahm den Kaspar — so nannte sich der Knecht — zum Manne. Aber wie sehr hatte sich die gute Grete in ihren Hoffnungen getäuscht. Kaspar begann gleich nach der Hochzeit eine böse Wirthschaft. Mit Rauheit und Ungestüm und vielen Scheltworten plagte er sein Weib und ihre Söhne, sie konnten ihm nicht genug arbeiten, obgleich sie das Aeußerste thaten; er sperrte ihnen das Brod ein und ließ sie gar oft Hunger leiden; bei dem kleinsten Versehen wurde er zornig und ließ seinen Zorn an Grete und Christian und Johannes aus. Grete mußte schweigen, wollte sie nicht von dem rohen Mann geschlagen werden und das Uebel noch ärger machen.

Nach einigen Monaten erklärte Kaspar mit dürren Worten, Johann, der, wie er wohl wußte, ein Findelkind war, müsse sein Haus verlassen; er sey lange genug hier gefüttert worden; es könnte ihn jetzt auch ein Anderer füttern. Der Knabe sey groß genug, um zu dienen und Schafe oder Schweine zu hüten. — Alle Bitten, alle Vorstellungen Grete's, die den Johannes wie ihr eigenes Kind geliebt hatte, waren vergebens. So mußte denn Johann das Haus verlassen, in welchem er seine Kinderjahre so vergnügt verlebt hatte. Er weinte bitterlich, als er sich von Mutter Grete und Christian trennen mußte. Diese begleiteten ihn ein Stück Weges; beim Abschied drückte

sie in tiefster Rührung ihm die Hand; sie gab ihm der Lehren und Ermahnungen gar viele, und bat ihn, des Gebetes nie zu vergessen; dann gab sie ihm das Hemdlein und erzählte ihm genau, wie er sey in dem Walde gefunden worden, und schied mit Christian unter Thränen und Segenswünschen von dem Knaben, der schluchzend, die Hände zum Himmel ringend, lautjammernd sich fortriß.

## VI.

Johannes hatte den Rath bekommen, als Hirtbube Dienste bei einem Bauern zu nehmen, was ihm gar nicht fehlen könne, da eben die Zeit des Frühlings und der Weide angebrochen wäre. Der Knabe versuchte bei mehrern Bauern sein Glück, allein entweder waren diese schon mit Dienstboten versehen, oder sie trugen Bedenken, den zarten, schwachen Knaben aufzunehmen. So wanderte der Arme unter vielen Beschwerden, oft Noth und Hunger leidend, doch immer auf Gott vertrauend, wie ihn Mutter Grete gelehrt hatte, gegen Füssen zu. Dort nahm ihn ein Bauer als Hütknabe an, und sandte ihn die Alpen hinauf, die Schafe zu hüten.

Auf den hohen Bergen, wo prachtvoll sich der tiefblaue Himmel wölbte, und mild und erquickend die reinste Luft wehte, wurde es dem kleinen Johann wieder wohl und frisch um das Herz. Von seinen Lämmlein umgeben, im Schatten der blühenden Büsche und Bäume gelagert, sang er seine unschuldvollen Lieder, welche ihn die Mutter Grete gelehrt. Er vergaß nie, was sie an ihm gethan. Gar oft wandte er, mitten in der Freude seines Herzens das Auge der Gegend zu, wo sie und seine Brüder wohnten, und bei

dem Gedanken, was sie dort leiden mußten, wurde es oft von Thränen genäßt. Da dachte er oftmals nach, wer seine Eltern wären, aber keine sichere Spur von ihnen und seinem frühesten Leben konnte er sich in's Gedächtniß zurückrufen. Nur Ein Bild war ihm geblieben. Er glaubte, sich zu erinnern, daß eine Frau ganz anders als Grete, prachtvoll und reich gekleidet, ihn auf den Armen getragen hätte. Oft dann seufzte er auf, und betete: »Vater im Himmel! hast ja allen Kindern Vater und Mutter gegeben, warum denn mir nicht? Eine Pflegemutter hast Du mir nur auf so kurze Zeit gegeben, als wolltest Du sie mir nur leihen. Wenn die Pflegemutter um mich so geweint hat, wie wird erst meine rechte Mutter um mich geweint haben! O Jesukindlein, schau, Du hast eine Mutter gehabt, einen rechten Vater und einen Nährvater, eine Ahnfrau und einen Ahnherrn, eine Base und ein kleines Vetterlein, den guten Johannes, wär es Dir denn gar nicht möglich, daß Du mir auch was solches giebst?«

Johannes wurde erhört, aber auf umgekehrte Art. Der Herbst war bereits angebrochen, und die Hirten schickten sich bereits an, mit ihren Heerden die Berge zu verlassen. Auch Johann war beschäftigt, sein Bündlein zu schnüren, und sich und seine Heerde reisefertig zu machen, als in einer stürmischen Nacht an der Thüre seines Hüttleins gepocht wurde. Er wollte anfangs seinen Ohren nicht trauen, und stand erst dann auf, als sich das Pochen wiederholte, und Seufzen und stilles Jammern in die schwachen Schläge tönte. Er zündete einen Span an, und öffnete eilig die Thüre. Wie staunte er nicht, als eine ärmlich gekleidete Frau, ein Kindlein auf dem Arm, hereintrat, in höchster Erschöpfung sich setzte und mit schwa-

cher Stimme eine Labung begehrte. Voll Mitleiden setzte ihr der Knabe Milch, Brod und Käse vor. Mit Gierde verschlang das Weib Alles. Darauf aber wurde sie schwächer, so daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Johann führte sie zu seinem ärmlichen Strohlager. Dort weinte das Weib im heftigsten Schmerzen und benetzte mit ihren Thränen das Kindlein. Sie wimmerte leise und bat durch Zeichen den Knaben um einen Trunk frischen Wassers. Trotz des strömenden Regens eilte dieser zur ungefähr eine Viertelstunde entlegene Quelle. Als er aber zurück kam, fand er das Weib todt, das Kindlein aber, welches ihre Arme krampfhaft umschlungen, ruhig an der Brust schlafend.

Voll Bestürzung gewahrte Johann diesen jammervollen Anblick. Er kniete nieder und betete für die Verstorbene, die der Herr so schnell aus diesem Leben abgerufen hatte. Dann suchte er das Kindlein aus den Armen der Mutter zu winden. Das Knäblein aber weinte und schaute immerfort auf die todte Mutter, und auch Johann's Augen wurden naß. »Mein, seufzte er, wer ist wohl schlimmer daran, die Todte, die da gestorben ist ohne geistliche Hülfe, oder das arme Würmlein, das Niemanden hat und nicht weiß, wo ein und wo aus. O Herr, erbarme Dich ihrer!« Bis zum Morgen blieb er bei dem todten Weibe sitzen, bald betend, bald das Knäblein wiegend und herzend, das gar oft voll Verlangen und Sehnsucht die Aermlein nach der erstarrten Mutter ausstreckte.

Als der Tag angebrochen war, eilte Johannes zu seinen Mitknechten, die eine halbe Stunde weiter aufwärts ihre Heerden weideten, um Hülfe zu suchen, und ihnen den seltsamen Vorgang der Nacht zu erzäh-

len. Sie begleiteten ihn willfährig zur Hütte. Das todte Weib war ihnen allen unbekannt und ihr schneller Tod sehr auffallend. Barthel, der älteste und klügste von ihnen, meinte, sie könnte gar an einer schnell tödtlichen, ansteckenden Krankheit gestorben seyn, die in der Nähe der Gegend herrschte, und rieth, sie eiligst zu begraben. Das geschah auch. Hab und Gut fand man bei ihr nicht; nur in einem leinenen Tüchlein einige Briefe; diese nahm Johann zu sich, da die andern Scheu davor trugen. Auch um das Kindlein wollte sich keiner kümmern, und überließen es gerne dem Knaben, der es mit herzlicher Freude in seine Arme schloß, und meinte, der Bauer werde es ihm schon abnehmen, wenn er mit seiner Heerde nach Hause komme, und weiter dafür sorgen.

Anfangs hatte er seine Noth mit dem Büblein. Es klagte und weinte viel; doch Johanns Liebkosungen gelang es in kurzer Zeit, dasselbe zu beruhigen. Er zog dem kleinen Michel — so hatte ihn das verstorbene Weib genannt — das schmutzige, halbzerrissene Hemdlein ab, und that ihm dafür jenes um, welches er selber vor eilf Jahren getragen und ihm Mutter Grete so sorgsam aufbewahrt hatte. Dabei erinnerte sich Johann, wie auch er ein Findling gewesen sey, und es ihm wohl gethan habe, eine barmherzige Pflegemutter unter fremden Leuten zu finden. Darum nahm er sich voll Liebe des Kindleins an, wartete und nährte es mit den besten Bissen, und hatte seine Freude daran, wenn das Kindlein voll Vertrauen die Aermlein nach ihm ausstreckte, und die süße Milch sich so herzlich schmecken ließ, oder auf den Wiesen mit den Lämmlein scherzte und spielte, die sich ihm ohne Scheu und Furcht nahten.

Jetzt war die Zeit zur Heimkehr gekommen. Getrosten Muthes trieb er seine Heerde nach Hause. Er hatte sie treu und sorgsam gehütet und der Segen des Herrn hatte sie gemehrt.

»Schau, Bauer,« sagte er treuherzig, »da hast du deine Lämmlein, Schäflein und Böcklein; ich bringe dir mehr zurück, als du mir mitgegeben hast.« Der Bauer sah mit zufriedenen Blicken auf die Heerde. — »Noch was habe ich dir mitgebracht,« fuhr der Knabe fort, öffnete sein Körblein, und hob den kleinen Michel heraus; »dieß wird dir vielleicht lieber seyn, als die ganze Heerde.« Lächelnd bot er das Kindlein dem Bauer an. Dieser aber machte ein griesgrämiges Gesicht und fragte ihn, wie er zu dem Kinde gekommen. Johann erzählte ihm Alles, die Noth und das Elend des Weibes und die Verlassenheit des Kindes. »Damit hättest du mir wohl vom Hause bleiben können,« erwiederte unwirrsch der Bauer; »wer weiß, wem der Bankert angehört; solche Waare mag ich nicht auf meinem Hofe; fressen viel und arbeiten nichts!«

Mit großer Betrübniß und Niedergeschlagenheit hatte Johann die harte Rede des Mannes vernommen. Er bat flehentlich, und ließ mit Bitten nicht nach, bis ihm der Bauer erlaubte, das Kind dürfe bei ihm schlafen und von seiner Speise mitessen, wobei er, um die Habsucht des geizigen Mannes zu befriedigen, willig auf die Ausbezahlung seines ohnedieß so geringen Lohnes verzichtete.

So durfte denn Johann sein Büblein behalten, er hatte jetzt Arbeit genug, dasselbe und seine Lämmlein zu pflegen; er that beides mit Eifer und Treue. Seinen Michel gewann er immer lieber; es freute

ihn, daß er von Tag zu Tag an Gesundheit zunahm. Eine mitleidige Magd, die, wie er, im Hofe diente, half ihm den Kleinen nähren und kleiden; denn von dem Bauern und seinem neidigen und geizigen Weibe, die ihn nur zu oft einen Balg nannten, erhielt er nichts; ja, er mußte sehen, wie ihn der Bauer mit Arbeit überhäufte und brummend ob jeder Minute schalt, die er der Pflege des Kindes widmete. Martha, des Bauers Weib, rieth ihm gar oft, er solle des Nachts den kleinen Michel in einen benachbarten Hof aussetzen. Aber Johann konnte sich nimmermehr von dem Kinde trennen; es war ihm zu lieb geworden. Martha erbot sich öfters, das Kind selbst in ein anderes Haus unterzubringen; aber der Knabe konnte dem bösen Weibe nicht trauen, und fürchtete ihre Falschheit und Hinterlist. —

Dem Bauer und seinem Weibe wurde aber Johann und sein Kindlein lästiger von Stunde zu Stunde. Deßhalb sagten sie ihm eines Tages mit dürren Worten, er solle sich mit seinem Michel um einen andern Dienst umschauen; denn zwei Herren könne man nicht zugleich dienen; entweder müsse er das Knäblein lassen, oder die Lämmlein. Dem Knaben aber wurde die Wahl nicht schwer; betrübt streichelte und liebkosete er seine Lämmlein, die er so treu und sorgsam gehütet, schied von den Knechten und Mägden des Hofes mit freundlichem Gruße, von dem Bauer und der Bäuerin ohne Zorn und Groll. Das Kindlein auf dem Arme, in der Hand ein Stöcklein, auf dem Rücken ein Ränzlein, so zog er fort und empfahl sich und sein Knäblein dem Schutze des Höchsten. —

VII.

Es war Spätherbst, als sich Johann auf den Weg machte und nicht wußte, wo ein und wo aus. Er meinte wiederum bei einem Bauer Dienste zu nehmen; allein er fand keinen, der ihn aufnahm. Die meisten zuckten die Achseln, wenn sie die Jugend und Schwäche des Knaben betrachteten und lachten auf, wenn er die Bedingung stellte, sich von seinem Kindlein nicht trennen zu dürfen. Die Mitleidigen gaben ihm ein kahles Versprechen, er sollte auf das Frühjahr wieder nachfragen, oder ein Stücklein Brod auf den Weg. Da ging es dem armen Knaben wohl recht hart; und manchmal schlich sich eine Thräne über die bleiche Wange, wenn er seinen Findling und die Zukunft, die ihrer warten mochte, betrachtete. Doch verzagte er nicht. Das gläubige feste Vertrauen das ihm Niklas und Grete durch Worte und Beispiel in die Seele gepflanzt, regte sich in den Stunden der Bangigkeit mit doppelter Macht, und hielt ihn jederzeit aufrecht. So war er denn unter vielen Beschwernissen — es war bereits Dezember geworden, und hatte viel geschneit — nach der großen Reichsstadt Augsburg gekommen. Gerade war es der Christabend; die Glocken läuteten, die Lichter glänzten in allen Häusern und warfen ihren Schein auf die gefrorne Eisdecke der Strassen. Eine sanfte und ungewöhnlich milde Luft wehte durch die tiefblauen Himmelsräume und zahlreiche Schaaren von neugierigen Menschen wogten auf und ab auf dem Christmarkte die Stände und Läden voll der reichsten und glänzendsten Waaren zu besichtigen. Still und unbemerkt wandelte Johann durch den Markt und staunte mit offenen Augen, die Herrlichkeit an, die er in seinem ar-

men Dörflein freilich nie erblickt hatte. Da wurde ihm das Herz weit und sein Muth fröhlich.

»Ei,« sprach er getröstet, »Michel, da schau du die schönen Sachen an; es gehört Alles dem Christkindlein, das Christkindlein schenkt es uns; da hast Du die Wahl; suche dir nur etwas aus; du wirst Hunger haben, wie ich; ich will dir vor Allem ein Honigbretzlein nehmen!« und er trat alsbald zu einem Laden und nahm ein Honigküchlein für den Kleinen. Der ließ es sich von ganzem Herzen schmecken. Aber dem Johann wurde es ganz anders, als der Kaufmann von ihm die Bezahlung verlangte. »Ei, warum denn,« fragte der Knabe, »was soll ich euch zahlen? Dieß gehört Alles dem Christkindlein; und das Christkindlein schenkt es uns als ein Weihnachtsgeschenk!« — »Ei, da bist du im großen Irrthum,« erwiederte lächelnd der Kaufmann, »hier ist nichts umsonst, aber Alles um Geld zu haben; du mußt Alles zahlen. Da wurde Johann sehr betrübt und meinte, er solle nur zuwarten; denn in der Nacht käme das Christkindlein und zahle ihm Alles mit großem Dank bei Heller und Pfenning. Der Kaufmann aber wollte hievon nichts wissen und rieth ihm, — wahrscheinlich um den Scherz weiter zu treiben, das Beutelein herauszuziehen und zu zahlen. Johann, der wohl seine Lebtag keinen Beutel besessen, kehrte in der Angst seines Herzens die Taschen um, fand aber nichts als Brosamen und einige Krümmlein schwarzen Brodes, die Ueberreste seiner heutigen Mittagsmahlzeit. —

Der Kaufmann sah die Noth des Armen und hatte damit Erbarmen. Er gab seinem Büblein einen Honigkuchen, dem Knaben selber aber ein Silberstück. Freudig dankte dieser dem guten Manne, und klagte

ihm, wie er gar großen Hunger und Durst hätte. Darauf wies ihm der Kaufmann ein großes Haus, wo eine Menge Lichter brannten und viele Leute aus- und eingingen, und erinnerte ihn, daß er dort zahlen müsse, setzte aber zu Johanns großem Troste bei, daß dieß Silberstück für eine gute Mahlzeit für Beide mehr als hinreichend sey. —

Johann that, wie ihm der Kaufmann gerathen, und trat in das Haus; es war ein Gasthaus und vollgefüllt mit Menschen, die da bei einem Kruge Bier oder einer Kanne Wein die Zeit der Metten abwarten wollten. Johann suchte für sich und sein Kindlein ein stilles abgelegenes Plätzlein und ließ sich ein Glas Bier — ein Labsal, das ihm lange nicht geworden war — geben. —

Michel aß mit Herzenslust an seinem Honigkuchen und schaute mit seinen Aeuglein freundlich bald auf den Knaben, bald auf die Gäste, von denen mancher mit neugierigen Blicken auf den unbekannten Knaben und sein Kindlein schauten. —

Es war jetzt Zeit zur Mette. Alles brach auf und eilte zu dem Dom. Auch Johann nahm sein Büblein, und ging den Leuten nach. Wie wurde ihm, als er in der Domkirche die Pracht und Herrlichkeit schaute, die sich in Fülle vor seinen Augen entfalteten! Mit trunkenen Blicken betrachtete er die von Gold und Purpur strahlenden Altäre, deren Glanz mit dem Feuer der unzählbaren Kerzen zu wetteifern schien. Er sah die riesigen Statuen von Silber und Marmor; und die herrlichen Bilder der Heiligen schienen ihm zu leben und vom Himmel auf die Erde herabgestiegen zu seyn, um das Christkindlein zu besuchen. Wie wurde ihm dann, als er den Bischof in würdevoller Pracht

und Herrlichkeit, von seinen Priestern und Leviten begleitet, zum Altare treten sah, als des Weihrauchs Wohlgeruch in flüchtigen Wolken um ihn wogte und zur Höhe stieg, und der Orgel mächtige Töne mit den lieblichsten Stimmen kunstvoller Sänger und Sängerinnen in schönster Harmonie an sein Ohr schlug! Da meinte er, er sey nimmer auf der Erde, der Himmel habe sich aufgethan und der dreieinige Gott steige herab mit den Engeln und allen Heiligen. Er sank zur Erde und weinte, daß eine Thräne die andere schlug; aber die Thränen waren so süß und milde. Er schaute an dem Entzücken seines Herzens auf sein Büblein nieder; verlangend streckte dieses die Aermlein zum Altare aus, wimmerte voll Sehnsucht. Johann wiegte es tröstend und liebkosend; »Michel,« sprach er leise, »jetzt kommen die Engel und das Christkindlein mit seinem Vater und seiner Mutter, sie holen uns alle Beide ab und bringen uns zu den Eltern.« Das Kindlein wurde ruhig, als hätte es ihn verstanden, schlief ein und lächelte im Schlafe, als spräche es mit den Engeln des Himmels.

Dem Johann wurde es jetzt so wohl und doch so wehe um das Herz; er sah von seinem Winklein, das er sich ausgesucht, die Menge der Menschen, reich und herrlich gekleidet; er sah die Kinder knieen zur Seite der Eltern; das Antlitz glänzend von Freude und Hoffnung auf das Christkindlein, das ihnen Geschenke bringen sollte. — Da befiel eine tiefe Wehmuth das Herz des Knaben. »Sie haben Vater und Mutter,« seufzte er leise, »und Brüder und Schwestern, und wir arme Würmlein, wir haben nichts.« Er dachte an die alte gute Zeit in Niklas Hütte, wo er und seine Brüderlein sonst von Grete und Ni-

klas so schön waren beschenkt worden, und eine Thräne floß aus seinem Auge. Als er sie abtrocknen wollte, blickte er aufwärts und sah die Flucht der heiligen Familie auf der Wand gemalt. In diesem Augenblicke kam er sich vor, als gleiche er und sein Büblein dem Christkindlein; denn sie mußten auch fliehen in die Fremde und fänden nirgends Aufnahme. Da weinte er noch mehr; es war jetzt Winter; er ohne Geld, ohne Nahrung, Hunger und Kälte preisgegeben. Wieder schaute er auf das Bildchen; da sah er, wie dem Kindlein zwei Engel folgten; der eine trug seine und der Mutter Kleider, der andere führte auf seinen Schultern einen großen Sack voll Brod und Speise; jetzt wurde es ihm wieder leicht um das Herz; er herzte sein Kindlein und hüllte es dichter in den Schafpelz ein, den ihm eine gutherzige Magd seines Bauers mit eigner Aufopferung zugerichtet hatte.

Während dieser Zeit war der Gottesdienst geendigt und die Kirche immer leerer von den Andächtigen geworden. Allein der Knabe wollte nicht aus der Kirche gehen; und da fast Alle den Tempel verlassen hatten, fühlte er sich heimischer als je. Er trat aus seinem Winkel heraus, und beschaute andächtig, von Niemanden gestört, den herrlichen Dom. Er betrachtete die wunderschönen Altäre, die Bilder und Statuen der Heiligen, die, über Menschengröße hinaus, in größter Vollendung gebildet, in reich vergoldeten Nischen aufgestellt, zu leben und zu athmen schienen. Da erinnerte er sich, daß Grete ihm und seinen Brüderlein erzählt, wie bei der Ankunft des Herrn auch die Engeln und Heiligen mitkämen und das Christkindlein und alle gute Menschen besuchten und beschenkten. Da kam ihm ein guter Gedanke, der

ihm und dem Büblein aus aller Noth, wie er glaubte, helfen würde. Er beschloß in der frommen Einfalt seines Herzens, sein Kindlein den Heiligen anzutragen, und sie zu bitten, sie möchten es annehmen und mit ihm Erbarmen haben; mit seiner eignen Person wolle er sie nicht plagen; sondern sich mit Gottes Hülfe schon ehrlich weiter helfen. So ging er zum heiligen Petrus, den er an seinen Schlüsseln sogleich erkannte, und bat ihn: »Heiliger Petrus, da, laß es dich nicht verdrießen und nimm meinen Michel als Pflegekind an; es ist ein gutes Büblein; halte ihn nur recht und sperre ihm mit der Zeit den Himmel auf!« Aber der Apostelfürst schaute ihn stille und mit freundlichem Ernste an, redete aber kein Wort. Johann trug ihm zum Zweitenmal seine Bitte vor; als er auch da keine Antwort erhielt, so glaubte er wohl zur unrechten Stunde gekommen zu seyn, und beschloß, zu einem andern Heiligen zu gehen. Er ging jetzt zu dem heiligen Paulus und von da zu allen Heiligen und Heiliginnen, so viel ihrer in der Kirche waren; alle hörten ihn recht sanftmüthig und gütig an, allein keiner sprach ein Wörtlein zu ihm und dem Büblein, obgleich er es so hoch, als er konnte, zu ihnen hinaufhob, und in sehr kräftigen und deutlichen Worten ihnen vorstellte, sie könnten es leichter haben, als er, und es ihnen auf das Beste empfahl. Als er nun nirgends Gehör fand, wurde er sehr betrübt, indem er glaubte, er hätte mit seiner Zudringlichkeit die Heiligen zornig gemacht.

»Nein,« seufzte er, »nehmt mir nur nichts in Uebel, daß ich euch geplagt habe, und verklagt mich nicht beim Himmelsvater; schaut, es ist die Noth bei uns gar zu groß! Ich sehe schon, ihr habt heute keine

Zeit auf mich zu merken, ihr müßt das Christkindlein pflegen und warten! Darf ich nicht Morgen wieder kommen?« — So fragte er in seiner Einfalt, und er meinte, die Heiligen nickten alle freundlich mit dem Haupte, als wollten sie ihm eine gute Nacht wünschen.

Durch die stillen Gänge der Kirche wandelte er leise betend, und suchte sein voriges Plätzlein wieder zu gewinnen. Es begann ihn jetzt zu frieren, und fast zu schläfern. Er kam vor einer kleinen Kapelle vorbei; und wie er hineinschaute, sah er beim Scheine zweier Kerzen die heilige Jungfrau prachtvoll geschmückt, das Gotteskind auf ihren Armen, welches sie voll Mutterliebe betrachtete. Zu ihren Füssen stand eine herrlich gezierte Wiege, von feinstem Holze, die seidene Decke aufgeschlagen, als hätte die jungfräuliche Mutter eben ihr Kindlein herausgenommen, die Kissen von kostbarem Zeuge, und mit reichen Spitzen besetzt.

Lange betrachtete Johann das himmlisch-milde Antlitz der heiligen Mutter; da mahnte ihn eine innerliche Stimme, er solle ihr sein Kindlein antragen; sie nähme es ganz gewiß. Und der Knabe kniete jetzt nieder, legte das Kind zu den Füssen der heiligen Mutter und flehte voll Inbrunst, sie wolle sich doch seiner und des Bübleins erbarmen und sie nicht verstoßen. Der Kleine aber ächzte und wimmerte leise; es fror ihn, er zitterte fast vor Kälte. Johann sah die Noth des Armen voll Bekümmerniß und wußte sich nicht zu helfen; da kam ihm ein guter Gedanke! »Jesu, liebes Herzenskindlein, bat er, gelt, Du erlaubst schon, daß ich mein Büblein in dein Bettlein hineinlege; schau, es ist gar so kalt. Der Michel führt sich immer recht ordentlich auf, und beschmutzt Dir gewiß dein Bettlein nicht; und wenn Du wieder hinein willst, so darfst Du

es nur sagen!« So nahm er denn das Kindlein und wollte es hineinlegen; da sah er, wie das Bett gar so schön, aber das Hemdlein des Michel unsauber war. Er hatte aber noch ein Hemd, jenes, das er selber getragen, als er gefunden wurde, und ihm von Mutter Grete sorgsam aufbewahrt worden war. Das nun zog er dem Michel an, deckte ihn sorgsam zu, machte das Kreuz über ihn, und das Büblein schlief ruhig ein. Johann betete lange voll Demuth und Vertrauen; jetzt wurden auch seine Augen müde und immer müder und schlossen sich zuletzt zu einem erquickenden Schlummer.

Da träumte ihm, er sey in einem wunderschönen Garten; die heilige Jungfrau, das Kindlein auf dem Arm, käme zu ihm, und lobte ihn, daß er an dem Büblein so barmherzig gewesen und auf ihr Söhnlein Jesu und auf sie so viel vertraue; um den kleinen Michel sollte er sich nimmer sorgen; diesen, wie ihn selber, nähme sie unter ihren Schutz; er solle sich aber eine Gnade ausbitten; sie versichere ihm die Erhörung im Namen ihres Sohnes.

Wie aber Johannes den Mund aufmachen wollte, um der heiligen Jungfrau die Bitte seines Herzens vorzutragen, da fühlte er sich sanft berührt; er öffnete langsam die noch schlaftrunkenen Augen, und sah ein reich geschmücktes Frauenbild voll Milde und Hoheit sanft zu ihm hinab sich neigen.

»Ei, Mutter Maria! bist es Du,« stammelte freudig der Knabe, und sank zu ihren Füssen, »o wie gut und gnädig bist Du; hast meinen Michel jetzt angenommen und willst mir noch dazu eine Gnade geben? O liebe Frau, so führe mich doch zu meinen Eltern, oder wenn es nicht seyn kann; so gieb mir das Him-

melreich! Voll Sehnsucht streckte er die Arme zu ihr empor; die Frau aber betrachtete lange voll Verwunderung und tiefer Bewegung, den Knaben, der in seinem langen Kleide von grober Leinwand, das schöne Antlitz mit den dunkeln Locken, die Hände gefaltet und zu ihr erhoben, sie mit seinen schimmernden Augen voll Liebe und Vertrauen anschaute und den Saum ihres Kleides jetzt an die Lippen drückte.

Es brauchte lange, bis die Frau sich von ihrer Ueberraschung erholen und dem Knaben eine Antwort zu geben vermochte. Sie hob ihn auf. »Ich bin nicht die Gnadenmutter selber,« sprach sie mit holder Freundlichkeit und tiefster Rührung; »doch hat sie mich gesandt, dir zu helfen und zu geben, was dein Herz verlangt, mein liebes Kind!«

»Nicht die Mutter Gottes selber?« rief der Knabe betrübt und rieb sich die Aeuglein, und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit: »Du siehst ihr doch so viel gleich!« Da fielen seine Blicke auf die Wiege; sie war leer. — »Wo ist denn mein Büblein? mein Michel? O heilige Mutter, hast Du denn nicht auf ihn Acht gegeben?«

Die Frau aber rief leise: »Agathe!« und aus der Ecke der Kapelle trat ein Mädchen hervor, der Dame Kammerfrau, und reichte ihr das Kindlein. Johann aber jubelte getröstet auf bei dem Anblick seines lieben Kindleins.

»Die Mutter Gottes hat es mir gegeben,« sprach freundlich die Frau, »und mir befohlen, es aufzuziehen statt ihrer.«

»O Mutter Gottes, wie gnädig bist Du,« rief dankend der Knabe; »und wie gut bist auch Du! Du bist gewiß Einer von ihren Engeln?«

Die Frau lächelte gerührt; sie küßte tiefbewegt das Kindlein. »Die heilige Mutter,« fuhr sie fort, »hat mir ferners aufgetragen, auch für dich zu sorgen. Du sollst bei mir und dem kleinen Michel bleiben und du wirst es gut haben.«

Johanns Freude kannte jetzt keine Grenze. Wer möchte sie schildern? Er weinte vor Entzückung, und auch die edle Frau vergoß Thränen der tiefsten Rührung. Immer forschender und ängstlicher hingen ihre Blicke auf Johanns Antlitz. Sie warf sich mit dem Knaben und ihrer Dienerin zu den Füssen der heiligen Jungfrau nieder und betete dort lange in tiefster Inbrunst. Dann erhob sie sich und forderte den Knaben auf, ihr zu folgen. Sie kamen zu einem herrlichen Hause. Es war die Wohnung der edlen Frau; dort wurde der kleine Michel einer alten Wärterin übergeben, Johann aber in ein schönes Gemach geführt, wo er sich ungestört der Ruhe überlassen konnte. Die Freude aber ließ ihn lange nicht schlafen; erst spät konnte er den Schlummer gewinnen.

## VIII.

Johann hatte noch nicht ausgeschlafen, als er gegen Morgen zu geweckt und eiligst zu seiner Wohlthäterin gerufen wurde. Er fand sie auf einem Lehnstuhle sitzend, den kleinen Michel auf ihrem Schooße, in weißem feinen Leinen gekleidet. Gleich nach seiner trat durch eine andere Thüre ein ungefähr vierzigjähriger Mann von edlem würdevollen Aussehen. Als er den Knaben gewahr wurde, blieb er in hoher Ueberraschung stehen, eine leichte Röthe überflog seine Wangen, er faßte sich wieder und eilte der edlen Frau zu, die er seine Gemahlin nannte. Tief bewegt neigte er sich zu

ihr und sprach leise mit ihr. Auch sie zeigte die tiefste Erschütterung, und ihre Augen wandten sich bald forschend auf den Knaben, bald auf den Gatten mit dem Ausdruck der Hoffnung. Sie erhob sich jetzt und winkte dem Knaben, der, in schüchterner Demuth wartend, da stand, näher zu treten.

»Mein lieber Johann,« sprach sie mit liebevoller Freundlichkeit, aber in sichtbarer Aufregung, »erzähle mir und meinem Gemahl, wie du zu diesem Kindlein gekommen?«

Johann erzählte, was wir schon wissen. Die Beiden hatten seiner Erzählung mit größter Spannung zugehört. Felix — so nannte sich der Gemahl der guten Frau — zog jetzt die Briefe hervor, die Johann bei der verstorbenen Mutter des kleinen Michel gefunden, und in ein Tüchlein aufbewahrt, durch Zufall in sein Täschlein gebracht hatte.

Er las sie wiederholt mit größter Aufmerksamkeit; sein Antlitz wurde immer ernster und trüber. »Es ist Gregors Schrift,« sprach er, »Du hast dich nicht getäuscht, Marie; sein Weib ist todt und dieß sein Kind.« Düster blickte er dabei auf den kleinen Michel, »dieß sein Kind! o meine Ahnung!« seufzte die edle Frau.

»Das Kind dessen, der uns das unsrige geraubt hat!« rief schmerzlich Felix! »Gott, wie wunderbar sind deine Wege!« Maria weinte still; sie nahm das Kindlein auf ihre Arme. »Du sollst es nicht entgelten,« sprach sie mit Engelsmilde, »was deine Eltern verbrochen!« Sie fühlte sich so angegriffen, daß sie sich setzen mußte.

»Johann,« fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, »wie ist das Kind zu diesem Hemdlein gekommen?« Sie wies ihm das wohlbekannte Hemd. »O frage nicht,

Maria!« rief schmerzlich Felix, »sie haben uns unser Söhnlein geraubt, und es getödtet und mit seinen Kleidern ihr Kind bekleidet!«

Maria zuckte zusammen, und verhüllte ihr Antlitz.

»Nein, edler Herr, so ist es nicht,« sprach der Knabe; »das Hemdlein gehört mein; es wurde bei mir gefunden; denn auch ich bin ein Findling, und habe als Kind Vater und Mutter verloren, wie mein kleiner Michel da.«

Da sprang Maria tief erschüttert auf; Felix trat zu dem Knaben und faßte seine Hand. »Um Gotteswillen,« rief Maria, »du ein Findling? Dir gehört das Hemdlein? Und deine Züge! Heilige Jungfrau! sein Alter!«

»Sprich die Wahrheit, bei dem Blut des Herrn, sprich die Wahrheit, und sage, wo und wann du gefunden worden bist!« bat Felix in höchster Bewegung.

Der Knabe erzählte einfach und klar seine Begegnisse von Kindheit an; er verschwieg nicht, wie er sich noch erinnern könnte, daß eine schöne sanfte Frau ihn auf den Armen getragen. Das Hemdlein sey das einzige gewesen, was er am Leibe gehabt, wie er gefunden worden sey; darum habe es ihm Grete sorgsam aufbewahrt, und es ihm mit auf den Weg gegeben, als sie sich trennten. Mit diesem Hemdlein habe er dann den kleinen Michel bekleidet, bei dem es gefunden worden wäre.

Eine stille innige Freude verklärte jetzt die Züge Mariens; Felix Wange röthete der Schimmer der Hoffnung. Maria weinte. »O, darf unser Herz hoffen,« fragte sie leise, »o Jesu! Ist es keine Täuschung?« Felix athmete tief auf. Er sah bald auf seine Gemah-

lin, bald auf den Knaben mit sinnenden, ernsten Blicken. »O Jesu,« seufzte er auf, »erleuchte uns!«

Er schellte jetzt plötzlich. »Margarete soll sogleich kommen!« rief er dem eintretenden Diener entgegen. Bald darauf trat eine ältliche Frau ein. Sie neigte sich vor ihrer Herrschaft; bei dem Anblick des Knaben blieb sie betroffen stehen.

»Margarete,« begann Felix nach einer langen Pause, »du sagtest oft, du würdest unter Tausenden unser verlornes Söhnlein kennen. Sieh jetzt, was sagst du zu diesem?« und wies bewegt auf Johann.

Die Alte trat dicht vor den Knaben, betrachtete ihn lang und ernst, da wurden ihre Augen feucht. »Herr!« rief sie gerührt: »das sind Euere Züge; so saht ihr aus vor dreißig Jahren!« Doch Margarete traut nicht der Aehnlichkeit, sie hat andere Zeichen. »Streife die Arme auf, Anton,« rief sie mit einer Stimme, deren Ton wie ein Klang aus der frühesten Zeit des Knaben Ohr traf. Er that es. Felix war in der größten Spannung. Maria zitterte vor Angst und Erwartung.

Margarete untersuchte mit bebenden Fingern die Höhlen der Achseln. Da jubelte sie laut auf: »Er ist es, er ist es!« schrie sie, »Anton! Anton! du bist es! Seht Ihr mein Zeichen? Da ist das M. und das F., die Anfangsbuchstaben Euerer Namen und unter jedem das Herz Jesu, auf daß Er das Kindlein bewahre vor allen Feinden des Leibes und der Seele.«

»O mein Sohn! o mein Anton!« riefen Maria und Felix im höchsten Entzücken und umfaßten den staunenden Knaben. »Haben wir dich wieder, du liebstes Kind, du einziges Kind!« Johann rief: »Vater, Mutter!« und barg sein Antlitz an der Brust der wie-

dergefundenen Eltern, und weinte, daß eine Thräne die andere schlug. Wer kann die Scene schildern, die jetzt folgte?

In den Jubel der Eltern mischten sich die feierlichen ernsten Klänge der Glocken, die vom hohen Thurme des Domes herab, die Gläubigen zum Feste riefen.

»Hörst du die Glocken?« sprach Marie zu ihrem Gatten. »Sie mahnen uns, Gott dem Herrn zu danken und Ihm unser wiedergefundenes Kindlein darzubringen!«

Da eilten die Eltern mit dem Knaben zur Kirche, und an der Stätte, wo der verlorne Sohn, wie von der heiligen Jungfrau beschützt, gefunden wurde, feierten sie in tiefster Rührung des Herzens ihr Dankesfest.

## IX.

Felix war ein reicher Kaufmann von edlem Geschlechte zu Augsburg, seine Gemahlin Marie an Tugend und Frömmigkeit ihm gleich. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie der Herr mit einem Knäblein gesegnet; es ward die Freude und die Hoffnung ihres Lebens. Das Kind — es hieß Anton — war erst zwei Jahre alt, als es ihnen auf eine schreckliche Art geraubt wurde.

Unter den Handlungsdienern des reichen Felix war Gregor, dessen Liebling und Vertrauter. Dem äußern Scheine nach konnte man nicht leicht einen thätigern, geschicktern, und dabei tugendhaftern Mann finden; allein die schöne Hülle verbarg ein tückisches Herz voll Bosheit und Schlechtigkeit. Er betrog seinen Herrn um bedeutende Summen. Lange blieben seine Betrügereien verborgen; doch zuletzt wurden sie entdeckt. Felix, des so schmerzlich betrogenen Mannes, Un-

willen stieg um so höher, je größer sein Vertrauen zu dem Betrüger gewesen war. Er ließ ihn festnehmen; doch Gregor brach durch und floh von Augsburg voll Gedanken der Rachsucht.

Felix besaß ein schönes Landgut an den Ufern des Rheines, das er jährlich zur Frühlings-Zeit mit seiner Familie besuchte. Gregor benützte dieß zur Sättigung seiner Rachsucht. Ohne Hoffnung, in andern Handlungshäusern ein Unterkommen zu finden, hatte er sich einer Räuberbande angeschlossen und war bald durch seine Verwegenheit und Schlauheit ihr Haupt geworden. So war es ihm leicht geworden dem Schlosse seines ehemaligen Kaufherrn zu nahen; doch nicht an ihnen, nicht an ihrem Hab und Gute wollte er seine Rachsucht stillen; dort wollte er sie verwunden, wo ihre Herzen des größten Schmerzens empfänglich waren. Er stahl Anton, ihr Söhnlein.

Der Jammer der Eltern war größer noch, als das Frohlocken des Bösewichts; alle Bemühungen Felix und Mariens, ihr Söhnlein wieder zu finden, waren vergebens: sie ahneten wohl den Räuber; allein Gregor hütete sich und seine Beute zu gut, als daß man sie treffen konnte. Doch kaum nach einem halben Jahre dieses Raubes wurde Gregors Bande von den Knechten der Reichsstadt Reutlingen überfallen und zerstreut; das Weib, welchem der kleine Anton anvertraut war, verirrte sich bis zur Nähe der Hütte des Niklas; dort, in dem benachbarten Wäldlein, ließ sie das Kind, als eine unnütze und gefährliche Last liegen, und eilte von dannen. Hier war es, wo Niklas Büblein das verlassene Kindlein fanden und zur Mutter brachten.

So schützte Gott die Unschuld; aber über Gre-

gar kam eine harte Strafe. Er hatte nach dem Ueberfalle seine zerstreute Gesellen gesammelt und trieb sich viele Jahre in den schwäbischen Gebirgen und den angrenzenden Gegenden herum. Im Laufe dieses wüsten Lebens hatte er sich mit einem ihm an Gesinnung gleichen Weibe verehlicht. Seine Ruchlosigkeiten und Schandthaten nahmen zu; aber sein Maß wurde voll. Von Soldaten des schwäbischen Bundes angegriffen, wurde er gänzlich geschlagen und auf der Flucht getödtet. Sein Weib irrte in Noth und Elend flüchtig umher, bis sie in wunderbarer Schickung mit ihrem Kindlein zu Johanns Hütte kam, dort Hülfe suchte und Erlösung von irdischen Schmerzen im Tode fand, und ihr Kindlein, arm und verlassen als Vermächtniß demjenigen hinterließ, der durch die Schuld ihres Gatten elternlos geworden war.

Marie und Felix aber führten nach dem Verluste ihres Einzigen ein betrübtes kummervolles Leben. Ihre Ehe wurde nimmer mit Kindern gesegnet; desto theuerer blieb ihnen das Andenken ihres Söhnleins. Ihr frommes Gemüth fand nur in der Religion Trost; insbesondere vertraute Marie ihrer Patronin, der heiligen Jungfrau und Gottesmutter, alles Leiden mit Ergebung an. In einer kleinen Kapelle des Domes, wo die heilige Jungfrau, das Kindlein auf dem Arme, die leere Wiege zu den Füssen, abgebildet war, pflegte sie ihr Gebet zu verrichten, das Leiden Christi zu betrachten und die Schmerzen der Mutter Jesu zu fühlen, welche sie empfand während der dreitägigen Abwesenheit ihres geliebten Sohnes.

Aber Gott der Herr läßt kein Gebet unerhört, das mit Demuth und Vertrauen, zu Ihm hinaufgesendet wird. An derselben Stelle, wo Marie und oft

auch Felix mit so viel Inbrunst gebeten, wurden sie erhört. In derselben Nacht, wo der Herr Seinen Eingebornen Sohn zum Heile der Menschheit gesandt, wurde auch den bekümmerten Eltern der verlorene Sohn wiedergeben, doch dieser nicht allein, auch Gregors, des Räubers und Betrügers, Kind wurde ihnen vertraut; denn der Herr verlangt von denen Barmherzigkeit, denen Er Selber barmherzig ist. Und Felix und Marie übten diese heilige Pflicht; sie betrachteten den kleinen Michel als Sohn, wie ihn früher Anton als Bruder betrachtet hatte, erzogen ihn zum frommen Christen, und theilten ihr Hab und Gut mit ihm.

Manuscript von Ottmar L....

---

## 9.

## Malchus, oder: Nicht dein Eigensinn, sondern Gottes Ruf sey stets dein Leitstern!

### I.

Es war gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, zu Maronia, einem Dörfchen ungefähr dreißig Meilen von Antiochien, der Hauptstadt Syriens, als eines Abends der greise Malchus mit seiner Hausfrau Monica vor ihrer niedern Hütte, umschattet von blühenden Oleanderbüschen, unter einer hohen Palme saß. Eben freute die Abendröthe ihren letzten rosigten Schimmer auf die in duftiger Ferne verschwimmenden Gebirge. Von den rothen Granatblüthen wehte süßer Odem

allumher; zuweilen schauerten Halme und Blumen unter den Seufzern der Abendlüfte zusammen, und von den Obstbäumen regnete schimmerndes Silber herab. Mit tiefer Bewegung schaute der Greis hinaus in die Herrlichkeiten der Frühlingspracht, und sein Blick ruhte sinnend auf den letzten Lichtern des schwindenden Tages.

»Wie schön der Lenz heraufzieht und mit seinen Gluthen das alte Herz noch einmal erwärmt!« begann er endlich: »Seit siebzig Jahren erschien er mir noch nie so herrlich, und doch wird mir dabei so wehmüthig, so beklommen, als müßte ich auf ewig von ihm Abschied nehmen.«

»Sprich nicht so, Vater!« — begann die Alte gutmüthig tröstend — »du bist ja rüstig wie ein Jüngling und kannst noch viele Sommer erleben.«

Malchus schüttelte das greise Haupt. — »Mein Stündlein ist gekommen; mir wird kein Frühling mehr blühen, das Licht meiner Augen erlischt, die Hände zittern und die Füsse mögen den gebrechlichen Körper nicht mehr tragen. Aber gerne scheide ich von dieser schönen Erde, weiß ich doch, daß ein weit schöneres Jenseits meiner wartet. Nur der Gedanke bekümmert mich, daß ich dich allein zurücklassen muß.«

»Wie mag dir so Arges in den Sinn kommen« — entgegnete Monica fast zürnend — »hast du vergessen, daß mir ein guter Sohn zur Seite stehet, der die Stütze meines Alters seyn wird?«

»Fürwahr, ein guter Sohn, der in der Furcht des Herrn wandelt und Seine heiligen Gebote ehrt! Wenn er aber Tage lang unsere kleine Heerde weiden oder die Felder bestellen muß, wer steht dir zur Seite, um die häuslichen Geschäfte zu besorgen, und deinen wan-

kenden Schritt zu stützen? Wir sind zu arm, um Mägde zu dingen!«

»Ist unser Sohn nicht fromm und fleißig? ist seine Gestalt nicht vor allen Andern lieblich anzuschauen? Wenn er hinauszieht, um unter den Töchtern des Landes zu freien, welche wird sich weigern, ihm zu folgen?«

»Warum hat er es nicht längst gethan? Schon zählt er dreißig Jahre, und noch immer verlangt sein Herz nicht nach einer Gefährtin, die des Lebens Sorge mit ihm theile.«

»Oft erinnerte ich ihn daran« — sprach Monica traurig. »Er wollte mich aber nicht verstehen, oder gab ausweichende Antworten.«

»Es ist schlimm« — grollte der Vater — »wenn ein Sohn erst dahin getrieben werden muß, wohin ihn Natur und Kindesliebe führen sollten! Ich weiß aber längst, daß sein Sinn von irdischen Dingen abgewendet ist, und über Sachen grübelt, die einem schlichten Landmann wenig anstehen! Sitzt er nicht oft Tage lang vertieft über den alten Legenden? kasteit er nicht oft seinen Leib auf ausserordentliche Weise? liegt er nicht oft ganze Nächte hindurch dem Gebete ob? Und an Sonn- und Festtagen, wenn die Arbeit ruht, statt seinen greisen Vater mit freundlicher Rede zu erquicken oder mit Seinesgleichen ergötzliche Spiele zu halten, sucht er da nicht die Einsamkeit, oder thut sich mit alten Mönchen zusammen, um über Dinge zu sprechen, die seines Berufes nicht sind? Es ist ein Auflehnen wider die Natur, wenig erfreulich für einen alten Mann, wenn das Küchlein klüger seyn will als die Henne, und die Schale zertritt, aus der es geboren wurde.«

»Sey nicht so heftig, Alter, und verdamme nicht

dein eigen Blut. Unser Sohn ist gut und gottesfürchtig, ja gottesfürchtig wie kein Anderer. Wenn er seine Gedanken von dem Irdischen abwendet, und mehr Freude an geistlichen Betrachtungen, als an den Spielen der Jugend hat, soll dieß nicht Gott und den Menschen gleich wohlgefällig seyn? Er war immer willig und gehorsam, und wird auf unser Verlangen auch nicht anstehen, uns eine Gehülfin, eine Trösterin für unsere alten Tage zuzuführen, ein Weib, fromm und gottesfürchtig, wie er selbst.«

»Nein, nein, ich kenne ihn besser!« — versetzte der Alte kopfschüttelnd — »und irre ich nicht, so mag er sich wohl mit ganz andern Dingen tragen. Doch, dort kehrt er ja mit der Heerde zurück; laß sehen, was unsere Bitten über ihn vermögen.«

Durch die blühenden Fluren nahte der junge Malchus mit der kleinen Heerde, die unter dem fröhlichen Geläute der Glöckchen dem schützenden Dache zueilte. Der Hirt war ein junger Mann von schöner, einnehmender Gestalt. Seine Wange schmückte zwar nur eine schwache, leichte Röthe, aber aus dem dunkeln Auge leuchtete heilige Gluth und fromme Inbrunst; über seinen offenen Zügen schwebte sanfter Ernst, Milde und Heiterkeit; seine Haltung war ruhig und demüthig.

»Der Friede sey mit Euch, meine Eltern!« — rief er den Alten entgegen, und küßte ihnen kindlich die Hände.

»Gottes Segen über dich, mein Sohn! komm, setze dich zu uns, ruhe von der Arbeit und trinke eine Schale Milch.«

»Es ist süß, vom Tagewerk zu ruhen« — versetzte der Sohn — »wenn die Gnade Gottes so reich der

Hände Fleiß segnet. Seit vielen Jahren haben die Saaten nicht so schön gekeimt, der Weinstock treibt kräftiger als je, die Palme ist mit Blüthen bedeckt, der Oelbaum kann die heranwachsenden Früchte nicht alle tragen, Wiese und Flur prangt in herrlichem Gedeihen. Es wird eine reichliche Aernte geben.«

»Gott sey Lob und Preis für diesen Segen! Wo ist aber die Schnitterin, die den reifen Waizen mähet und das schimmernde Mehl zum Brode knetet? Sohn, siehe deine Mutter, sie wird immer betagter und kraftloser, nur noch mit Mühe kann sie die Hütte verlassen und verlangt täglich mehr nach einer Gehülfin, nach einer Tochter. Warum zögerst du so lange, dir unter den Jungfrauen des Landes eine Gefährtin zu suchen, daß sie die Arbeit deiner Mutter erleichtere, und uns Allen eine freundliche Genossin werde?«

»Wer da freit, thut wohl, wer aber nicht freit, thut besser« versetzte der Sohn. — »Längst habe ich mich mit Leib und Seele Gott verlobt, und würde einen himmelschreienden Frevel begehen, wollte ich mein Herz einem irdischen Wesen schenken, und dem ewigen treulos werden.«

»Wie, entartetes Kind, du wolltest unserm mühsam errungenen Besitzthume den rechtmäßigen Erben entziehen? Du wolltest deinen eigenen Stamm verderben lassen, dessen Erhaltung auch der elendesten Creatur wünschenswerth ist?«

»Mein Sohn, gedenke, daß du Vater und Mutter ehrest, damit du lang lebest auf Erden!« — schluchzte die Mutter, und rang die abgemagerten Hände.

»Wer Vater und Mutter mehr liebt, als Christum, ist Seiner nicht werth!« — rief der Sohn mit Entschlossenheit.

»Sieh unsere grauen Haare und hier diese arme Hütte!« — jammerte der Vater. — »Du bist von Gott und Natur zur Stütze unsers Alters bestimmt! Wer soll uns ernähren, wenn du uns verläßt, wer soll uns vom Hungertode erretten, wenn du unsere Felder brach liegen lassest?«

»Was soll mir die Welt mit ihren Eitelkeiten, ich kenne nur die Sorge für das Heil meiner Seele, und wenn der Schöpfer ruft, muß das Geschöpf folgen. Deßhalb sagt auch Christus, der Herr: »»Ich werde den Sohn mit dem Vater, die Mutter mit der Tochter entzweien.«« Lange habe ich gekämpft mit dem Geiste dieser Welt und manche schwere Stunde ist an mir vorübergegangen, jetzt aber steht mein Entschluß fest, und weder Liebe und Dankbarkeit, noch Drohung und Gewalt soll mich an seiner Ausführung hindern. Ihr Kleingläubigen, warum sorget ihr ängstlich und sprecht: »»was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden? Wohnt nicht über euch der himmlische Vater, der die Haare eurer Häupter gezählet hat, ohne dessen Willen kein Sperling von dem Dache fällt?«« Laßt uns zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen und alles Uebrige wird uns beigegeben werden.«

Mit diesen Worten ging er in die Hütte, nachdem er schon früher im Feuer der Rede sich erhoben hatte. Die Alten blieben aber noch lange händeringend sitzen, bejammerten ihr Elend und beweinten die vermeintliche Verblendung des Sohnes, dessen Gottesbegeisterung sie nicht zu fassen vermochten.

## II.

Schon waren die Saaten gelb geworden und die Aehren sengten das schwere Haupt tief zur Erde. Die

Aernte stand vor der Thüre und Alles sah diesem Feste mit dankbarer Freude entgegen. Nur in dem Hause des alten Malchus blieb Alles stumm und traurig. Es war herzzerreißend, den Kummer des alten Elternpaares zu sehen, der seit jenem Abende den Schlaf von ihren Augen scheuchte. Tag und Nacht weinte die Mutter, rang verzweifelnd die Hände und bestürmte den Sohn mit Bitten und Vorwürfen, mit Beschwörungen und Verwünschungen. Zwar blieb der Vater ruhig; keine Klage, keine Thräne gab Kunde von dem, was in seinem Innern vorging, aber er fiel von Tag zu Tag mehr ab, und wankte sichtlich dem Grabe zu. Am meisten litt der junge Malchus. Er liebte seine Eltern nächst Gott über Alles und hätte freudig Gut und Blut für sie hingegeben. Wenn er auch nie gehofft hatte, daß sie sich über seinen frommen Entschluß freuen würden, so glaubte er doch, sie würden sich bald in denselben ergeben und über die Ausführung eines gottgefälligen Werkes nicht murren; hätte er geahnet, daß sein Gelübde den Eltern Gesundheit und Frieden rauben würde, er hätte es nimmermehr gethan. Auch hatte er gemeint, wenn er nur erst den Entschluß mit der nöthigen Festigkeit und Bestimmtheit vorgetragen hätte, würden sie sich desto leichter und schneller in das Unabänderliche fügen. Es war aber nicht also gekommen; darum machte er sich jetzt um so bitterer Vorwürfe über seine harten Worte, jemehr er sah, wie schwer sie den greisen Eltern auf's Herz fielen. Tausendmal wankte sein Entschluß und oft war er nahe daran, den Wunsch der Eltern zu erfüllen. Aber dann tauchte das Gelübde, so er Gott gethan, mit Flammenzügen in seiner Seele auf und eine warnende Stimme rief ihm zu, sich nicht durch das Zeit-

liche Fekten zu lassen und an Gott meineidig zu werden. So bestand er manchen schweren Kampf, aber dabei erlosch die Gluth seiner Augen, die sanfte Röthe seiner Wange erstarb; er war vor der Zeit gealtert. Das Blöcken der Heerde erfreute ihn nicht mehr, die blühende Natur weckte jetzt keine Preisgesänge auf Gott in seinem Herzen mehr, er war in ein dumpfes Dahinbrüten verfallen; die Harmonie seiner Seele war zerstört. Aber siegreich ging er aus dem Kampfe hervor, und sein Entschluß gestaltete sich nur noch fester durch die Verwünschungen und Vorwürfe der Mutter, die sogar in der Verzweiflung ihres Herzens oft mit der göttlichen Vorsehung grollte. Während sein Herz durch den schweigsamen Gram des Vaters ergriffen und zermalmt wurde, verschloß es sich wieder hartnäckig bei den Schmähungen der Mutter. Ja, ihre Drohungen und Verwünschungen bewogen ihn endlich, die Ausführung seines Planes zu beschleunigen, und die Heimath ganz und gar zu verlassen, um den qualvollen Verhältnissen zu entgehen, und nicht täglich hören zu müssen, wie der Himmel angefleht wurde, er möchte des Sohnes Sinn zu einem andern Entschluß, zum Meineid lenken!

Das Aerntefest war jetzt vorüber. Die Tennen bogen sich unter den reichen Schätzen, die Scheunen konnten die Menge der Garben nicht fassen. Schon wehten die Herbstlüfte leiserauschend über die Stoppeln, und der emsige Landmann war wieder bemüht, mit der scharfen Pflugschar die Erde aufzureissen, um das keimende Saamenkorn ihrem Schooße anzuvertrauen, als der junge Malchus eines Abends vor die Eltern trat und bescheidentlich also sprach: »Zürnet mir nicht, wenn ich komme, Euer Herz mit trauriger Botschaft zu betrü-

ben. Die Zeit ist gekommen, wo ich mein Gelübde dem Herrn bezahlen soll. Ich habe meinen Augen keinen Schlaf, meinen Gliedern keine Ruhe gegönnt, damit mein Thun Euch wohlgefällig sey, und mein Fleiß Euch der Sorge für die nächste Zukunft überhebe. Schon sind die Saatfelder bestellt; die Arbeit für die nächste Monate ist gethan, ruhig dürft Ihr der Aernte des künftigen Jahres entgegensehen. Auch habe ich einen meiner Gespielen zu Euerm Knechte gedungen, dessen Wandel schlicht und recht ist. Er wird Euch nicht durch schnöde Trägheit betrüben, und Euch nicht durch harte Worte erinnern, daß Ihr einen Sohn verloren. Und nun haltet mich nicht länger zurück, mein Gelübde zu erfüllen, damit mich nicht Gottes Zorn ereile, wie einst den fahrlässigen Propheten Jonas. Brecht mein Herz nicht durch herbe Reden, erweichet es nicht durch Bitten und Thränen; gebt vielmehr Euern Segen dem Sohne, der jetzt für diese Erde abstirbt, um dadurch die Freuden des ewigen Lebens zu gewinnen.«

»O mein Sohn, verlaß uns nicht!« — stammelte der Vater; die Mutter konnte vor unsäglichem Jammer kein Wort vorbringen.

»Vater, Mutter! zerknirscht mein Herz nicht noch mehr; meine Seele ist betrübt bis zum Tode. Ihr seyd ja nicht verlassen, Tag und Nacht bete ich für Euch, und Er, der die Lilien des Feldes kleidet und die Vögel des Himmels speist, Er wird stets väterlich für Euch sorgen. Murret nicht, wenn Er Eure Herzen durch Noth und Trübsal, wie das Gold durch das Feuer, läutert, damit Ihr eingehen möget zur ewigen Seligkeit. Groß ist Gott und unerforschlich Sein Rathschluß; Ihm laßt uns vertrauen, Er wird Alles zum Besten wenden. Darum haltet mich nicht ab von mei-

nem Entschlusse, stärkt mich vielmehr zum schweren Unternehmen durch Euren Segen.«

Der Vater legte mit einem tiefen Seufzer die zitternde Hand auf das Haupt seines Sohnes, der vor ihm niedergekniet war. Sein Auge hob sich betend zum Himmel, seine Lippen bebten, aber kein Wort mochte sich ihnen entringen. Endlich schien sich der Schmerz in seinen Zügen zu mildern, das Antlitz verklärte sich. Mit frommer Erhebung sprach er »Amen« und küßte sanft weinend den Sohn auf die Stirn. Dieser wandte sich hierauf zur Mutter, die, keines Wortes, keines Gedankens mächtig, bewußtlos zusammengesunken war, mit kindlicher Inbrunst küßte er ihr die Hände, erhob sich dann, von Schmerz und Wehmuth überwältigt, und wankte gesenkten Hauptes nach der Hütte, um zum Letztenmale unter ihrem schirmenden Dache zu ruhen.

Die Morgenröthe hatte kaum die rosigten Wimper aufgeschlagen, um die schlummernde Erde zu begrüßen, als der junge Malchus das dürftige Lager verließ, auf dem er die Nacht schlaflos zugebracht hatte. Er schürzte das leichte Gewand mit dem Gürtel, ergriff den Hirtenstab und schickte sich an, Vater und Mutter, Haus und Hof zu verlassen, um seinem göttlichen Heilande nachzufolgen. Aber wie schlug sein Herz, als er sich mit leisem Tritte noch einmal dem Lager der greisen Eltern näherte, um sie zum Letztenmale zu sehen und auf ewig von ihnen Abschied zu nehmen. Da lagen sie, die thränenschweren Augen jetzt erst vom wohlthätigen Schlummer geschlossen, die ehrwürdigen Züge entstellt von Kummer und Gram. Und wie mußte ihnen erst seyn, wenn sie erwachten, als kinderlose Eltern erwachten, in ihrem hohen Alter beraubt der Stütze, der liebenden Sorgfalt des Sohnes! — Seine Brust

krämpfte sich zusammen, ein Thränenstrom stürzte über seine Wangen, ihm war, als müsse das Herz brechen. Doch sein hoher Entschluß verlieh ihm Kraft und Stärke; er warf sich vor dem Bette nieder, schickte ein brünstiges Gebet für die Theuren zum Himmel, drückte ihnen einen leisen Kuß auf die bleichen Lippen und verließ schwankenden Schrittes auf ewig die heimathliche Hütte.

## III.

Zu der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, waren die Römer in einen langwierigen Krieg mit den Persern verwickelt, welche häufige Einfälle in die Provinzen machten und nach und nach die letzten Kräfte des bereits dahingemordeten Kaiserreiches aufrieben. Gewöhnlich war Syrien, die reichste römische Provinz und dem Feinde am nächsten gelegen, der Schauplatz des verderblichen Krieges. Erst vor kurzem hatten sie wieder einen Einfall gewagt, einzelne Horden durchzogen noch immer plündernd und mordend das Land, und machten die Wege unsicher. Der junge Malchus hatte von der Heiligkeit so vieler Klöster im Morgenlande gehört, und weil er wünschte, in ein solches aufgenommen zu werden, die Richtung nach dorthin eingeschlagen; aber dieser Weg war gerade der unsicherste, bei jedem Schritt traf sein Auge auf Gräuel der Verwüstung, und Jedermann rieth ihm umzukehren, wenn er nicht dem gewissen Tode oder der Gefangenschaft entgegengehen wolle. Anfangs rief ihm zwar eine innere Stimme zu, sich durch nichts von seinem frommen Entschlusse abhalten zu lassen, und wenn es seyn müßte, um Jesu Christi willen Märtyrer zu werden. Aber bald sah er das Unstatthafte dieses Vorsatzes ein; es

gab ja noch so viele andere fromme Klöster, in denen er Gott dienen konnte, ohne sein Leben daran setzen zu müssen, das er vielleicht bei einem wichtigeren Vorfalle zum Preise Gottes dahin geben durfte. Er verließ daher die Straße und schlug die südwestliche Richtung ein, um auf unbesuchten Pfaden nach der steinigten Wüste von Chalois, welche zwischen Imma und Essa liegt, zu gelangen, wo er eine Zufluchtsstätte zu finden hoffte. Glücklich erreichte er die Wüste, und unerschrockenen Herzens betrat er die unendlichen grauenvollen Wildnisse, die von Menschen scheu geflohen, nur von den Ungeheuern der heißen Zone, von Löwen, Tigern und gräulichen Schlangen, bewohnt wurden. Aber ein weit gräßlicherer Feind, als die Perser, denen er nun entgangen, erwartete ihn hier. Entblößt von dem Nothdürftigsten, hatte er die Heimath verlassen; um Gotteslohn zu gewinnen, wollte er sein Brod von der Mildthätigkeit der Menschen erflehen. Aber bald erkannte er die Gefahr, in die er sich dadurch gestürzt hatte. Nirgends eine Hütte, nirgends die Spur eines menschlichen Wesens; so weit sein Auge reichte, ungeheure, himmelanstrebende Felsenmassen, wildes, dornigtes Gestripp, und dürre, endlose Sandflächen. In der ersten Zeit fehlte es nicht an frischen Quellen und Waldfrüchten, womit er Durst und Hunger stillen konnte; je tiefer er aber in die Wüste drang, desto seltener wurden die Quellen, desto ärmlicher die Vegetation; dagegen brannte die Sonne immer heisser, der Sand wurde immer glühender, und oft brach der arme Wanderer vor Ermattung zusammen. Zugleich umgaben ihn die Schrecken der Wüste immer grauenvoller und gestatteten ihm nicht, dem erschöpften Körper auch nur die Ruhe einer Nacht zu gönnen, denn beinahe

zu jeder Stunde umschwärmten ihn grimmige Hyänen, die Wälder wiederhallten von dem Gebrülle der Löwen und dem schauerlichen Geheule der Schakale. Malchus Herz verzagte, aber seine Seele hob sich voll hohen Vertrauens empor zu dem Herrn der Heerschaaren, der den frommen Daniel aus der Löwengrube und den Propheten Jonas aus dem Bauche des Wallfisches errettete. Mitten in der wilden Einöde, von den Dornen und Disteln bewachsen, und vom giftigen Sirokko durchzogen, traf er oft plötzlich, wenn er schon ganz an seiner Rettung verzagte, eine grünende Oase, mit zarten Kräutern bewachsen und von rieselnder Quelle durchströmt, die seine lechzenden Lippen erquickte und zur neuen Wanderung stärkte. Jetzt hatte er aber schon seit zwei Tagen keinen solchen Punkt mehr erreicht, selbst Dorn und Distel wollten in dieser schrecklichen Wüste nicht mehr gedeihen. Furchtbare Felsen und unübersehbares Sandmeer, in dem der Fuß des Wanderers versank, war das Einzige im ganzen Umkreise. Die Lippen, die noch immer Psalmen zum Preise Gottes gesungen hatten, verstummten, die Kniee brachen ineinander; unfähig, einen Schritt weiter zu thun, sank Malchus auf einen Felsen, der von der Sonnenhitze glühend geworden war. Seine Augen schlossen sich; er wollte noch ein Gebet sprechen, aber schon schwanden seine Gedanken in ein wirres Chaos; noch einmal tauchte das Bild der flehenden Eltern dunkel vor ihm auf; dann ward es Nacht in seiner Seele und auf schwarze Gefieder nahte sich der schweigende Engel des Todes.

Plötzlich klang ein durchdringender, wiederholter Schrei an sein Ohr und schreckte ihn nochmals zum Bewußtseyn zurück, obgleich er nicht im Stande war,

die Augen aufzuschlagen. Ein schnaubendes Thier drängte sich dicht an ihn und eine trockene Zunge beleckte seine Hand. Mit der letzten Kraftanstrengung will er das Ungethüm von sich scheuchen, aber, sein Arm ist wie von unsichtbaren Banden gefesselt. Immer gieriger dringt die heulende Bestie auf ihn ein, jetzt war sie an ihm emporgesprungen und ihre Schnauze lag auf seinem Gesichte. Zum Zweitenmale schwand das Bewußtseyn und die Schauder des Todes durchrieselten sein Gebein.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er um Stirne und Schläfe erquickende Kühle, und seine trockenen Lippen benetzt von stärkendem Tranke. Er schlug die Augen auf, und vor ihm stand ein freundlicher Jüngling mit wallenden Locken, die Glieder in leuchtendes Erz gehüllt. Er glaubte, der Erzengel Michael habe ihn an den Pforten des Todes empfangen, um ihn in die stralenden Himmelshallen einzuführen, als die Stimme des Retters ermunternd an sein Ohr klang: »Freund, fasse Muth und trinke aus diesem Schlauche, Deine Ohnmacht wird bald vorüber seyn!«

»Mensch, oder Engel, wer Du immer seyst, habe Dank für die Erquickung, die Du dem Sterbenden reichst!« — lispelte Malchus, während seine Lebensgeister zusehends zurückkehrten.

»So, nun noch diesen Trunk, und hier diesen eingetauchten Bissen, mit dem Sterben kann es noch einige Zeit anstehen.«

Malchus war jetzt zum vollen Bewußtseyn erwacht. Klaren Blickes betrachtete er den Krieger, der mit wohlwollender Emsigkeit um ihn beschäftigt war und ihm noch immer Brod, in Essig getaucht, reichte. Es war ein schöner, kräftiger Mann in der Blüthe

des Lebens; die dunkel gebräunte Wange und die nervigte Faust zeugten, daß er unter mannigfachen Mühseligkeiten aufgewachsen war. Zu seinen Füssen ruhte ein großer, zottiger Hund, und nicht weit davon weidete ein mächtiger Rappe die dünnen Gräser ab, die zwischen dem Sande hervortauchten.

»Womit soll ich Dir danken, edler Mann, der Du mich vom Verderben gerettet, und Deinen letzten Bissen mit mir theilest?« — rief Malchus mit dankbarer Rührung, und wies Speise und Trank zurück, die ihm der wohlwollende Spender noch immer reichen wollte.

»Dank es diesem Hunde hier, der Deine Spur auffand, und mich durch sein Bellen hieher lockte.«

»Ich danke Dir, als dem Werkzeuge des allmächtigen Gottes, der die Haare auf unsern Häuptern gezählet hat« — versetzte Malchus mit Nachdruck. — »Ich preise den allgütigen Vater im Himmel, der die Sonne Seiner Barmherzigkeit selbst über den Unwürdigsten scheinen läßt, und flehe zu Seiner unendlichen Allmacht, daß Er Dir nach den Worten des heiligen Evangeliums die ewige Seligkeit verleihe, weil Du den Hungrigen gespeist und den Sterbenden gestärkt hast.«

»Das magst Du halten, wie Du willst; mir gleichviel; mein Hund bleibt deßwegen doch eine Hauptperson bei der Geschichte.«

»Möge der Herr Dich nach Deinen Werken und nicht nach Deinen Worten richten, möge Er Deinen Frevelmuth nicht durch einen schnellen Tod strafen und Deine Seele abrufen, bevor sie zur Erkenntniß gelangt.«

»Damit kann es allerdings noch Zeit haben« —

meinte der Kriegsmann lächelnd. — »Uebrigens habe ich mit meinem guten Schwerte dem Tode schon manchen Preis abgerungen, und gedenke es auch in Zukunft also zu halten. Bleibt er am Ende Sieger, so hat es nichts zu sagen, er wird mich glimpflich behandeln, ich habe ihm schon manchen Vorschub geleistet.«

»Niemand poche auf seine Stärke, denn Niemand kann sein Leben auch nur um eine Spanne verlängern!« — rief Malchus mahnend. — »Wir alle sind Kinder der Barmherzigkeit Gottes, und nur in unserem Vertrauen auf sie beruhet unsere Stärke!«

Laß das gut seyn! Du bauest auf Dein Gebet, ich auf mein Schwert. Und nun sage an, wohin gedenkst Du zu ziehen?

»Ich wollte jenseits der Wüste irgend ein frommes Kloster suchen, wo ich ungehindert von den feindlichen Horden der Heiden, mein Leben dem Dienste Gottes weihen könnte.«

»Das Ende der Wüste magst Du noch in sechs Tagereisen nicht erreichen, und, unkundig des Weges, dürftest Du sogar in noch einmal so viel Zeit nicht dahin gelangen. Zwar liegt eine halbe Tagreise von hier ein Kloster auf einer großen Oase; es ist aber mitten in der gräßlichen Wüste, getrennt von der Welt und von den Menschen, ein so trauriger Aufenthalt, daß sich selbst die Todten weigern würden, dort zu ruhen.«

»Je größer die Abgeschiedenheit, desto erwünschter soll sie mir seyn; denn dann werden keine Eitelkeiten der Welt mich von meinem Berufe abziehen; ganz kann ich mein Herz dem Göttlichen weihen, zu dem mich jede Regung meiner Seele zieht. Ich bitte Dich deßhalb inständigst, Du wollest mich dahin geleiten.«

»Es ist zwar traurig, mit lebendigem Leibe in's

Grab zu steigen, und obgleich ich nie in der Schlacht zitterte, würde ich doch vor solchem Schritte zurückschaudern. Aber immerhin ist es besser, unter den Todten zu leben, als in der Wüste zu verdorren. So schwinge Dich denn hinter mich auf's Roß, und halte Dich an meinem Gürtel fest.«

Malchus that, wie ihm befohlen, und bald flog der Hengst so behende über die brennende Sandsteppe dahin, als fühle er nichts von der doppelten Last.

## IV.

In wenigen Stunden hatten die Reisenden eine bedeutende Strecke zurückgelegt und schon erblickten sie das freundliche Grün der Oase und darauf ein kleines Kloster, dessen Aeußeres von der Dürftigkeit der Wüste nur wenig abstach.

»Siehst Du das graue Nest mit seinen engen Luftlöchern? Ist es um ein Haar besser, als ein Gefängniß?« fragte der Krieger.

»Ich werde mich glücklich schätzen, dort aufgenommen zu werden; war doch die Hütte, in welcher Christus, der Herr, lebte, gewiß noch weit dürftiger.«

»Mag seyn, in keinem Falle war sie so öde und abgelegen. Doch Du findest einmal Geschmack an solchen Eulennestern, und wirst ihn glücklicherweise öfter befriedigen können, als ich meinen Geschmack an Schlössern und Pallästen.«

Unter ähnlichen Gesprächen hatten sie bald darauf die Oase erreicht, der Krieger schwang sich aus dem Sattel und leistete seinem Gefährten hülfreiche Hand, den der scharfe Ritt mehr, als die frühern Fußwanderungen, angegriffen hatte.

»Wir sind nun zur Stelle« — sprach er. — »Mit

Deinen frommen Gesinnungen wirst Du wahrscheinlich bei dem heiligen Abte bessere Aufnahme finden, wenn Du allein kommst, als wenn Du Dich von mir einführen ließest. Ich sage Dir daher Lebewohl, und werde, so bald ich mein Roß dort an der Quelle getränkt und meine Schläuche wieder gefüllt, die Reise weitersetzen.«

»Ich lasse Dich nicht« — rief Malchus, von Dank durchglüht — »bevor Du mir Deinen Namen genannt, damit ich den edlen Retter meines Lebens zu jeder Stunde in das Gebet einschließen kann.«

»Daran wirst Du wohl thun, ich habe ohnedieß nicht viele Zeit zum Beten und Stellenweise für derlei Dinge ein sehr kurzes Gedächtniß. Ich sehe aber nicht ab, was dabei mein Name thun soll. Unser Herrgott kennt mich ja doch, und vielleicht bin ich auch gar nicht übel bei ihm angeschrieben, denn ich habe mein Eisen zu Seiner Ehre schon in manches Heiden Leib herumgedreht.«

»Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch verfolgen!« — rief Malchus voll innern Abscheus.

»Freund, dabei möchte ich mich sehr schlecht stehen!« — rief der Krieger lachend. — »Ich bin Centurio bei der vierten Legion in Antiochien, das Schlachten ist mein Handwerk. Würde man Dir und Deinesgleichen nicht mitten im Gebet die Haut über den Kopf ziehen, wenn es keine Leute meines Schlags gäbe, die euch schützen und den verfluchten Heiden Gleiches mit Gleichem vergelten? Mit Lebensgefahr habe ich eben wieder die Wüste durchzogen, um zu sehen, ob die Feinde an der Grenze keinen Einfall beabsichtigten. Freilich kenne ich die Sandsteppen seit meiner Kindheit her, es bleibt aber noch immer Gefahr ge-

nug für einen Einzelnen dabei, um sich durch solches Wagniß Gotteslohn zu erwerben. Und da Du nun einmal so viel weißt, magst Du auch noch erfahren, daß ich Marcus Lentulus heiße, zubenannt Mortifer; weil ich mit dem, was mir vor die Klinge kommt, gewöhnlich kurz angebunden bin. Vielleicht werde ich bald wieder ausgesendet, um zu spähen, ob die Wüste nicht durch Gesindel unsicher gemacht, oder Syrien mit einem Ueberfall von hier aus bedroht wird, dann will ich hier einsprechen, um zu sehen, wie Dir das Klosterleben in der Wüste behagt.«

Mit diesen Worten wandte er das Roß, und leitete es nach der nahen Quelle. — Malchus trat in das Kloster, und ward auf Verlangen sogleich vor den Abt, einem alten, ehrwürdigen Mann gebracht, dem er sein Anliegen demüthig und bescheidentlich vortrug.

»Dein Entschluß ist sehr lobenswürdig,« erwiederte der Abt, »und gereicht dir zum absonderlichen Heile, weil du ihn in der Blüthe der Jugend gefaßt, wo man die Welt lieber genießt, als flieht. Sicherlich hast du aber nicht bedacht, welch schauerlicher Aufenthalt ein Kloster mitten in der lautlosen, nur von Ungeheuern bewohnten, Wüste ist; auch kennst du die Strenge unserer Kasteiungen nicht, die für dich noch unerträglicher als die traurigen Umgebungen seyn würden. Deßhalb kehre lieber um, suche dir ein freundlicheres Kloster mit milderen Regeln, bis du deine Jugend abgelegt, und dich durch Gebet und Enthaltsamkeit gehörig vorbereitet hast, auch in einer Wüste, unter Arbeit, Fasten und Geißlung, deinem Erlöser mit freudigem Herzen Lobgesänge darzubringen.«

»Längst habe ich mich geprüft« — versetzte Malchus dem heiligen Manne. — »All mein Sinnen, all

meine Gedanken streben seit der Kindheit nur dahin: Gott, meinem Herrn, mit allen meinen Kräften, früh und spät zu dienen, und der Welt völlig zu entsagen, damit mich nichts von meinem Berufe abziehen möge. Freilich hatte ich nicht daran gedacht, in eine Wüste zu fliehen, und mich sogar von der Natur loszureissen, aber seit wenigen Stunden habe ich auch hiezu den festen Entschluß gefaßt. Hier war es, wo Gott mich auf wunderbare Weise vom Verderben errettet, und mir Hülfe sandte, als der Tod schon seine Hand nach mir ausgestreckt. Hier will ich nun auch bleiben und Gottes Barmherzigkeit ohne Unterlaß bis an meine letzte Stunde loben und preisen.«

»Noch weißt du nicht, was du verlangst, deßhalb darf ich auch deinem Wunsche nicht willfahren. Doch sey dir gestattet, ein Jahr lang hier zu verweilen, und an unseren Kasteiungen, Andachtsübungen und Arbeiten Theil zu nehmen, so viel dir beliebt. Fühlst du dich dann noch stark genug, deinen Entschluß auszuführen, und dein Leben in dieser Einöde zuzubringen, so werden wir gerne dich als unsern Bruder aufnehmen. Willst du aber in's Leben zurücktreten, oder dich einer minder strengen Regel unterwerfen, so magst du frei und ungehindert ziehen, wohin es dir beliebt.«

Wer war glücklicher, als der für den göttlichen Dienst so hoch begeisterte Malchus, der jetzt seinen heissesten Wunsch, das einzige Streben seines Lebens erreicht hatte. In dankbarer Rührung küßte er dem ehrwürdigen Abte die Hand, und gelobte, sich freudigen Herzens allen Vorschriften und Bußübungen zu unterwerfen. — Und er hielt Wort. Unermüdlich in Gebet und Arbeit, wie kein Anderer, lag er seinem Berufe Tag und Nacht ob, und kasteiete sich so häu-

sig, daß oft der Abt seinem frommen Eifer Einhalt thun mußte. An Demuth und Gehorsam übertraf er alle übrigen Mönche, und manchem unter ihnen ward er als ermunterndes Beispiel vorgestellt. Freilich bleichten dabei die Rosen seiner Wangen immer mehr, er nahm zusehends ab und sein Körper wurde so sehr geschwächt, daß er oft den Uebungen unterlag; aber dennoch blieb er seiner Lebensweise treu. Er betete und fastete am fleißigsten, und war dabei stets mit Feld- und Handarbeiten beschäftigt. Kam zuweilen eine Karavane, so war er unermüdlich in der Pflege der Pilger und erwarb sich dadurch manchen Gotteslohn. — So konnte es nicht fehlen, daß der Abt, als das Jahr zu Ende war, den frommen Novizen mit Thränen der Rührung unter die Zahl der Brüder aufnahm, nachdem dieser nochmals demüthig darum gefleht hatte. Die Pilger der ersten Karavane, welche nach Antiochien zog und in dem Kloster einsprach, bat er dringend, seinen Eltern die Nachricht zu bringen, daß er nun für immer in einem Kloster der nahen Wüste als Bruder aufgenommen sey und ihnen alles Wohlergehen wünsche, weßhalb er auch täglich zu Gott flehe. — Nachdem er so den letzten Abschied von der Welt genommen, lebte er, ganz dem Gebet und der Arbeit hingegeben, unter der Anleitung des heiligen Abtes fromm und harmlos, und fuhr fort, durch Fasten, Nachtwachen und strenge Bußen seinen jungen Leib zu kasteien, Gott unaufhörlich zu loben und zu preisen, und für Freunde und Feinde um Barmherzigkeit zu flehen.

## V.

Es war unterdessen eine Reihe von Jahren verflossen, Malchus beharrte noch immer in seinem gott-

gefälligen Wandel, war durch seine Frömmigkeit und Demuth im Kloster wohl angesehen und besonders geliebt von dem Abte. Außer den wenigen Karavanen, die zuweilen hier einsprachen und erzählten, wie der verderbliche Krieg mit den Persern noch immer fortwähre und die schönsten Provinzen verwüste, war Malchus von aller Berührung mit der Aussenwelt getrennt; selbst von seinem edelmüthigen Retter hatte er nichts mehr erfahren, obgleich er versprochen hatte, von Zeit zu Zeit hieher zu kommen.

Plötzlich wurde aber der ruhige Kreislauf von Jahren und Monden, die dem jungen Mönche unter Gebet und Arbeit unbemerkt dahinschwanden, durch die erschütternde Botschaft eines Pilgers unterbrochen, daß sein Vater, von Altersschwäche und Kummer niedergedrückt, gestorben sey. Wer beschreibt den Schmerz, der Malchus Seele bei dieser Nachricht ergriff! Wie kummervoll tauchte das Bild der greisen Mutter vor ihm auf, die jetzt, des Gatten und Sohnes beraubt, in einem von unmenschlichen Feinden durchschwärmten Lande verlassen lebte, und Niemanden hatte, der ihren wankenden Fuß stützte, sie durch freundliche Rede erheiterte, und das kleine Feld bebaute, damit sie nicht in Kummer und Elend verschmachte! Ein furchtbarer Kampf erhob sich in seinem Innern. Er hatte sein ganzes Daseyn dem Dienste Gottes geweiht, und jetzt mahnte die Stimme der Kindespflicht so dringlich, daß selbst das abgehärtetste Gemüth nicht widerstanden hätte. Sollte er die arme, alte Mutter verkümmern lassen, die ihn stets mehr als ihren Augapfel geliebt hatte? Sollte er die vor Gram in die Grube fahren lassen, die seine Jugend mit so vielen Freuden geschmückt hatte? War er nicht von Gott und Natur

zu ihrem Schutze, zu ihrem Stab bestimmt, und jetzt, wo es galt, die größte Schuld abzuzahlen, sollte er jetzt ferne von ihr weilen, um sich der Pflege fremder Menschen zu weihen? Nimmermehr! — Aber er hatte sich ja dem Dienste Dessen ergeben, der ihn geliebt, ehe er noch war, durch den er lebte und athmete, der für seiner Seele Heil selbst den eingebornen Sohn hingab; der da selbst verlangte, daß man Vater und Mutter verlassen solle, um Ihm nachzufolgen? Sollte er seinem Gott — seinem Schwur untreu werden? — Unter solchen Zweifeln durchlebte er viele kummervolle Tage, durchwachte er noch qualvollere Nächte! Seine Seele kämpfte einen schweren Kampf, der die Ruhe seines Herzens, das freudige Vertrauen auf Gott zu vernichten drohte. Aber endlich drang die Stimme der Natur durch! Er entschloß sich, zu seiner Mutter zu eilen, ihr Stütze und Trost zu werden, und in das Kloster zurückzukehren, sobald sie dem Tode ihre Schuld bezahlt hatte. Er könnte ja auch außerhalb der Ringmauern des Klosters Gott dienen und durch Frömmigkeit und gute Werke ihm wohlgefällig werden. Und wenn er der Mutter seine thätige Liebe bewies, handelte er da nicht nach den Worten des Evangeliums, das da spricht: »Wie mögt ihr Gott lieben, den ihr nicht sehet, wenn ihr die nicht liebt, die ihr sehet?« So sprach er bei sich selbst.

Sobald er seinen Entschluß reiflich geprüft und in seinem von Eitelkeit der Welt noch befangenen Sinn für gerecht befunden hatte, trat er vor den ehrwürdigen, in Einsicht und Erfahrung ergrauten Abt, stellte ihm die traurige Lage seiner alten Mutter vor, und bat inständigst um Erlaubniß, das Kloster verlassen zu dürfen, ihre Wittwenschaft zu trösten und bis an das En-

de ihrer Tage ein dankbarer Sohn zu seyn. Der heilige Abt traute seinen Sinnen kaum, als er solche übel berathene Worte aus dem Munde des frömmsten der Brüder hörte, bei welchem er sich dessen gerade zuletzt versehen hätte.

»Wie?« — rief er in frommem Eifer — »du wolltest um der Menschen willen Gott verlassen, du wolltest deinen Schwur brechen und Christo den Dienst aufsagen, um dem Staube zu dienen? Nein, mein Sohn, so Arges kann dir nicht in den Sinn kommen. Du warst bisher ein fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, du wanktest auf deinem Pfade weder zur Rechten, noch zur Linken, du kannst nicht mit Einemmale so tief sinken!«

»Mein Entschluß ist nach reiflicher Ueberlegung gefaßt« — sprach Malchus bescheiden, aber fest — »nichts soll mich von der Ausführung zurückhalten!«

»Also ist es ein überdachter Plan?« — rief der Abt erglühend — »du wolltest den Elenden gleich seyn, die nicht kalt, nicht warm, von dem Herrn als Laue ausgespieen werden? Du wolltest noch hinter dich sehen, nachdem du die Hand an den Pflug gelegt hast? O mein Sohn, thue unserm Kloster nicht solche Schmach an, bleibe hier und diene deinem Gott schlicht und recht, wie du bisher gethan!«

»Mit tausend Stimmen ruft es mich zu meiner Mutter« — versetzte Malchus — »sie steht am Rande des Grabes! Sorgen muß ich, daß ihre letzten Tage kummerlos seyen, und sie ohne Thränen von dem Irdischen scheide, damit auch ich einst ruhig sterben kann.«

»Das sind Fallstricke des Bösen, unseres alten Widersachers!« — rief der Abt — »gedenke, mein Sohn, daß er sich nie in seiner wahren Gestalt zeigt, weil er

alsdann erkannt und geflohen würde. Stets hält er unter dem Deckmantel frommer und ehrsamer Dinge seine Listen und Schlingen verborgen, und betrügt dergestalt gerade die Weisesten und Besten. So hat er Adam und Eva durch das Versprechen der Gottähnlichkeit und der Erkenntniß des Guten und Bösen zur ersten Sünde gereizt; so hat er Saul verblendet, daß er um der Verdienstlichkeit eines großen Opfers willen ungehorsam wurde; so wollte er Christum, den Herrn, durch die heilsame Verwandlung der Steine in Brod, verführen — und so will er jetzt dich durch Kindesliebe in seine Netze ziehen! darum fliehe, derweilen es noch Zeit ist!«

»Steht es in der Macht des Bösen, sogar aus Kindesliebe, dem edelsten Gefühle des Menschen seine Netze zu weben, warum soll er nicht auch durch einen falschen Schein von Gottesfurcht bestricken können? Deßhalb laß mich der Stimme des Gewissens, das Gott selbst mir in die Brust gegeben, folgen. Es wird mich am wenigsten täuschen.«

Als der ehrwürdige Abt sah, daß seine liebreichen Worte keinen Eindruck auf den verblendeten Malchus machten, der Vernunft- und Religionsgründe durch Spitzfindigkeiten zu widerlegen strebte, warf er sich vor ihm auf die Kniee, und beschwor ihn bei dem Dreieinigen Gott, ihn und sein Kloster, das ihn so freundlich aufgenommen und so sorgsam erzogen hatte, nicht zu verlassen, und Leib und Seele nicht dem gewissen Verderben preis zu geben. Zugleich machte er ihn darauf aufmerksam, daß der Weg von Baria nach Edessa, den er nothwendig einschlagen müsse, noch unlängst durch einige Horden Perser unsicher geworden sey, die dort einfielen, und durch Morden und Plündern die Gegenden verheerten.

»Nun denn!« — rief Malchus — »wenn meine Reise mit so großen Gefahren verbunden ist, so gewinne ich vielleicht, sollte ich wirklich gefehlt haben, dadurch die Gnade Gottes wieder, daß ich von keinen Mühseligkeiten mich abhalten ließ, meine Pflicht als dankbarer Sohn zu erfüllen, und meiner betagten Mutter zu Hülfe zu eilen.«

»Wohlan, so gehe hin Abtrünniger!« — rief der Abt, und gerechter Zorn färbte seine Wangen — »gehe hin, du bist gleich dem schwankenden Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, du bist gleich dem verirrten Schafe, das freiwillig in den Rachen des Wolfes läuft.«

»Ich thue, was ich nicht lassen kann!« — versetzte Malchus, traurig über des Abtes Entrüstung. — »Möge der barmherzige Gott deßhalb nicht in's Gericht mit mir gehen, und möge mir von meinen Brüdern Verzeihung werden, wenn ich an ihnen sündigte, daß ich sie um Regungen des Herzens willen verließ!« — Mit diesen Worten entfernte er sich und traf Anstalten zu der Reise.

## VI.

Einige Tage später erschien eine Karavane vor dem Kloster, die nach Antiochien zog und hier kurze Zeit rasten wollte. Sie mochte etwa siebenzig Personen beiderlei Geschlechts jedes Alters und Standes zählen, und war von einigen Bewaffneten begleitet, um einem etwaigen Ueberfalle der Perser, die in häufigen Horden herumschwärmten, begegnen zu können. Malchus hatte schon früher abreisen wollen, war aber von dem Abte um der Unsicherheit der Wege willen ernstlich zurückgehalten worden. Die zahlreiche Karavane, der er

sich mit der Uebereinkunft anschloß, sich in allen vorkommenden Gefahren gegenseitig beizustehen, erschien ihm wie vom Himmel gesandt, weil jetzt der Abt keinen Grund mehr hatte, die Entlassung zu verweigern. Unter Thränen gab der heilige Mann seine Einwilligung, denn er liebte Malchus, seines frommen Wandels wegen, aufrichtig, und war bis in die tiefste Seele über dessen Verblendung betrübt. Noch einmal versuchte er, den Verstockten durch ernstliche Ermahnungen und liebevolle Bitten von seinem übeln Beginnen abzubringen, aber der Entschluß des Mönchs stand fest, nichts war vermögend, seinen harten Sinn zu beugen.

Des andern Morgens, als der Tag kaum zu grauen begann, rüstete sich die Karavane zum Aufbruch. Der ehrwürdige Abt hatte sich alsbald in Malchus Zelle eingefunden, um ihm die letzte Gunst zu erweisen, die menschliche Gerechtigkeit selbst dem zum Tode Verurtheilten angedeihen läßt, und ihn bis vor die Klosterpforte zu begleiten. Hier legte er die Hand segnend auf sein Haupt und entließ den einst so geliebten Zögling mit schwerem Herzen.

Wie ganz anders war diese Reise, als die frühere, wo Malchus verlassen, unkundig des Weges, ohne Lebensmittel und Führer, durch die endlose Wüste irrte? Jetzt zog er auf dem weichen Rücken des Kamehls beinahe im Fluge über die dürren Sandflächen hin; es war Ueberfluß an frischem Wasser und an Speisen; Frohsinn und Heiterkeit herrschten allenthalben in dem bunten Zuge, und Gesang und Musik erscholl weithin durch die schweigsame Einöde, theils als Ausdruck der Fröhlichkeit, theils, um die Lastthiere zum schnelleren Laufe aufzumuntern. Während der allzudrückenden Mittagshitze lagerte sich die Karavane unter wilden

Gesträuchen. Fleißig kreiste der Becher beim reichlichen Mahl, um labende Kühle zu spenden, und allgemein war die Freude über die baldige Ankunft in der Heimath nach so langer beschwerlicher Fahrt. Malchus, den das geräuschvolle, bewegliche Treiben betäubte, saß still und bescheiden in der Ferne. Bald eilte seine Seele wieder zurück in die stillen Mauern des harmlosen Klosters, bald strebte sie sehnsüchtig vorwärts, der Mutter entgegen und verlangte ungeduldig nach der Fortsetzung der Reise. Diese erfolgte erst in einigen Stunden, als die Mittagshitze sich etwas zu verlieren begann. Die Kamehle wurden jetzt zu größerer Eile angetrieben, weil man noch vor Einbruch der Nacht eine Oase oder ein Kloster zu erreichen wünschte. So waren mehrere Meilen zurückgelegt worden; schon kühlten leise Abendlüfte die Gluth der orientalischen Sonne, und ein Führer versicherte, daß man in kurzem eine Oase erreichen würde, die sich zum bequemen Nachtlager eigne, als ein Bewaffneter, der sich an der Spitze des Zuges befand, plötzlich stille hielt und nach einer leichten Staubwolke zeigte, die in weiter Ferne emporwirbelte. Betroffen blieb der Führer stehen und beobachtete mit ängstlicher, verlegener Miene die Bewegungen der Wolke.

»Um Gotteswillen, es werden doch keine Feinde seyn!« — schrie ein Weib neben dem Führer, und allgemeine Bestürzung verbreitete sich im Zuge.

»Beruhigt euch« — versetzte dieser — »es ist der Abendwind, der den Sand aufwühlt. Doch kann es nichts schaden, wenn wir uns fester zusammenziehen und die Waffen in Bereitschaft halten.«

Dieser Nachsatz war das Signal zu einem herzzerreissenden Geschrei, welches Weiber und Kinder zugleich

ausstießen. Heulend und wimmernd rangen sie die Hände und schrieen zu Gott um Schutz vor Entehrung und Gefangenschaft. Ja ihre erschreckte Einbildungskraft führte das Verderben schon so nahe vor ihre Augen, daß sie in Malchus drangen, ihre letzte Beichte zu hören und sie zum Tode vorzubereiten. Diesem Ansinnen widersetzten sich aber die Männer, die dafür hielten, daß ein solches Schauspiel nur geeignet wäre, den Muth niederzuschlagen, statt ihn zu erheben. Sie geboten den Weibern auf's strengste, ihrem ungeziemlichen Geheul Einhalt zu thun, und luden sie sammt und sonders auf einige Kamehle, die zum Kampfe am wenigsten taugten. Hierauf wurden die übrigen von Männern besetzten Kamehle in eine geschlossene Reihe gestellt und allenthalben Waffen vertheilt.

»Du sollst nicht tödten! spricht der Herr« — rief Malchus, und fuhr schaudernd vor den Waffen zurück, die man ihm reichen wollte. — »Ich zucke auf keinen Menschen das Schwert, und sey er auch ein Heide, er bleibt immer mein Bruder.«

»Nun, so setze dich auf den Hals des Thiers und übernimm seine Leitung« — rief der Anführer verächtlich, und warf ihm das Leitseil zu.

Es war jetzt kein Zweifel mehr, daß die Staubwolke von einer beträchtlichen Anzahl Perser herrührte, welche die Karavane schon längst beobachtet hatte, und sich jetzt langsam näherte. Sie waren halbnackt, nur mit Mänteln und Sandalen bekleidet; ihre Bewaffnung, in Bogen und Lanze bestehend, war mehr zum Beutemachen, als zum Morden, geeignet. Die Christen hatten Halt gemacht, und erwarteten in geschlossener Reihe und gut bewaffnet den Feind. Aber manche Wange entfärbte sich, manches Herz pochte ängstlicher, als

man die große, wohlberittene Anzahl kampfgeübter Feinde übersehen konnte. Auch der Beherzteste mußte sich gestehen, daß gegen solche Uebermacht die Karavane erliegen mußte.

»Keiner verlasse die Linie!« — rief der Anführer — »sobald der Feind durchbricht, sind wir verloren.«

Es hätte jedoch dieses Zurufs nicht bedurft; die Furcht hatte bereits Mann an Mann gedrängt, und mit Bangen ward den nächsten Minuten entgegengesehen, die beinahe unausbleiblich Tod oder Gefangenschaft bringen mußten. Nur Malchus war gefaßt, sein Herz schlug ruhig, keine Angst verzerrte seine Züge. Voll stiller Ergebung hatte er das Auge himmelwärts gerichtet, und eine sanfte Verklärung schwebte über seinem Antlitz. Er fürchtete sich nicht, die dunkle Brücke zu betreten, die nach dem Jenseits führt, nur die Sorge um die hülflose Mutter ließ ihn wünschen, unversehrt aus dem bevorstehenden Kampf zu gehen.

Die Perser rückten langsamer heran, als man vermuthet hatte. Sie bildeten zuerst einen weiten Kreis um die Karavane, und nahten sich hierauf vorsichtig dem Centrum, indem sie ihre Linien nach allen Richtungen immer enger zusammenzogen. Als sie aber ihre Opfer auf Schußweite erreicht hatten, brachen sie plötzlich aus ihrer Ruhe, und umschwärmten auf ihren leichten Rossen die Karavane in ungeheurer Schnelligkeit. Zugleich hüllten sie sich in dichte Staubwolken, indem sie den Sand aufwirbelten, und stellten sich so vor den Pfeilen sicher, denen sie zum Theil schon durch die Schnelligkeit ihrer Rosse entgingen. Bald überzeugte man sich noch mehr, daß es mehr auf Beute und Gefangene als auf Mord abgesehen war, denn die Perser hüteten sich, die Karavane ernstlich anzugreifen, sie

schossen nur leichte Pfeile auf die Kamehle ab, um sie dadurch scheu zu machen. Diese Absicht suchten sie zugleich durch ihr wildes Geschrei, den schwindelnden Kreislauf ihrer Pferde und die immer dichteren Staubwolken zu erreichen. Der Anführer der Karavane durchschaute aber schnell ihren Plan, und ermahnte die Kamehltreiber fortwährend, fest an einander zu halten und auf die Thiere sorgsame Acht zu haben. Die Bewaffneten aber, welche der Karavane gefolgt waren, stürzten sich plötzlich in wilder Kampflust mitten unter den Schwarm der Feinde, und bald zuckten mehrere Perser sterbend am Boden. Dadurch waren aber Lücken entstanden; triumphirend durchbrach der Feind die Linie und fiel, erbittert über den erlittenen Verlust, mordend über die Karavane her. Mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte sich diese, aber der Feind war weit überlegen. Zwei Persern hatte der tapfere Anführer schon das Haupt gespalten, als er, von einem Pfeile tödtlich getroffen, zur Erde stürzte. Jetzt waren auch einige Kamehle scheu geworden und vollendeten die schreckliche Niederlage. Mord und Tod walteten nun frei; Wuth und Verzweiflung, Entsetzen und Verwirrung herrschten allumher. Der wilde Jubel der Feinde, das Geschrei und der Jammer der verzweifelnden Weiber und Kinder, da und dort das letzte Röcheln der Sterbenden! — Es war eine gräßliche Scene! Malchus war in dem wildesten Getümmel stets ruhig und gefaßt; mit vieler Umsicht leitete er sein Thier, und blieb, wie von unsichtbarer Hand beschützt, mitten in dem Pfeilregen unversehrt. Plötzlich erhielt aber das Kamehl eine tiefe Wunde in die Weichen; vor Schmerz laut aufwimmernd, stürzte es nieder und begrub mit seinem Falle den armen Malchus, der

alsbald die Besinnung verlor und den Sand mit seinem hervorquellenden Blute röthete.

Als Malchus wieder zum Bewußtseyn zurückkehrte und wie nach einem schweren Traume die Augen langsam aufschlug, — wer beschreibt das Entsetzen, das seine Seele beim Anblicke des gräßlichen Schauplatzes ergriff, über den der Rache-Engel Gottes geschritten war! Mord, Tod und Verwüstung hatten ihre blutige Arbeit gethan und ruhten jetzt mit finsterm Schweigen vom wüsten Tagwerke. So weit sein Auge reichte, lagen Menschen, Rosse und Kamehle dahingestreckt, und der durstige Sand weigerte sich, die unzähligen Blutlachen aufzulecken, die der mordende Stahl hingestreut hatte. Die Bewaffneten, welche die Karavane begleiteten, lagen sämmtlich erschlagen; aber die weit klaffenden Wunden der Perser, die der Alles beschwichtigende Tod friedlich neben sie gebettet hatte, bewiesen, wie theuer sie ihr Leben verkauften. Wie ward aber dem unglücklichen Malchus, als sein umherirrendes Auge auf die zerfetzten Leichname unschuldig dahingemordeter Frauen, und nicht weit davon, auf einen zarten Säugling traf, der unter den Hufen der Rosse zermalmt worden war! O Gott, und dort lag ein holder Knabe mit zerschmettertem Haupte in Todesnöthen und sein letztes Röcheln stöhnte herzzerreissend herüber durch die entsetzliche Stille! — »O Tag des Gräuels!« — rief Malchus schaudernd — »warum mußte ich schauen, wie du zu dem Morde der Unschuld leuchtetest! Warum mußte ich noch einmal erwachen, um an der Gerechtigkeit Gottes zu verzweifeln!« —

Die Perser waren, wie man vorausgesehen hatte, Herren des Schlachtfeldes geblieben, aber sie mußten den Sieg schwer erkaufen. Beinahe die Hälfte von

ihnen lag todt dahingestreckt, und statt Gefangene hatten sie Leichen gemacht. Von den Bewaffneten war kein einziger am Leben geblieben, von den siebenzig Personen der Karavane fielen nur noch vierzig, meist Weiber und Kinder in ihre Hände. Mit verbissenem Ingrimm schlichen sie über den blutgetränkten Sand und schleppten die Gefangenen nach einer kleinen Anhöhe, wohin Malchus noch besinnungslos gebracht wurde, nachdem er unter der Last des zusammengestürzten Kamehles hervorgezogen worden war. Hierauf sonderten sie die Beute in gleiche Theile und ließen das Loos über das Besitzthum entscheiden. Malchus fiel nebst einer jungen Frau, die er früher in dem Zuge nicht bemerkt hatte, einem schon etwas bejahrten Perser zu, dessen harte Gesichtszüge nicht auf das freundlichste Schicksal hoffen ließen, wenn sie gleich nicht so abstossend und wild wie die der meisten übrigen waren. Sobald das Loos über sämmtliche Gefangenen entschieden hatte, wurde unverweilt aufgebrochen. Malchus mußte nebst seiner Mitgefangenen ein erbeutetes Kamehl besteigen, und von dem Gebieter und einem seiner Knechte in die Mitte genommen, die Reise antreten. In ungeheurer Schnelligkeit wurde die Strecke durch die Wüste zurückgelegt; dann setzten sie über einen Fluß, und bald lächelten ihnen, statt der traurigen Einöden, blühende Thäler, dicht mit Palmen und Granaten bepflanzt, entgegen. So lange die Flucht durch die römischen Grenzprovinzen ging, gönnte sich der Zug keine Rast, aus Furcht, überfallen und der Beute beraubt, oder gar aufgerieben zu werden, denn die bis auf die Hälfte zusammengeschmolzene Horde hätte nur geringen Widerstand leisten können. Endlich schien sie aber Persien erreicht zu ha-

ben; die Reise wurde langsam und nach Bequemlichkeit fortgesetzt, man suchte nicht mehr Wälder und abgelegene Wege zu gewinnen, und allmählig trennte sich auch hie und da Einer von der Masse und schlug mit seiner Beute eine andere Richtung ein.

Malchus war durch die ungewohnten Anstrengungen bis zum Tode erschöpft und unterlag beinahe zahllosen Leiden. Durch den Sturz vom Kamehle hatte er eine Quetschung der Brust erhalten und in Folge derselben viel Blut verloren. Die lange, beschwerliche Reise, die er, zwischen Himmel und Erde schwebend, mehr hängend als sitzend, zurücklegen mußte, vermehrte noch das Uebel. Zudem wurde dem geschwächten Körper in der ersten Zeit auch nicht die geringste Erholung gestattet und seine ganze Nahrung bestand in halbrohem Fleische und Kamehlmilch. Die Blässe auf den Wangen seiner Leidensgefährtin sagte ihm, daß sie nicht weniger litt, aber kein Schmerzensruf entfloh ihren bleichen Lippen; sie duldete und schwieg! —

Nachdem die Horde sich schon ganz zerstreut hatte, und Malchus jeden Augenblick hoffte, das Ziel der unseligen Reise ebenfalls zu erreichen, mußte er, blos von seinem neuen Herrn und dessen Knechte begleitet, noch zwei Tagmärsche zurücklegen. Die lachenden, üppig duftenden Thäler waren jetzt wieder verschwunden, immer rauher, gebirgiger und menschenleerer erschienen die Gegenden, und nur selten wurden in den Einöden und Wildnissen, durch die sie sich Bahn brachen, Spuren von Kultur und menschliche Wohnungen gefunden. Je tiefer sie in die unwegsamen Gebirge eindrangen, desto mehr schwand die Hoffnung des armen Mönches, jemals wieder die Heimath zu begrü-

ßen und in einem christlichen Tempel beten zu dürfen. Der Gedanke an die verlassene, altersschwache Mutter entlockte seinen Augen Thränen der Wehmuth, aber dennoch gestaltete sich sein Glaube an die göttliche Vorsehung nur noch fester als je. War er doch schon zweimal wunderbar vom Tode errettet worden; und sein gegenwärtiges Loos, wenn auch hart und drückend, war doch nicht unverschuldet. Er sah darin die gerechte Strafe für seinen Ungehorsam gegen den ehrwürdigen Abt und für seine Treulosigkeit an Gott, dessen Dienst er schnöde verlassen hatte. Freudiger ging er seinem dunklen Schicksale entgegen, wenn er bedachte, daß er durch diese Leiden entsündigt würde, und sich nach Jahren der Prüfung die Verzeihung des Himmels wieder gewinnen könne.

Am Abend des zweiten Tages erreichten sie ein ansehnliches Gehöfte und zugleich das Ziel der Reise; die junge Frau war in Folge von Entkräftung und Seelenleiden in eine bedenkliche Krankheit gefallen; sie wurde sogleich den Sklavinnen zur Pflege übergeben, Malchus dagegen, in ein nebenanliegendes Gebäude gebracht, wo er bei der Heerde und einigen Hirten die Nacht zubringen mußte. Nach langer Zeit zum Erstenmale schloß ein erquickender Schlaf die müden Augen und stärkte die zerschlagenen Gebeine. Neubelebt erwachte er und brachte sogleich seinem Schöpfer ein inbrünstiges Dankgebet für die Rettung aus so vieler Angst und Todesnoth. Zugleich empfahl er sich voll kindlichem Vertrauens dem ferneren Schutze der Vorsehung, die stets so wunderbar über ihn gewacht hatte. — Schon im nächsten Augenblicke sollte er erfahren, wie mild und gütig der himmlische Vater ist, selbst wenn er straft, und wie reich er unbedingtes Vertrau-

en zu lohnen weiß. Der Perser ließ ihn vor sich und seine Familie bringen, und nachdem Malchus auf einen strengen Befehl vor der neuen Herrin niedergeknieet und mit gebogenem Nacken nach der Sitte des Landes seine Huldigung dargebracht hatte, begann der Gebieter also: »Es kann dir, Christensklave, nicht unbekannt seyn, welches Loos alle deine Brüder trifft, die in unsere Gefangenschaft gerathen. Gleich dem Vieh werden sie vor den Pflug gespannt, die scharfe Geißel zerfleischt ihren nackten Leib, und kaum wird ihnen so viel gereicht, um dem Hungertod zu entgehen. Ich habe dich jedoch während der Reise beobachtet, und glaube bemerkt zu haben, daß du einen stillen, ruhigen Charakter besitzest, und mir von größerem Nutzen seyn wirst, wenn ich dich mit einiger Milde behandle, statt dich jener harten Behandlung bloß zu stellen. Ich will dich daher meinen übrigen Knechten gleich halten und dir einen Theil meiner Heerde übergeben. Wachst du treu und sorgsam über sie, und rechtfertigst du mein Vertrauen, so soll es dir gut ergehen, und nichts wird dich daran erinnern, daß du nur ein ungläubiger Sklave bist. Machst du dich aber der geringsten Veruntreuung schuldig, oder versuchst du zu entfliehen, so soll dein Loos schrecklicher seyn, als das aller übrigen Sklaven. Und nun geh und trete deinen neuen Dienst an.«

Mit Thränen in den Augen dankte Malchus dem Perser für diese Menschlichkeit, und versprach, sein Vertrauen auf's beste zu rechtfertigen. Noch inbrünstiger drang aber sein Dankgebet zum himmlischen Vater, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hält und die Grausamkeit der Heiden in Milde zu kehren weiß. Schon denselben Tag wurde ihm ein Theil der

Heerde übergeben, die er in eine nahe Einöde trieb, wo er, ganz sich selbst überlassen, jetzt wieder als Hirte, wie in seiner Jugend, leben mußte. Um ihn den übrigen Knechten gleich zu stellen, hatte man ihm das Mönchsgewand, welches ohnedieß nicht für jene heißen Gegenden paßte, genommen, und ihm nur ein Tuch gegeben, um seine Blöße zu bedecken. Seine Nahrung bestand lediglich in Milch und jungem Käse, seine Schlafstelle war eine Höhle oder das freie Feld. Abgesondert von Menschen, brachte er den größten Theil des Jahres in der Einöde zu, und nur selten mußte er vor seinem Herrn erscheinen, um Rechenschaft über die Heerde abzulegen.

In der ersten Zeit war Malchus mit seiner Gefangenschaft sehr unzufrieden, weil er dadurch von aller Verbindung mit Christen getrennt war, und auf den Wunsch in einem Kloster zu leben, verzichten mußte. Er betrachtete sein Schicksal als eine Strafe des Himmels für seinen Ungehorsam und seine Abtrünnigkeit und flehte eifrig um Erlösung. Aber sobald er sich daran gewöhnt hatte und seine Verhältnisse mit klarerem Blicke würdigen konnte, behagte ihm der neue Stand so sehr, daß er sich glücklicher als je fühlte. Er war sich ganz überlassen, hatte durchaus keine Grausamkeit zu erdulden, ja, er sah sich sogar des drückenden Umgangs mit den übrigen Sklaven und dem Gebieter überhoben, und war die Entbehrungen, denen er sich unterziehen mußte, längst gewöhnt. In stiller Einsamkeit konnte er den ganzen Tag dem Gebete obliegen, und hatte unwillkührlich das Mönchsleben, dem er so schnöde abtrünnig geworden war, durch Gottes Gnade wieder gefunden. Mit vergnügter, getroster Seele lobte er Gott früh und spät und

sang die Psalmen, die er ehemals im Kloster gelernt hatte. Der stete Anblick der Natur füllte sein Herz mit Ruhe und Frieden und zog ihn immer mächtiger zum Himmel empor. Auch erinnerte er sich, daß selbst der Erzvater Jakob Hirte gewesen und als solcher Gott wohlgefällig geworden, und daß Moses, erst nachdem er vierzig Jahre hindurch die Heerden seines Schwiegervaters geweidet, von Gott zu der hohen Sendung würdig befunden ward. Ja, schon der fromme Abel war Hirte gewesen, und der Hirtenknabe David wurde vor allen Andern ausersehen, die Stämme Israels unter seinen Scepter zu sammeln. Ging daraus nicht deutlich hervor, daß Gott stets den Hirten absonderlich hold gewesen und Wohlgefallen an ihnen gefunden? Und hatte er selbst jetzt nicht Muße genug, durch eifriges Gebet und Kasteiung des Leibes nach demselben Wohlgefallen zu streben? — So unermüdet er sich aber auch dem Dienste Gottes, abgeschieden von der Welt, hingab, so versäumte er dennoch seine irdischen Dienstleistungen nicht und war stets der Worte des Apostels eingedenk, der da spricht: »Ihr Knechte, gehorchet euren Herren mit Sorgsamkeit und Furcht, in Herzenseinfalt, gleichwie Christo, nicht als Augendiener, um den Menschen zu gefallen, sondern als Knechte Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen.

Malchus hatte bereits einige Zeit, Gott beständig lobend und preisend, und versöhnt mit seinem Schicksal, in der Gefangenschaft zugebracht, als er eines Tages, eben zu seinem Herrn zurückkehrend, um Rechenschaft abzulegen, der Frau begegnete, welche mit ihm gefangen worden war. Sie sah noch immer blaß und krank aus, und gewiß litt ihre Seele noch mehr als der Körper, denn über ihr Antlitz hatte sich

tiefe Trauer gelagert. Malchus hielt es für Pflicht, ihr Trost einzusprechen und ihr Vertrauen auf Gott zu stärken. Er näherte sich mit freundlicher Miene und sprach also: »Warum ist deine Seele betrübt und deine Wange so blaß? Weißt du nicht, daß die, welche auf den Herrn bauen, nimmermehr zu Schanden werden?«

»Wohl dir, daß du dieses Vertrauen fassen könntest!« — versetzte die Frau seufzend — »in deiner Abgeschiedenheit hält dich nichts ab, dein Herz zu Gott zu erheben und bei Ihm Trost zu holen; ich Aermste bin aber Tag und Nacht von Ungläubigen umgeben, die mich mißhandeln, wenn ich bete; weil sie glauben, ich flehe alsdann Fluch über sie herab. O warum mußte mich der Herr so tief beugen und Sein Antlitz so ganz von mir abwenden?«

»Sey unverzagt! dein Leiden ist eine kurze Prüfungsstunde, die vorübergehen wird, wenn dein Herz durch Leiden und Trübsal geläutert ist. Auch ich habe einst gegen Gottes Vorsehung gemurrt und an Seiner unendlichen Barmherzigkeit verzweifelt; meine Seele ist aber jetzt voll Vertrauen und Zuversicht, und freudig diene ich Gott auch in der Gefangenschaft.«

»Warum solltest du nicht? Du bist in deiner Abgeschiedenheit Mönch wie zuvor und hast nichts verloren, aber um mich trauert ein zärtlicher Gatte und unmündige Kinder.«

»Du arme, kinderlose Mutter! wohl ist dein Geschick hart zu nennen!« — rief Malchus, von Mitleid ergriffen. — »Vermag denn dein Gatte nicht, dich aus der schmählichen Gefangenschaft loszukaufen?«

»Er weiß ja nicht einmal, daß ich lebe, vielweniger, wohin mich die Schändlichen geschleppt haben!« — jammerte die Frau — »und ach, vielleicht ist auch

er nicht mehr unter den Lebenden; muß er doch als Centurio bei den Grenzlegionen täglich dem Tode entgegengehen!«

»Centurio ist dein Gatte!« — rief Malchus ahnend — »und sein Name?«

»Er heißt Markus Lentulus. Ich wollte ihm von Antiochien nach Edessa entgegenreisen, als ich gefangen wurde.«

»Gesegnet sey diese Stunde und gelobt der Herr in Ewigkeit! Wisse, mein Leben habe ich deinem Gatten zu danken, ohne ihn wäre ich in der Wüste verdorrt. Gut und Blut will ich daran setzen, um ihm diesen Dienst zu vergelten.«

»Wie, du wärest der junge Landmann, von dem er mir erzählte?« — rief die Frau froh bewegt.

»Derselbe! und gewiß hat der unerforschliche Rathschluß Gottes mich nicht ohne Absicht zu dir geführt. Fest steht es vor meiner Seele, daß dereinst eine Stunde kommen wird, wo ich die große Schuld zurückzahlen muß, und freudig werde ich dazu bereit seyn.«

Malchus erzählte nun seine Schicksale, und ermahnte inständig die Frau, die wir von nun an Euphemia nennen wollen, von ihrem Kummer abzulassen und ihre Sache ganz Gott anheim zu stellen. Er tröstete und stärkte ihre Seele mit den Worten des Evangeliums und rieth ihr, sich durch anhaltendes Gebet der Barmherzigkeit Gottes würdig zu machen, die dem Frommen immer zu Theil werde. Zugleich wiederholte er sein Versprechen, wenn die Stunde der Erlösung nahe, für ihre Rettung selbst sein Leben einzusetzen.

Euphemia fühlte sich durch den eindringlichen Zuspruch des Mönchs wunderbar gestärkt. Der Ge-

danke, nicht mehr allein zu stehen, füllte ihre Brust mit Vertrauen und Hoffnung. Auch in ihrer Seele faßte die Ueberzeugung Wurzel, dieses seltsame Zusammentreffen habe nicht ohne Gottes besondere Fügung stattgefunden und werde dereinst ihre Erlösung herbeiführen, oder wenigstens unterstützen. Von solchen freudigen Ahnungen erhoben und gestärkt, erholte sie sich sichtbar von ihrer Krankheit. Bald schmückte die Röthe der Gesundheit ihre Wangen wieder und in all ihrem Thun zeigte sich erhöhte Thätigkeit. Der Eifer, mit welchem sie ihrem Dienste oblag, die Bescheidenheit und Demuth, welche sie selbst bei Kränkungen an den Tag legte, trug zur Erleichterung ihres herben Schicksals nicht wenig bei. Sie gewann sich dadurch die Zufriedenheit des Persers, der sie vor den übrigen Sklaven auszeichnete und mit mehr Milde und Nachsicht behandelte. Diese freundlicheren Verhältnisse steigerten ihre Zuversicht und ihr Vertrauen auf Gott, dessen Barmherzigkeit sie täglich um Erlösung aus den Händen der Ungläubigen anflehte. Wie auch zuweilen die Heiterkeit ihres Gemüthes durch Sehnsucht nach der Heimath und die verzweifelte Aussicht auf Erlösung getäuscht wurde, so war es Malchus, der sie jedesmal wieder aufrichtete und ihr neuen Trost zusprach, so oft er mit der Heerde nach dem Gehöfte zurückkehrte.

Auf diese Weise war eine lange Reihe von Jahren dahingeschwunden. Malchus dachte beinahe nicht mehr daran, jemals eine Aenderung seines Schicksals zu erleben, ja, vielleicht hätte er eine solche für ein Unglück betrachtet; denn die Einöden, in denen er lebte, waren ihm jetzt vertraut geworden; die Heerde, welche er aufzog, betrachtete er längst als seine Familie, den treuen Hund, der ihm allenthalben folgte, als seinen

Freund. Auch konnte er Gott nirgend besser dienen, als in dieser Einsamkeit; Niemand störte ihn in seinen Betrachtungen, Niemand fügte ihm ein Leid zu, ja, seit einiger Zeit schien ihn sogar sein Herr, der ihm die übrigen Hirten untergab, ganz besonders auszeichnen zu wollen. Aber je mehr er sich in dieser Lage glücklich fühlte, desto geringer lauerte der Böse, der nie abläßt, den Frommen zu verfolgen, und bald sollte Malchus die bittersten Tropfen des ihm zugedachten Leidenbechers kosten.

Nach langer Abwesenheit war Malchus nicht wieder in das Gehöfte zurückgekehrt. Seine Leidensgefährtin, die seit einiger Zeit in ihren früheren Kummer verfiel, weil ihre Gefangenschaft nun schon eine so lange Reihe von Jahren währte, und noch immer das Ende derselben nicht abzusehen war, eilte dem so lange Vermißten entgegen, um durch Mittheilung ihres Schmerzes und Grames das gepreßte Herz zu erleichtern. Malchus war eben bemüht, ihr mit Trostgründen zuzusprechen und sie wie sonst zum Vertrauen auf Gott und Seine unendliche Barmherzigkeit zu ermahnen, als Beide vor den Gebieter gerufen wurden. Er empfing sie huldreich, und redete Malchus also an: »Seit Jahren habe ich dich genau beobachtet, und dich sogar in der Abwesenheit beobachten lassen. Du hast mein Vertrauen vollkommen gerechtfertigt. Stets war dein Thun gut und löblich, du warst fleißig, treu und wachsam, und hast, obgleich du oft Wochen lang entfernt warst, nie einen Versuch zur Flucht gemacht. Dabei war unter deiner Leitung sichtbarlich der Segen des Himmels über meiner Heerde, zusehends hat sie sich vermehrt, und nie befiel sie eine bösartige Seuche. Darum habe ich mich entschlossen, dich für die treuen

Dienste zu belohnen, und den Wunsch, den du so lange hegtest, zu erfüllen.«

»O Herr, habe tausendfachen Dank für deine Güte!« — rief Malchus, tief bewegt — »so willst du denn endlich mir die langersehnte Freiheit geben!«

»Wahnsinniger Thor, glaubst du, ich werde einen Sklaven ziehen lassen, nachdem ich mich von seiner Treue überzeugt habe? Solcher Wünsche entschlage dich; nie werden sie in Erfüllung gehen.«

»Dann, Herr, hege ich keinen weitern Wunsch, dessen Gewährung in deiner Macht stände.«

»Wie, du wolltest dich noch vor mir verstellen? Meinst du, ich hätte nicht längst bemerkt, wie sehr du an diesem Weibe hängst, wie du jeden Augenblick benützest, wenn du von der Heerde kommst, um dich zu ihr zu gesellen und vertrauliche Gespräche zu führen, und wie sich jedesmal in deiner Nähe ihr Angesicht zusehends erheitert? Wärest du nicht so treu und fleißig gewesen, ich würde solches Einverständniß streng geahndet haben; weil ich mich aber jetzt deiner ganz versichert habe, dir auch eine Belohnung für deine guten Dienste angedeihen lassen will, so erlaube ich dir, sie zum Weibe zu nehmen, und dich mit ihr des Lebens zu erfreuen, so viel dir beliebt. In der Einsamkeit mag sie dir ein Trost für die verlorne Freiheit werden und dich durch das Gefühl der Dankbarkeit noch fester an meinen Dienst ketten. Verschafft euch zahlreiche Nachkommenschaft, damit ich noch viele so brauchbare Diener erhalte.«

Malchus war wie vom Blitze zerschmettert. Regungslos und keines Wortes mächtig, stand er da, halb sinnlos, bald die erblaßte Euphemia anstarrend, bald das Auge, Hülfe flehend, zum Himmel gerichtet.

»Herr!« — stammelte er nach einer Pause — »bedenke, sie ist das Weib eines Andern, ich würde Ehebruch begehen und meine Seele auf ewig verderben. Verlange nicht, daß ich gegen meinen Gott so schwer sündige!«

»Ha, nichtswürdiger Sklave, du wagst es, deinem Herrn zu widerstreben, du wagst es, meine Gnade von dir zu stoßen?« — donnerte der Perser erglühend. — »Sogleich nimm das Weib, oder du bist ein Kind des Todes!«

»Nimmermehr, nimmermehr!« — rief Malchus mit voller Kraft und Festigkeit.

»Nun, so nimm dieses!« schrie der Perser, in unbändige Wuth ausbrechend, riß den Dolch aus dem Gürtel und schleuderte ihn nach Malchus. Mechanisch bückte sich dieser und zischend fuhr das Messer dicht über seinem Haupte in die Wand.

»Gnade, Erbarmen!« — schrie Malchus in Todesangst und sank zu den Füßen des Tyrannen nieder. Dieser aber, noch immer wuthentbrannt, riß ein Schwert von der Wand, und schwang es drohend über dem Haupte des Sklaven. Da stürzte sich Euphemia in den zum Todesstreiche erhobenen Arm, hielt ihn mit ausdauernder Kraft vom entsetzlichen Beginnen ab, und beschwor den Perser mit Bitten und Thränen, des armen Malchus zu schonen.

»Gnade, Erbarmen!« — schrie der Unglückliche nochmals und umklammerte die Kniee des Wüthrichs. — »Schone meines Lebens, das dir so lange treu ergeben war. Schone meiner und dieser Armen!«

»Du siehst, es ist mir mit meinem Entschlusse ernst, auch fehlen mir die Mittel nicht, ihn in's Werk zu setzen« — sprach der Perser mit einem höhnischen Lä-

cheln — »deßhalb entschließe dich kurz, entweder nimmst du diese zum Weibe, oder ich lasse dich zu Tode peitschen.«

Malchus machte eine Miene des Abscheu's; ehe er aber Zeit hatte, seine Weigerung auszusprechen, rief ihm Euphemia in griechischer Sprache zu: »Um Jesu Christi willen, morde nicht mich und dich! du siehst die Wuth dieses Rasenden und kennst die Hartnäckigkeit seines Herzens; darum füge dich der Gewalt, und laß den Himmel über unser Schicksal walten.«

Malchus, von der Macht des Augenblickes überwältigt, verstummte und rang vergebens nach einem Entschlusse. Der Perser nahm jedoch dieses Schweigen für Zustimmung und begann, ohne dem Armen zu einer nähern Erklärung Zeit zu lassen: Du thuest wohl, dich der sträflichen Widerspenstigkeit zu entschlagen und gutwillig die Verbindung einzugehen. Seyd fortan treu und fleißig, und ich will diesen Augenblick der Verblendung vergessen. Und nun, nimm dein Weib mit dir und räume ihr einen Platz in deiner Wohnung ein.«

Bei diesen Worten war dem armen Malchus, als sollte sich die Erde vor ihm öffnen und ihn verschlingen. Mit Flammenzügen stand das Gelübde der jungfräulichen Reinigkeit, so er Gott gethan, vor seiner Seele. Schrecken und Entsetzen ergriff ihn. Noch einmal wollte er wagen, Einwendungen zu machen, aber schon hatte der Gebieter einen Wink gegeben; mehr todt als lebendig, an Gott und seiner Vorsehung verzweifelnd, wurde er nebst Euphemia von einem Knechte nach der Höhle gebracht, wo er gewöhnlich übernachtete.

Schon hatte sich Finsterniß über die Erde gelagert, als Malchus mit seiner zitternden Begleiterin in der Höhle anlangte. Zerschmettert von der furchtbaren

Macht des feindlichen Schicksals, sank Euphemia beinahe bewußtlos auf einen Stein am Eingange der Höhle; so ferne als möglich von ihr ließ sich Malchus in dem finstersten Winkel nieder und brütete Gedanken, schwarz wie die umgebende Nacht. Er, der Gott so lange mit lauterem Herzen gedient und die Sünde mehr als den Tod geflohen, er war jetzt in seinen Augen zum Meineidigen, zum Ehebrecher geworden, und sein jahrelanges Gebet hatte sich durch ein ungeheueres Verbrechen zum Fluch verwandelt. Seine Tugend, auf die er in frechem Uebermuthe so lange gepocht, war durch die Gewalt eines Augenblicks zertrümmert. An Allem hatte er treulos gehandelt, an seiner Heimath, seinen Eltern, seinem Abte und jetzt sogar an seinem Gott. Wohin sollte er sich nun noch wenden, was hatte er von der Welt, was von dem Himmel zu erwarten? War er nicht Allen abtrünnig geworden? — Von solchen furchtbaren Gedanken niedergedrückt und vernichtet, schwanden ihm endlich die Sinne. Wahnsinn und Verzweiflung schlugen ihre giftigen Krallen in sein zerknirschtes Herz, halbbewußtlos beschloß er, seinem Daseyn ein Ende zu machen! — »Ich fühle, ich habe die Gnade Gottes für ewig verloren!« — rief er mit wilder Stimme — »aber noch ist das ungeheure Verbrechen nicht vollbracht, noch ist meine Seele von Ehebruch unbefleckt, und ehe solch ein Gräuel geschieht, will ich mein Leben vernichten. Vielleicht söhne ich durch mein Martyrthum die Rache des Himmels; — besser, es verderbe der Leib, als die Seele! — Lebe wohl, Euphemia, gedenke meiner im Gebet und fluche mir nicht!« — Mit diesen Worten riß er ein Messer hervor und zuckte es nach dem Herzen. Euphemia, als sie das leuchtende Eisen durch die

Finsterniß schimmern sah, sprang mit einem Angstschrei auf, stürzte nach dem Unglücklichen hin, und rang mit der Kraft der Verzweiflung, ihm das Messer zu entwinden. Zugleich warf sie sich ihm zu Füssen und beschwor ihn weinend, von so entsetzlicher That abzustehen.

»Bei dem rosefarbenen Blute Christi und den Schrecken dieser Stunde« — schrie sie angstvoll — »gieb mir das Messer, und laß ab von dem fluchwürdigen Werke. Willst du, um deine Seele zu erretten, sie dreifach in's Verderben stürzen? Glaubst du, Selbstmord wäre weniger sündhaft, als Meineid?«

»Du sagst es, besser sterben, als das Gelübde der Keuschheit brechen!«

»Nun, so stosse dein Messer zuerst in meine Brust, denn noch weniger, als du, lasse ich mir die Keuschheit rauben. Lieber will ich zehnfachen Tod dulden, ehe ich Ehebruch begehe.«

»Wie, Unwürdige, warst du es nicht, die mich ermahnte, dem Ansinnen des Verruchten nicht zu widerstreben?«

»Allerdings. Weil ich die unbezähmte Wuth unseres heidnischen Gebieters kenne, fügte ich mich seinem Ansinnen, das meine Seele nicht minder mit Schauder füllte. Von deiner Gottesfurcht war ich ja überzeugt, daß du mich zu keiner Unthat zwingen würdest.«

»Das sey ferne von mir!« — sprach Malchus ruhiger werdend. — »Was hast du aber durch deine Lüge gewonnen, Unglückliche? Wird dich der Perser nicht morgen eben so gut morden lassen, wenn er hört, daß du dich seinem Befehl widersetzest?«

»Das soll nie geschehen, wenn du mit mir eines Sinnes bist. Du siehst selbst, daß wir unmöglich dem

Heiden offenbar widerstreben können, deßhalb mag er fortan glauben, wir wären seinem Befehle gehorsam gewesen, und lebten jetzt als Mann und Frau zusammen, während wir als Geschwister vereint und um Jesu Christi willen mit dem Bande der Seele allein miteinander verbunden sind. Durch unsere gegenseitige Liebe, deren Grund er nicht ahnen kann, wird er in seinem Wahne bestärkt werden. So entgehen wir der gemeinsamen Noth, zu beiderseitiger Zufriedenheit, sündigen nicht gegen Gott und Gewissen, und haben von unserem Gebieter weder Mißhandlungen noch Tod zu befürchten.«

»Gelobt sey Gott, der dein Herz erleuchtet und uns dadurch von Sünde und Tod erlöst!« — rief Malchus, in freudiger Bewegung die Hände faltend — »ja, so sey es, laß uns, in Gebet und Heiligkeit, als Bruder und Schwester zusammen leben und uns gegenseitig zum Dienste Gottes aufmuntern. Die Welt mag mich deinen Gatten nennen, Christus kennt mich als deinen Bruder.«

Wie frei und leicht schlug jetzt wieder das Herz des guten Malchus, wie inbrünstig schickte er sein Dankgebet zum himmlischen Vater empor, wie vertrauungsvoll empfahl er sich in die Hände dessen, der ihn abermal aus drohender Gefahr siegreich gerettet hatte. Mit heißen Thränen der Reue flehte er um Verzeihung für seinen sträflichen Wankelmuth, seine Verzweiflung an Gottes Güte und den frevelhaften Versuch des Selbstmordes. Euphemia betete mit ihm, stärkte sein Vertrauen, sprach ihm Muth ein und versicherte, daß Gott dem Reuigen seinen Fehltritt wieder verzeihen werde. Malchus fühlte sich getröstet und beruhigt; mit lauter, andächtiger Stimme

sang er noch einen Psalm zum Preise Gottes und begab sich in einen entlegenen Winkel, um die Ruhe zu suchen, die ihn nach so glücklich überstandener Gefahr erquickte und stärkte.

Den andern Tag, nachdem Malchus nochmals vor seinen Herrn gerufen worden, und dort seine völlige Zustimmung zu der Verbindung gegeben hatte, trieb er die Heerde gewohnter Weise wieder in die Wüste, wo ihn Euphemia besuchen durfte, so oft es ihr beliebte. Obgleich er aber jetzt beinahe täglich um seine angebliche Gattin war, kam doch nie ein unreiner Gedanke in seine Seele; nie berührte er ihren Körper, damit er nicht im Frieden seine Keuschheit verliere, die er im Kampfe so heldenmüthig bewahrt hatte. Ihre Unterhaltungen füllten nur Gebete und heilige Gespräche, und ihre Wonne war die gemeinschaftliche Liebe zu Jesus Christus. So lebten sie lange Zeit harmlos und zufrieden, und da Beide fortfuhren, ihrem Gebieter mit Fleiß und Treue zu dienen und in all ihrem Thun bescheiden und fromm waren, so wurden sie ihm täglich lieber und unentbehrlicher. Auch gestand er ihnen immer mehr Freiheiten zu, weil er glaubte, sie durch das Band der Ehe unauflöslich an sich gekettet und ihnen alle Gedanken an Flucht oder Erlösung aus der Gefangenschaft benommen zu haben.

Es waren unterdessen wieder mehrere Jahre verstrichen; das Haar des frommen Malchus begann bereits zu ergrauen, seine Muskeln erschlafften, und allmählig schwand die frühere Thatkraft und Energie. Auch in seiner Seele gingen bedeutende Veränderungen vor. Er fühlte sich nicht mehr so glücklich, wie früher im Kloster, oder anfangs in der Gefangen-

schaft; die Schrecken jener Stunde, wo er stillschweigend in die Verbindung gewilligt und dann in frevelnder Verzweiflung Hand an sich selbst legen wollte, lasteten zuweilen schwer auf ihm und ließen nicht selten Zweifel in seiner Seele aufkommen, ob Gott je solche Sünde vergeben könne. Eben so wurde ihm das Verhältniß zu der ihm angetrauten vermeintlichen Frau allmählig lästig, so sehr ihn auch sein Gewissen in jeder Hinsicht frei sprach. Es quälte ihn, der ewige Keuschheit gelobt und dieses Opfer mit so freudigem Sinne gebracht hatte, jetzt seiner Enthaltsamkeit nicht froh werden zu dürfen, indem er mit einem Weibe zusammenleben und es von Menschen, wenn auch Heiden, als seine Gattin anerkennen mußte. Dabei regte sich die Sehnsucht immer stärker in seiner Brust, wieder unter Christen zu wohnen und in ihrer Gemeinschaft seine Lobgesänge dem göttlichen Erlöser darzubringen, oder in einem frommen Kloster wie ehedem zu leben und durch das Beispiel heiliger Männer stets zu höherer Tugend und Frömmigkeit angespornt zu werden.

Mehr als je drängten sich ihm eines Tages diese Wünsche auf, als er schwermüthig in der öden Wüste stand, die seinen Blicken im ganzen weiten Umkreise nichts als Himmel und kahle, ausgedorrte Erde zeigte. Während seine Heerde die spärlichen Gräser abweidete, und sein tiefsinnendes Haupt in den auf den Hirtenstab gestützten Händen ruhte, gedachte er der vielen schweren Gefahren und Drangsale, die er schon ausgestanden, und der Mühseligkeiten und Leiden, mit denen er noch immer zu kämpfen hatte. In dem vollsten Farbenglanze, den die Erinnerung verleiht, erblickte er als Gegenstand das Kloster, in dem er einst

so harmlos, so glücklich, so ganz Gott hingegeben gelebt hatte. Mit verklärtem Lichte tauchte in diesem Gemälde das Bild des ehrwürdigen Abtes hervor, der ihn mit so rührender Liebe den Pfad des Heils hinangeleitet, ihn unter so heißen Thränen zu bleiben ermahnt, und beim Scheiden, tiefbetrübt über den widerspenstigen Sohn, ihn doch so väterlich gesegnet hatte.

Während dieser wehmüthigen Erinnerungen fiel sein sinnendes Auge zufällig auf einen Ameisenhaufen, der ihm zu Füssen sein geschäftiges Wesen trieb. Nach ihrer Gewohnheit liefen die emsigen Thierchen einen schmalen Pfad ab und zu, und schleppten Lasten, die zum Theil größer, als sie selbst waren. Einige trugen Nahrungsmittel in dem Munde zusammen, oder räumten Erde aus ihren kleinen Höhlen, um sie zum Schutz gegen andringendes Wasser anzudämmen; andere eingedenk des kommenden Winters, benagten mit ihren Zähnchen die Spitzen der Samenkörner, damit sie später nicht ausschlügen, oder sie schleppten mit vieler Anstrengung die Leichen ihrer Gefährten aus den Höhlen. Was aber am meisten zu bewundern war: trotz ihrer großen Menge fielen sie einander nicht nur nicht beschwerlich, sondern sie leisteten sich noch Hülfe, indem sie denen, die unter allzuschweren Lasten erlagen, ihre Schultern unterstemmten. —

Dieses schöne Bild rief in das Gedächtniß des Mönches einen Salomonischen Spruch zurück, in welchem der königliche Sänger uns zum Ameisenhaufen führt, um durch dieses Beispiel die trägen Gemüther zur Arbeitsamkeit zu ermuntern. Mehr als je wurde ihm nun der Grund seines dumpfen Unbehagens klar; es war das bleierne Gewicht jahrelanger Sklaverei, das zwecklose Vergeuden der Lebenskraft im Dienste

eines Heiden, was lastend auf seiner Seele ruhte. Wie tief eckelte ihn jetzt seine bisherige Unthätigkeit an, wie heiß sehnte er sich nach dem Klosterleben zurück, dessen getreues Bild er in diesem Ameisenhaufen erblickte! War doch dort dieselbe Arbeitsamkeit, derselbe brüderliche Beistand und dieselbe Gemeinschaft der Güter. In seiner Seele gestaltete sich der Entschluß immer bestimmter, dieser schmählichen Knechtschaft, und sey es auch mit Gefahr des Lebens, zu entrinnen und zu einer christlichen Gemeinde oder in ein Kloster zurückzukehren. Je mehr er die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Vorhabens überdachte, desto fester klammerten sich alle seine Gedanken an diesen einzigen Plan und nahmen seine ganze Geisteskraft in Anspruch.

Als er Abends in die Höhle zurückkehrte, wurde sein starres Dahinbrüten, seine Unruhe, seine Zerstreuung sogleich von Euphemien bemerkt. Mit herzlicher Theilnahme forschte sie nach der Ursache dieser Veränderung und drang in ihren Leidensgefährten, durch Mittheilung dessen, was ihn so tief anregte, das Herz zu erleichtern. Malchus konnte diesen Bitten nicht widerstehen. Er schilderte das Unglück seiner jahrelangen Sklaverei, das Vergeuden der Lebenskraft im Dienste eines Heiden, er beweinte seine Abgeschiedenheit von guten Menschen und Glaubensgenossen, und sprach seine innige Sehnsucht nach dem früheren Klosterleben aus. Euphemia bemitleidete ihn aufrichtig und erschöpfte alle Trostgründe, die ihr zu Gebote standen. Des Mönches Klagen hatten aber in ihrer Seele all zu tiefen Anklang gefunden; denn das harte, einsame Leben eckelte sie wo möglich noch mehr an. Aus ihren Trostsprüchen war sie nach und nach unwillkürlich zu denselben Klagen übergegangen und be-

jammerte plötzlich mit weiblicher Leidenschaftlichkeit ihren traurigen Zustand; sie gedachte der Heimath, des Gatten, der Kinder, und weinte über die noch unerfüllten Hoffnungen, die ihr Malchus einst erweckt hatte. Mit der Beredsamkeit heftiger Affekte drang sie in ihn, sein Versprechen jetzt zu lösen, und brach endlich, um ihn zur Flucht zu bewegen, in häufige Thränen aus. Malchus versicherte, daß es ihrer Aufforderung dazu nicht bedurft hätte, daß er bereits den festen Plan gefaßt habe, so bald als möglich seinem unseligen Loose ein Ende zu machen, und daß es ihn freue, auch sie mit seinem Vorhaben einverstanden zu sehen. Zugleich hielt er es aber für seine Pflicht, Euphemia auf die vielen Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie entgegen gingen und in welchen sie leicht untergehen möchten: »Bedenke« — sprach er — »Gelegenheit und Möglichkeit, unsere Flucht auszuführen, stehen noch gleich fern. Wir müßten durch eine zehn Tagereisen lange Wüste ohne Kamehle, ohne Lebensmittel, ja sogar unkundig des Weges flüchten; wir müßten über Flüsse setzen und durch Länder ziehen, die von Sarazenen besetzt sind. Wenn wir auch unserm Gebieter entgehen, der uns sicherlich nachsetzen wird, so droht uns noch immer der Tod aus hundert Schlünden.«

»Dann freilich giebt es keine Rettung aus diesem Elende!« — seufzte Euphemia niedergeschlagen. — »O ich Aermste, warum mußte ich geboren werden!«

»Obgleich diese Gefahren mannigfaltig und groß sind, waren sie doch nicht vermögend mich von meinem Entschlusse abzubringen« — fuhr Malchus fort — »der Verfolgung unseres Herrn möchten wir entrinnen, wenn wir unsere Flucht aufschieben würden, bis er

wieder einen Streifzug antritt. Wir könnten uns wenigstens mit so viel Lebensmitteln versehen, als wir zu tragen im Stande sind; auch wüßte ich eine Gelegenheit, um ohne Kahn über Flüsse zu setzen. Freilich sind noch Gefahren genug, gegen die es kein Auskunftmittel giebt, aber Gottes Barmherzigkeit ist unendlich, sie hat mich schon oft wunderbar erhalten und wird mich auch dießmal nicht untergehen lassen!«

»Nun denn, auch ich bin entschlossen, dieser Barmherzigkeit zu vertrauen und dir zu folgen, wohin du immer gehst. Ich habe ja nichts zu verlieren, selbst der Tod kann nur Gewinn für mich seyn; besser hoffnungsreich sterben, als hoffnungslos leben!«

Malchus war hoch erfreut über Euphemiens heldenmüthigen Entschluß; er befahl ihr, genau Acht zu haben, wenn der Perser auf längere Zeit das Gehöfte verlasse, ihn sogleich davon zu unterrichten, und sich sodann zur Flucht bereit zu halten. Er ermahnte sie, vertrauungsvoll einen solchen günstigen Augenblick abzuwarten, sich ganz ihm anzuvertrauen und keinem Menschen etwas von ihrem Vorhaben mitzutheilen. Eben so rieth er ihr, alle Furcht von sich zu werfen, damit sie nicht durch ein ängstliches, unsicheres Benehmen den Argwohn des Gebieters errege und sich dadurch in's Verderben stürze; auch fand er für gut, sie im Voraus theilweise mit seinem Plane zur Flucht bekannt zu machen und befahl ihr, dazu einige nöthige Vorkehrungen zu treffen.

Den folgenden Morgen trieb Malchus nach seiner Gewohnheit die Heerde in eine entfernte Gegend und harrte hier voll Sehnsucht des günstigen Augenblickes zur Flucht. Seine Erwartung wurde nicht lange getäuscht, schon nach einigen Tagen kam Euphemia

in großer Eile und erzählte, daß der Perser mit einigen Knechten in aller Frühe aufgebrochen sey und nach allen Anzeichen vor mehreren Tagen nicht zurückkehren werde. Malchus meinte, daß jetzt keine Zeit zu verlieren sey, und befahl Euphemien, bis den Abend wieder zurückzukehren, um mit ihm ungesäumt die Reise anzutreten; zugleich war er eifrig bemüht, sich zu der langen Wanderung mit allem Nöthigen zu versehen. Er suchte in der Heerde die zwei größten Böcke aus, schlachtete sie, streifte ihnen das Fell ab und verfertigte daraus große Schläuche. Das Fleisch schnitt er in Stücke und salzte es ein, um es bei der großen Hitze vor Fäulniß zu bewahren und möglichst lange damit auszureichen. Nach diesen Vorbereitungen harrte er der einbrechenden Nacht, weil man während der unerträglichen Hitze nur mit vieler Beschwerde reisen konnte. Wie langsam schlichen jetzt die Stunden hin, wie unruhig pochte sein Herz zwischen Furcht und Hoffnung, wie wehmüthig ward ihm beim Anblicke der Heerde, die er erzogen, so viele Jahre sorgsam gepflegt hatte, und die er jetzt treulos verlassen wollte! Selbst die öde, unwirthliche Wüste hatte in diesem Moment etwas Heimisches, Trauliches für ihn; es that ihm weh, die stillen Plätze fliehen zu müssen, auf denen er so oft gebetet und geweint hatte. Aber der Würfel war geworfen! Schon ging die Sonne zu Rüste, die nächste Stunde sollte ihn von dannen tragen. Mit Thränen in den Augen warf er sich vor seinem geliebten Kreuze nieder,*) vor welchem er gewöhnlich zu beten pflegte, und das er sich kunstlos blos aus zwei kleinen Baumstämmen zusammen gebunden hat. Hier flehete er um

---

*) Sieh das Titelkupfer.

Gottes Segen zu seinem Vorhaben, und harrte der Ankunft Euphemiens entgegen.

Unter irgend einem Vorwande hatte sich Euphemia die Erlaubniß zu verschaffen gewußt, bei ihrem Manne einige Tage in der Wüste zuzubringen. Sobald die Nacht hereinbrach, kam sie im schnellen Laufe und erklärte freudigen Muths, zur Flucht bereit zu seyn. Malchus ermahnt sie, gleichfalls niederzuknieen und Gott inbrünstig um Seinen Schutz bei dem gefährlichen Wagnisse anzuflehen; dann belud er sie mit einem kleinen Theile der Lebensmittel, er selbst nahm den größeren, so wie die beiden Schläuche und trat die Reise mit bangem Herzen, aber festem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes an.

Die Nacht war sternenhell und vom Himmelsgewölbe träufelte erfrischende Kühle auf die lechzenden Fluren herab; ohne Beschwerden hatten die Wanderer bereits sechs Meilen zurückgelegt, als der Morgen anbrach. Nach einer kurzen Rast setzten sie die Reise trotz der immer heftiger glühenden Sonne rüstig fort und kamen, nachdem sie etwa zwei Tagereisen von dem Orte der Gefangenschaft entfernt seyn mochten, gegen Abend sehr ermattet an einem breiten Flusse an, über den sie auch setzen mußten, als sie aus Syrien geschleppt wurden. Einige Zeit hielten sie sich längs dem Ufer, bis sie an eine Stelle kamen, wo das Bett weniger breit und die Strömung nicht so reissend war. Hier goß Malchus seinen Wasservorrath aus, füllte die Schläuche mit Luft, verschloß sie sorgfältig und warf sie in die Fluthen. Nachdem er sich rittlings auf den einen gesetzt, ermahnte er Euphemien, sich auf dem andern ebenso einzurichten, und Beide überließen sich nun den Wellen, die sie die Strömung des Flusses entlang dahinrissen.

»In den Fluthen bleibt kein Fußstapfen zurück!« — rief Malchus der zagenden Begleiterin zu. — »Laß uns streben, das jenseitige Ufer so weit unten als möglich zu erreichen, damit unsere Verfolger die Spur verlieren!«

»O Gott, ich sinke!« — rief Euphemie erschreckend, als eine Welle heftig gegen den Schlauch schlug; zugleich warf sie mit unüberlegter Hast die Lebensmittel, welche sie noch bei sich führte, in den Fluß.

»Sey unverzagt und suche dich im Gleichgewicht zu erhalten, der Schlauch kann unmöglich sinken!« — rief ihr Malchus zu, und strebte, angestrengt mit den Füssen rudernd, nach einer entfernten Stelle am andern Ufer zu gelangen. Glücklich erreichte er mit seiner vor Angst halb entseelten Begleiterin das Land; während er die Schläuche wieder mit Wasser füllte, gönnte er Euphemien einige Minuten der Erholung. Zu seinem Entsetzen erfuhr er jetzt erst, daß sie in der Angst des Herzens die Lebensmittel von sich geworfen hatte, und daß die wenigen, die er noch bei sich führte, durch das Wasser bedeutend gelitten hatten und kaum drei Tage vor Fäulniß bewahrt werden konnten. Solches Unheil hatte er nicht erwartet, und nur festes Vertrauen auf Gott schützte ihn vor Verzweiflung; denn die Gegend war von allen Lebensmitteln entblößt und die Heimath wenigstens noch zwölf Tagereisen entfernt. Mit Angst und Bangen trieb er Euphemien zur schleunigsten Fortsetzung der Reise an, aber Beide waren durch den ununterbrochenen Lauf schon so ermattet, daß sie bei der glühenden Sonnenhitze, und ohne sich Ruhe zu gönnen, ihre Flucht nicht länger betreiben konnten; zugleich zwang sie die Angst vor räuberischen Sarazenen, die diesseits des Flusses herumschwärmten,

die äusserste Vorsicht anzuwenden. Sie mußten sich entschließen, bei Tage zu ruhen und zur Nachtzeit mit um so größerer Eile ihren Lauf zu beschleunigen. Aber auch dann war ihre Angst vor Feinden oder Verfolgern noch so groß, daß sie bei jedem Schritte ängstlich um sich schauten.

So hatten sie unter Mühseligkeiten und Entbehrungen, von tausend Gefahren umringt, durch Furcht vorwärts getrieben, durch Erschöpfung zurückgehalten, ihre Flucht noch weitere drei Tage fortgesetzt, als die Besorgnisse des Mönches sich rechtfertigten und der kleine Rest von Lebensmitteln ungenießbar wurde. Welche fürchterliche Lage! Wenn die armen Flüchtlinge auch nicht von ihrem Zwingherrn eingeholt, nicht von Räubern oder wilden Thieren umgebracht wurden, so erwartete sie der Hungertod mit desto schrecklicherer Sicherheit! Nur noch mit einem Schlauche beschwert, trat Malchus am Abende des dritten Tages die Reise wieder an, und ermahnte Euphemien zur angestrengtesten Eile und Ausdauer. Vielleicht gelang es ihnen, so lange sie bei Kräften waren, eine bewohnte Gegend zu erreichen und von der Barmherzigkeit der Menschen sich Nahrung zu erflehen; aber schon graute es im Osten, schon hatten sie im ununterbrochenen Laufe fünf Meilen zurückgelegt, schon erklärte Euphemie, vor Erschöpfung keinen Schritt weiter thun zu können, und noch war keine menschliche Spur gefunden. Ein schreckliches Loos erwartete sie!

Als die Sonne strahlend sich erhoben hatte und dem Auge ein weiterer Umkreis vergönnt ward, spähten die Blicke der unglücklichen Flüchtlinge Hülfe suchend in der öden Gegend umher. Plötzlich rief Euphemie mit dem wilden Schrei der Verzweiflung:

»Heiliger Gott, ich sehe Kamehle! — Unsere Verfolger!« — Die Stimme versagte ihr, ohnmächtig brach sie zusammen.

Der erbleichende Malchus hatte sich rasch gewendet und erblickte wirklich aus weiter Ferne zwei Kamehle in raschem Trabe sich nähern, und bald glaubte er auch die Gestalt seines Herrn unterscheiden zu können. Ja, es war kein Zweifel, er hatte die Spur in dem Sande verfolgt und kam jetzt, um blutiges Gericht zu halten. Mit der Resignation eines Sterbenden sank Malchus auf die Kniee, faltete die Hände und sprach mit bebender Stimme: »Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Du bist gerecht und gütig, denn selbst den schweren Sünder, der so oft an Deiner Barmherzigkeit verzweifelte, strafst Du noch mit Milde. Besser von der Hand eines Heiden fallen, als in Elend, Hunger und Durst zu vergehen!«

Beide waren in dumpfer Erstarrung lange Zeit hinter dem Vorsprung eines Felsen liegen geblieben, und schienen den Tod ruhig erwarten zu wollen. Als aber der Tritt der Kamehle aus kurzer Entfernung an ihr Ohr schlug, sprang Euphemie mit wilder Geberde auf. — »Ist denn keine Rettung von dem schmachvollen Tode?« — rief sie verzweifelnd und rang die Hände zum Himmel. — »Sollen wir ruhig die Bluthunde erwarten und uns wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen? Auf, Malchus, laß uns fliehen, lassen wir uns verbergen! Noch sind wir nicht entdeckt!«

»O Gott, wohin in dieser weiten Ebene; was soll uns verbergen, wenn sich nicht die Erde spaltet, uns aufzunehmen?« — Wie er bei diesen Worten trostlos um sich her blickte, entdeckte er plötzlich nicht weit von sich, rechter Hand eine Höhle. »Gott ist mit uns,

Sein Name sey gebenedeit!« — rief er in Jubel ausbrechend. — »Auf, nach der Höhle, der Himmel selbst hat sie uns geöffnet, wir werden nicht zu Grunde gehen!«

Mit beflügelten Schritten eilten sie dahin, aber kaum waren sie in dem finstern Schlunde angelangt, als Malchus die hastig vorwärtsdringende Euphemie zurückriß.

»Halt ein, daß wir nicht, statt dem Tode zu entrinnen, ihm in den Rachen laufen! An solchen schattigen Orten, wie hier, pflegt wildes Raubgethier und giftiges Gewürm, Vipern und Skorpionen vor der übermäßigen Sonnenhitze Zuflucht zu suchen!«

Mit einem Schrei sprang Euphemie zurück, und Beide standen eine Weile unschlüssig still, und bedachten, ob die offene oder die verborgene Gefahr größer seyn möchte.

Da gewahrte auf einmal Malchus in der Höhle zur linken Seite eine tiefe Grube, die ein Zufall, ein Naturereigniß, ausgehöhlt, oder von dem größeren Schlunde abgerissen zu haben schien, und in der dichten Finsterniß, die ringsum herrschte, kaum bemerkt wurde. Sie zogen es vor sich hier zu verbergen, statt tiefer in die Höhle einzudringen, wo sie überdieß leichter entdeckt werden konnten. Nachdem sie dieses letzte Mittel zur Rettung ergriffen hatten, knieten Beide bange klopfenden Herzens nieder und flehten inbrünstig zu Gott und Seinem eingebornen Sohn, sie aus der schweren Todesgefahr gnädig zu erlösen, und nicht vor Heiden zu Schanden werden zu lassen.

Noch nicht lange befand sich das unglückliche Paar in seinem gefahrvollen Verstecke, als der Perser, von einem seiner Knechte gefolgt, in eiligem Trabe nahte.

Die Fußstapfen in dem Sande hatten ihn bis vor die Höhle geleitet; wuthschnaubend sprang er vom Kamehle, riß das Schwert heraus und rief mit wilder, dröhnender Stimme: »Preis den Göttern, sie haben das verruchte Gezücht in meine Hand gegeben. Nicht länger können sie mir entrinnen und nichts hindert mich, furchtbare Rache zu nehmen. Eile in die Höhle und schleppe sie heraus, mir vor die Füsse, aber ich sage dir, krümme Keinem ein Haar, unverkümmert muß die Wonne mir bleiben, in tausendfachen Qualen ihr Leben zu enden, in Stücken das Fleisch von ihrem Leibe zu reissen!«

Wer beschreibt das Entsetzen, das die Unglücklichen bei diesen Worten durchschauderte! der Schlag ihres Herzens stockte, das Gebet erstarb auf ihren kalten Lippen, ihre Kniee brachen in einander, die krampfhaft gepreßte Brust hatte keinen Athem mehr. Gräßlich ist der Tod, gräßlicher seine Erwartung!

Mit gezogenem Schwerte bewachte der Perser den Eingang; der Knecht eilte nach seinem Befehl in die Höhle. — »Heraus, Christenhunde, heraus, verworfene Sklaven, heraus zur verdienten Strafe für eure meineidige Flucht!« — brüllte er, und in der Dunkelheit geblendet von dem grellen Sonnenlichte, aus dem er so eben kam, stürzte er, ohne die Seitenhöhle zu bemerken, an den Flüchtlingen vorbei nach dem Hintergrunde, wo er lange in der Finsterniß umherirrte, und wüthend wegen seiner getäuschten Erwartungen, immer wilder schrie, daß die Höhle von seinem ungeheuern Gebrüll wiederhallte: da plötzlich springt eine entsetzliche Löwin auf, reißt den Knecht nieder und schlägt ihre gräulichen Tatzen in seine Kehle. Ein leiser Seufzer — ein Krachen gebrochener Knochen — und rings-

umher wieder die alte fürchterliche Grabesstille! — In die unheimlichsten Schlupfwinkel hatte die Löwin ihre blutriefende Beute geschleppt! — —

Entsetzen sträubte das Haar auf den Häuptern der Flüchtlinge, vor deren Augen die Unthat geschah. Ein Angstschrei wollte sich der Brust der bleichen Euphemie entringen, aber das Grausen hatte ihre Kehle zugeschnürt, ohnmächtig sank sie zur Erde. Starr und regungslos, mehr todt als lebend, stand Malchus, die Hände gefaltet und mit bebenden Lippen Gebete lispelnd.

Ungeduldig hatte der Perser einige Zeit des Knechtes geharrt und konnte seine Saumseligkeit nicht begreifen. Sollten vielleicht die Flüchtigen es wagen, sich zu vertheidigen, oder sollten sie gar den Knecht durch die Kraft der Verzweiflung überwältigt und erschlagen haben? Der Gedanke stachelte seine Wuth zur Raserei. Schnell band er die Kamehle an und stürzte mit gezücktem Schwerte ohne Ueberlegung in die Höhle. Das Toben, womit er seinem rachedürstenden Herzen Luft machte, war noch wilder, als des Dieners; er schalt diesen ob seiner Trägheit, und stieß Verwünschungen gegen die Sklaven aus, die er unter den grausamsten Martern zu morden schwur. Ohne die Grube zu bemerken, welche die Flüchtlinge barg, eilte er ebenfalls sogleich nach dem Hintergrunde der Höhle. Aber wüthender als zuvor sprang die gereizte blutdürstende Löwin empor und stürzte sich auf den neuen Feind. Sein vorgehaltenes Schwert mußte sie verwundet haben; sie stieß ein kurzes Gebrüll hervor und schlug ihre Klauen tief in die Gurgel des Gegners. Ein herzdurchdringender Wehruf folgte und zum Zweitenmale die fürchterliche Grabesstille. — Nachdem die

Bestie den Leichnam in Stücken zerrissen hatte, ergriff sie ihre junge Brut und trug sie in den tiefsten Hintergrund der Höhle, denn der wiederholte Angriff ließ sie fürchten, von Jägern entdeckt und verfolgt zu seyn.

Die Empfindungen des verfolgten Paares, der unbemerkten Zeugen dieses entsetzlichen Schauspiels, sind nicht zu beschreiben! — Fürchterlich war der Racheengel Gottes an ihnen vorübergeschritten, um blutiges Gericht zu halten. In ihrer höchsten, schrecklichsten Noth hatte der Herr der Heerscharen ein Ungeheuer der Wüste zu ihrem Schutze gesandt. Sie waren gerettet — auf eine Weise gerettet, wie sie selbst sie weder hätten ersinnen noch erflehen können, aber sie durften sich dieser Rettung nicht erfreuen, noch hielt eisige Erstarrung ihre Glieder gefesselt, noch gähnte ihnen der Tod aus dem blutigen Rachen des Ungethüms entgegen; ein leiser Tritt, ein Athemzug konnte sie verrathen, und dem Verderben überliefern, deßhalb wagten sie auch nicht, ihre Lage zu verändern, so schauderhaft sie immer war. Erst als der Abend herabsank, und die Löwin in ihrem Verstecke sich nicht wieder gerührt hatte, schlichen sie mit bange klopfendem Herzen und zagenden Schritten aus der schwarzen Kammer des Todes heraus an das rosigte Sonnenlicht. O wie versöhnt und selig lächelte den schwer Geprüften die purpurne Abendröthe zu, wie süß und mild schwammen ihnen kosende Lüfte entgegen, wie frei und wonnig war's hier draussen in der weiten, lebendigen Natur und wie leicht und freudig hob sich die beklemmte Brust! Sie stürzten nieder auf die Kniee, hoben die gefalteten Hände zum Himmel und brachten mit überfließenden Herzen und strömenden Augen ihre inbrünstigen Dankgebete dem Herrn der Heerscharen

für die wunderbare Rettung dar. Verklärter strahlte das Abendroth, leiser wehten die Lüfte; es war eine stille heilige Feier — ein Halleluja der Menschen und Natur! —

Die beiden Kamehle standen am Eingange der Höhle angebunden und weideten harmlos einige halbversengten Gräser ab. Die armen Wanderer, die seit langer Zeit keine Nahrung zu sich genommen hatten, überdieß von den Mühseligkeiten der Reise und den Schrecken der letzten Stunden bis zum Tode erschöpft waren, stärkten sich aus dem reichen Vorrathe von Lebensmitteln, der sich hier vorfand und sie für die ganze Dauer der Reise sicher stellte. Mit neubelebten Hoffnungen bestiegen sie bei Einbruch der Nacht die Kamehle, und setzten, von keinem weiteren Unfalle bedroht, ihre Fahrt ohne Unterbrechung mit vieler Bequemlichkeit fort, indem sie Gott unablässig für Seine grenzenlose Barmherzigkeit Preis und Dank brachten.

Glücklich erreichten sie nach zehn Tagen das erste römische Lager, wo sie dem Kriegstribun ihre außerordentlichen Schicksale mittheilten. Dieser ließ sie sogleich zu Sabinus, dem Prokonsul Mesopotamiens, bringen, der ihnen den Werth für die Kamehle auszahlte und sie unter sicherm Geleit nach Antiochien zu bringen verhieß. Euphemie verfehlte nicht, sich bei dem Prokonsul nach dem Schicksale ihres Gatten zu erkundigen und erfuhr, daß er schon vor Jahren in einem Kampfe mit den Persern gefallen, daß ihre beiden Knaben von einem entfernten Verwandten in Rom zu sich genommen und sorgfältig erzogen worden waren. Ja, wie man sagte, waren sie sogar seit kurzem unter der Leibwache des Kaisers und erfreuten sich,

da sie die Tapferkeit ihres Vaters geerbt hatten, mancherlei Begünstigungen.

»Nun denn!« — rief Euphemie — »so hält mich auf dieser Erde nichts mehr ab, das Gelübde zu erfüllen, welches ich in jener schrecklichen Stunde that, als Gott ein Ungeheuer der Wüste sandte, um mein Leben zu vertheidigen. Wenn mein Gatte auch noch lebte, wollte ich mich seinem Umgange entziehen, um mich allein dem Dienste Gottes in Gebet und Enthaltsamkeit zu weihen. Mit freudigem Gemüthe will ich jetzt diesen Schwur erfüllen und nicht müde werden, dem himmlischen Vater Preis und Anbetung zu bringen!«

Malchus hatte sich vorgenommen, nach dem Kloster in der Wüste zurückzukehren und unter der Leitung seines ehrwürdigen Abtes sich ganz dem göttlichen Berufe zu weihen. Aber auch dieser Edle war hinübergegangen und mit ihm der größere Theil der Brüder. Er fand sich beinahe unter lauter fremden Gestalten, bei denen er sich nicht heimisch fühlen konnte. Er gab daher den ersten Plan auf und beschloß, nach seinem Geburtsorte Maronia zurückzukehren, von dem Ertrage seines Gütchens zu leben, und in Gebet und Wohlthun seine Tage zu beschließen. Mit Freuden war Euphemia bereit, ihm dahin zu folgen, und in klösterlicher Abgeschiedenheit die Tage ihres Alters Gott allein zu weihen. Aber wie verändert fand sich Alles in der Heimath, die der kräftige Jüngling verlassen hatte, und der welkende Greis wieder betrat? Die Mutter war längst verstorben, ja sogar viele der Jugendspielen. Malchus fand allenthalben nur Gräber und wurde sich jetzt erst des vorgerückten Alters und der bleichenden Haare recht bewußt. — Gerne

gaben die entfernteren Erben die wenigen Fluren heraus, die sie unterdessen bebaut hatten, und ruhig und heiter verlebten Malchus und Euphemie den Rest ihrer Tage in geschwisterlicher Eintracht. Die Eitelkeiten der Welt verschmähend, weihten sie bis in ihr spätestes Alter dem Herrn ungetheilt ihr Daseyn und wurden nicht müde, Sein Lob zu verkünden. Oft erzählte Malchus unter den Thränen der Zuhörer seine wunderbaren Schicksale, seine Verirrungen und seine Rettung aus so großen Gefahren durch die Barmherzigkeit Gottes. Dann faltete er jedesmal mit heiliger Rührung die zitternden Hände, entblößte das ehrwürdige, silbergelockte Haupt und rief: »Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, so Du an Deinem Knechte gethan hast; Du bist freundlich und gnädig, und Deine Güte währet ewiglich!«

K. u. B.

---

## 10.

## Eine Geschichte, die manchen Christen beschämen dürfte.

Der Dey von Algier hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit Frankreich einen für ihn nicht unvortheilhaften Friedens- und Freundschaftstractat errichtet, in Folge dessen die Seefahrt der Franzosen von den Piraten Algiers keinen Gefahren weiter ausgesetzt seyn sollte. Aber nicht lange dauerte die nicht ohne manches Opfer erkaufte Sicherheit. Der Dey hatte nur zu bald seine Zusage und seine übernommenen

Verbindlichkeiten vergessen, und seine Raubschiffe fuhren fort, nach wie vor die französischen Seefahrer anzuhalten, auszuplündern, und die gewaltsam gemachten Gefangenen in die schrecklichste Sklaverei zu schleppen.

Alle Vorstellungen der eigens nach Algier abgeordneten Gesandten fanden kein Gehör, es wurden vielmehr von dem Dey, statt den gegründeten Beschwerden abzuhelfen, solche übertriebene neue Forderungen für die Fortdauer friedlicher Verhältnisse mit Frankreich gemacht, daß der König Ludwig XIV. Krieg gegen Algier beschloß, seine Flotte ausrüsten, mit einer furchtbaren Artillerie versehen, gegen den Dey auslaufen, und die stark befestigte Raubstadt heftig beschießen ließ.

Dieselbe, so wie die im Hafen gelegene eingeschlossene Flotte des Dey erlitten großen Schaden; darüber stieg aber die Erbitterung desselben und seiner Corsaren zu solchem Grade, daß die ausgesuchtesten Grausamkeiten an den unglücklichen Franzosen ausgeübt wurden, welche theils beim früheren Raube französischer Schiffe mit diesen nach Algier gebracht, oder bei Gefechten an der Küste überwältigt, und in die Gefangenschaft der Türken gerathen waren. Man ließ die beklagenswerthen Schlachtopfer fremder Wuth entweder langsam zu Tode foltern, oder man band sie auf die Mündungen der Kanonen, und ließ sie so zerstückelt auf die französischen Schiffe schießen.

Daß eine solche Grausamkeit indeß auch bei denen selbst, die sie auszuüben von der rohen Gewalt ihres Tyrannen gezwungen wurden, hie und da die lauteste Mißbilligung fand, und den gerechtesten Unwillen erregte, darf nicht verschwiegen werden. Ein Türke, der in Algier eine Hauptmannsstelle begleitete, einst

aber in französischer Gefangenschaft gewesen, und dort sehr gut behandelt worden war, entdeckte einst unter den unglücklichen Franzosen, die man in die Batterie schleppte, um sie auf die Mündungen der Geschützstücke zu binden, einen Offizier, von dem er während seiner Gefangenschaft in Frankreich manche Wohlthaten empfangen hatte. Sogleich nahm er sich desselben an, stellte dem Commandirenden vor, daß es besser gethan seyn würde, des Lebens eines solchen Mannes zu schonen, der einst bei Friedensunterhandlungen oder künftiger Auswechslung von Gefangenen nützliche Dienste leisten könnte. Vergebens, der wüthende Algierer wollte von keiner Schonung hören. Der Türke bat, that im stillen Gespräch demselben Versprechungen, wenn er dem Gefangenen das schreckliche Loos, das ihm zugedacht war, ersparen würde — Alles aber ohne Erfolg. Der Commandirende befahl, diesen Franzosen, wie alle Andere zu tödten.

Sofort ward dann der Unglückliche ergriffen, gebunden, und sollte eben vor die Mündung der Kanone gebracht werden, die der algierische Soldat loszubrennen bereit stand, da ergriff den wackern Türken ein verzweiflungsvoller Schmerz; er sprang auf den Franzosen zu, umklammerte ihn fest, und rief dem Commandirenden zu: »Nun, Wütherich, laß abbrennen! kann ich meinen Wohlthäter nicht retten, so will ich wenigstens den Trost haben, mit ihm zu sterben!«

In diesem verhängnißvollen Augenblicke erschien der Dey — welcher überall die Vertheidigungsanstalten selbst beaufsichtigte — in der Batterie, hörte und sahe, was vorging, und ward durch die großmüthige Entschlossenheit des dankbaren Türken ganz ungewohnter Weise so ergriffen und bewegt, daß er auf der

Stelle befahl, von dem grausamen frühern Gebrauche abzulassen, und fortan das Leben der gefangenen Franzosen zu schonen.

Nicht allein, daß der edelmüthig entschlossene Türke durch seine Großthat in entscheidender Stunde — während er edlen Empfindungen seines Herzens ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr Raum gab, der er sich, selbst, wenn seine Bitte bei dem Commandirenden Gehör gefunden hätte, fortan als ein verdächtiger Anhänger der Feinde aussetzte, seinem Wohlthäter das Leben rettete — er ward auch der hülfreiche Engel zahlreicher vom schrecklichsten Tode bedrohter Unglücklichen, die späterhin, nachdem der Friede zu Stande gekommen, Freiheit und Vaterland wieder erlangten.

K. u. B.

---

## 11.

## Schicksal einer Verführten.

Rechts ab von der Straße, die von Kitrusch nach Clare (in Irland) führt, liegen die Ruinen einer armseligen Hütte, welche zuletzt von einem Bauer bewohnt wurde, der das seltene Glück genoß, mit seiner Lage und mit seinen Glücksumständen völlig zufrieden zu seyn. Dieser arme aber sehr wackere Mann zeigte durch sein tägliches Beispiel, daß wahre christliche Gesinnung, ruhend auf festem Glaubensgrunde, auch die schönste Sittlichkeit zur Folge habe. Denn, während er auf seinem Ackerfelde im Schweiße seines Angesichtes sein Brod aß, war er andrerseits als ein Mann von der

größten Redlichkeit bekannt, der den lieben Gott stets für dasjenige, was Er ihm auf Erden hatte zu Theil werden lassen, lobpries, und nie murrte, wenn Er auf andere minder Dankbare eine reichere Fülle von Glücksgütern ausgeschüttet sah.

Der Christ, obgleich ihn seine Religion eine jenseitige Belohnung erwarten lehrt, ist deßungeachtet nie so ganz frei von irdischen Hoffnungen, daß er nicht schon hienieden auf einen Vorgenuß jener himmlischen Verheißungen Anspruch machen sollte.

Der eben genannte arme Mann hatte nur sehr wenige Besitzthümer, doch diese wenigen hatten für ihn einen großen Werth. Das eine derselben, seine Gesundheit nämlich, setzte ihn in den Stand, vor jedem Mangel gesichert zu leben; und das andere, seine Tochter Sally, kettete ihn an das Leben, für dessen Unterhalt er sich abmühete. Beide Gaben des Himmels — denn so pflegte er sie zu nennen — gewährten ihm ein solches Glück und eine solche Freude, daß er vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht aufhören konnte, dem Himmel dafür zu danken, und Beide waren mit seinem ganzen Daseyn so innig verwebt, daß der Verlust der einen ihm den Genuß der andern verkümmert haben würde.

Sally besaß eine so ausgezeichnete Wohlgestalt, daß sie allgemein bewundert wurde. Die Alten priesen Sally, und die Jüngeren fühlten Neigung zu ihr; und dabei war ihr ganzes Wesen, ihr ganzes Benehmen so sittig und eingezogen, daß selbst der Neid nicht wagte, die allgemeine Achtung, in der sie stand, zu schmälern; während andrerseits die Abwesenheit des reichen und verdorbenen Adels der Nachbarschaft jede Besorgniß fern hielt, daß jemals das Laster sich an diese

Tugend, Schönheit und Unschuld wagen könnte. Irdische Glücksgüter führen stets etwas mit sich, was der menschlichen Glückseligkeit Eintrag thut, gerade so, wie in der Natur kein Metall ohne einen schlechteren Zusatz angetroffen wird; darum könnte man denn auch dem reichen Adel Irlands seinen Aufenthalt in der Fremde schon um der Sicherheit willen verzeihen, die daraus für arglose Unschuld und Tugend erwächst, wären nicht mit dieser freiwilligen Verbannung dennoch so viele Uebel für Irland verbunden. Wenn das Nichtdaseyn des Lasters schon für einen Beweis von Unschuld gelten dürfte, so könnte das irländische Landvolk auf den Ruhm einer wahrhaft beneidenswerthen Sittlichkeit Anspruch machen; nur selten kommt bei ihnen der Fall vor, daß Jemand verführt wird, weil die Gefallenen durch die öffentliche Mißbilligung von jedem geselligen Verkehr ausgeschlossen zu werden pflegen.

Sally, die sich stets Spielgefährten, die so unschuldig waren wie sie, beigesellt hatte, fand nichts Arges darin, auch später noch mit ihren früheren Schulkameraden umzugehen, wenn diese auch bereits in die reiferen Jahre der Mannbarkeit getreten waren, und da sie das Wesen des Lasters nicht kannte, so ließ sie sich in ihrem Benehmen durch keine ängstliche Rücksicht beschränken. Sally's aufgewecktes Temperament war so bekannt, und ihre Gabe andere aufzuheitern so beliebt, daß sie nie ohne Arbeit war, weil jeder sie gern in seinem Hause haben wollte. Die kleinen Geldsummen, die sie sich auf diese Weise durch rühmlichen Fleiß erwarb, pflegte sie dann jedesmal pünktlich ihrem Vater einzuhändigen, dessen Dank für sie die süßeste Belohnung war. Sie wußte, daß ihr Vater arm sey, und richtete ihre ganze Sparsamkeit darnach ein. Wenn

sie mit Eiern oder Federvieh zu Markte ging, so suchte sie sich ihre Sonntagsschuhe dadurch zu schonen, daß sie bis dicht vor die Stadt barfuß ging, und jedes Kleid ward von ihr nicht eher an einem Wochentage angezogen, als wenn sie es zwölf Monate bereits gehabt hatte. Ihr Vater war ebenfalls nicht minder arbeitsam und sparsam. Er ging oft, um einen halben Schilling zu verdienen, drei englische Meilen weit auf Arbeit, und wenn er zufällig keine Arbeit hatte, so baute er auf dem kleinen Ackerstück hinter seiner Hütte Kartoffeln an. Die Frucht dieses Fleißes entdeckte man gleich beim Eintritt in die Hütte. Ein ganzes Gemach war mit einem jährigen Vorrath von der Lieblingsspeise der Irländer angefüllt, und auf dem kleinen weissen Sims standen mehrere Reihen buntgestreiften Steinguts; ausserdem erschien der alte Mann jeden Sonntag in der Kirche sehr gut und warm gekleidet, und seine Tochter in einem sehr reinlichen Anzug. Da Sally bereits schon das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wünschte ihr Vater, seines hohen Alters wegen, sie auch bald zu verehelichen, und hatte auch wirklich schon einen sehr kräftigen frommen Jüngling als seinen Schwiegersohn auserseheen.

Tom O'Driscoll — so hieß der junge Mensch — träumte sich so gern in jene glückliche Zeit, wo die Religion seine Verbindung mit Sally geweiht haben würde, daß er mit Ungeduld dem Ende seiner Lehrjahre entgegen sah. Indeß, da er doch dereinst von seiner Hände Arbeit leben mußte; so glaubte er nicht früh genug damit anfangen zu können, und er benützte daher seine Musestunden dazu, sich etwas für seine künftige Wirthschaft, nämlich ein halb Dutzend eichene Stühle, zwei Tische und eine Bettstelle fertig zu machen.

So standen die Dinge, als eines Tages, während Sally gerade spann, ein Fremder in die Hütte hereintrat uud sich einen Trunk Wasser ausbat. Sie reichte ihm denselben mit vielen Entschuldigungen, daß sie ihm nichts besseres anbieten könne. Da der Tag sehr heiß war, so verweilte der Fremde unter dem Vorwande des Ausruhens noch etwas länger, und benützte schlau die Unerfahrenheit des jungen Mädchens, um aus ihren Antworten die Geschichte ihres Lebens und ihre Verhältnisse kennen zu lernen. Beim Weggehen drückte er ihr eine Geldnote in die Hand, und entfernte sich zugleich so schnell, daß es ihr unmöglich war, die unverdiente Bezahlung für das kurze Ausruhen und den Trunk Wasser zurückzugeben. Geld hat für Jedermann einen gewissen Reiz, und selbst Diejenigen, die es nicht gern annehmen, wenn es ihnen auf eine heimliche Weise zugesteckt wird, wissen demnach immer sehr erfinderisch Entschuldigungsgründe dafür zu ersinnen, daß sie es behalten. Sally war anfangs eine Weile bedenklich, dann aber meinte sie, der Unbekannte möge wohl Einer von jenen edeln Personen seyn, die das Gute nur verstohlen und insgeheim ausüben, und sich schämen als die Urheber desselben zu erscheinen. Seine Freigebigkeit war ja unzweifelhaft, und seine Beweggründe konnten dem Anscheine nach durchaus nicht anders als höchst rein seyn, da er sich auch nicht die geringste Vertraulichkeit herausgenommen hatte und in der Gegend ganz fremd war; überdieß konnte sie sicher darauf rechnen, daß sie ihn nie wieder sehen würde, denn er hatte nicht gesagt, daß er je wieder kommen würde. In diesen Betrachtungen ward sie durch einen reisenden Tabuletkrämer unterbrochen, der zur Hausthür hereintrat und seine Waaren vor ihr auskramte.

Es gelang ihm, das Mädchen zu überreden, daß sie von ihm Strumpfbänder, Scheeren und Seidenband einhandelte und es mit der vom Fremden empfangenen Geldnote bezahlte. Doch kaum war der reisende Händler fort, als ihr auch schon eine Schwierigkeit bei der Sache einfiel, die sie nur durch Verheimlichung zu beseitigen im Stande zu seyn glaubte. Ihr Vater durfte nämlich von dem ganzen Vorfall nicht das mindeste erfahren: nicht sowohl, weil sein Unwille deßhalb zu befürchten war, als vielmehr darum, weil es ihm leicht hätte große Unruhe verursachen können: denn gar zu oft hatte er sich darüber geäussert, wie gefährlich es sey, wenn Mädchen Geschenke von Männern annähmen, zumal von solchen, deren höherer Stand keinen Gedanken an ein engeres Verhältniß aufkommen ließe.

Den folgenden Tag war Sally so eben wieder bei ihrem gewöhnlichen Geschäft, als um eben dieselbe Stunde, wie gestern, der Fremde wieder hereintrat, und zwar ohne daß sie einen Unterschied weiter an ihm hätte bemerken können, ausser daß er besser gekleidet und etwas dreister war. Da er ihr erzählte, er sey jetzt eben auf dem Heimwege begriffen, so däuchte ihr dieß ein hinlänglicher Grund für die Wiederholung seines Besuches zu seyn, und als er beim Weggehen sich gar noch eine kleine Liebkosung erlaubte, so glaubte sie darüber eben nicht böse seyn zu dürfen, da der fremde Herr sehr jung und hübsch war. Zu ihrer großen Verwunderung kam er indeß schon den folgenden Tag wieder, und brachte ein seidenes Halstuch mit, welches er ihr ganz vertraulich um den Nacken knüpfte. Sally suchte anfangs durch Widerstreben (das letzte Regen der in die Fallstricke gefallenen Unschuld) ihre Mißbilligung an Tag zu legen. Als aber der Verführer hierauf ihr

förmliche Heirathsanträge machte, fand sie sich (weil ihr Herz, bei aller bisherigen Unbefangenheit, doch nicht in Gott gewurzelt war, in welcher Wurzelung allein die Kraft liegt, allen Verführungen zu widerstehen) doch nicht stark genug, seine Zudringlichkeit länger abzuweisen.

Die Vornehmsten und Gebildetsten haben oft den Verführerkünsten nicht zu widerstehen vermocht; kein Wunder also, wenn ein einfaches Landmädchen sich davon berücken läßt. Als Sally die Artigkeit, die der Fremde ihr vorsagte, anhörte, nahm sie ihren Spiegel zur Hand und fand, daß sie wirklich recht hübsch sey; zugleich aber kam ihr der Ernst ihres Verführers so aufrichtig vor, und sein gebildetes Aeußere und seine feinen Manieren machten einen so großen Eindruck auf ihr Herz, daß sie endlich einwilligte, seine Braut zu werden.

Der Abend, an welchem sie ihrem Verführer ihre väterliche Hütte zu verlassen versprochen hatte, fiel in den Anfang des Mai, und je näher dieser Abschiedsabend herankam, desto mehr fing sie sich an, davor zu fürchten. Der junge Mensch konnte ja falsch gegen sie seyn, und schon der bloße Gedanke an diese Möglichkeit war hinreichend, um in ihr die bangsten Besorgnisse zu wecken; allein andererseits waren doch wiederum seine Versprechungen so schön, und sie glaubte sich daher auf diese verlassen zu können. Endlich war dieser Abend da, und zufällig — gleichsam als sollte es der letzte Abschiedsbesuch seyn — besuchte sie an demselben auch ihr früherer Bräutigam. Es fehlten nur noch wenige Tage, so war seine Lehrzeit zu Ende, wo er sodann seine ganze erworbene oder angefertigte Habe in die Wohnung seiner künftigen Frau bringen

wollte, und diesen Abend wollte er nun vorläufig sich mit dem alten Manne über die alsdann zu treffenden Einrichtungen besprechen. Mehr als einmal that er dießmal an Sally die Frage, ob sie denn unwohl sey, sie sehe ja so niedergeschlagen aus, und wiederholt drückte er ihr die Hand, um sie zu Ueberwindung dessen zu ermuthigen, was er für bloße Bangigkeit hielt.

Unterdeß nahte auch die verabredete Stunde heran. Sally war in Bereitschaft, nahm von ihrem nichts ahnenden und sanft schlummernden Vater Abschied, und folgte ihrem neuen Bräutigam, der sie rasch nach Ennis fortführte, wo sie dreist genug war, von ihm die Erfüllung seines Versprechens zu fordern. Ihr Entführer wußte freilich, daß er ihr Herz erobert habe, doch glaubte er auf ihre Tugend keinen gewaltsamen Angriff wagen zu dürfen. Um sie nun zu beruhigen und ungestraft bei der Sache davonzukommen, führte er sie zu einem sogenannten Tacken, — so nennt man nämlich sehr bezeichnend in Irlaud einen jeden abgesetzten Geistlichen — wo denn die Trauung vollzogen wurde. Nachdem diese geendigt war, verlangte der Geistliche außer den Trauungsgebühren auch noch die eigenhändige Namensunterschrift des Bräutigams, gleichsam als Anerkenntniß dieser Ehe und als Zusicherung für die Braut. Der Bösewicht hatte geglaubt, der arme Priester wäre viel zu unwissend und leichtsinnig, als daß er diese Trauung erst noch aufzeichnen würde, und die plötzliche Entdeckung seines Irrthumes machte ihn so bestürzt und verlegen, daß er in der Verwirrung seinen Namen »Richard M'Naughton« in das Buch einschrieb.

»Die Geburt des Verbrechens« — sagt ein geistrei-

cher Schriftsteller, wo er von Verführung der Unschuld spricht — »ist zugleich der Tod des Genusses.« M'Naughton hatte kaum mit seiner jungen Gattin zu leben angefangen, als er sie auch schon wieder los zu seyn wünschte. Ihre unschuldigen Ansprüche, die sie an seine Liebe machte, waren ihm lästig; ihre liebevolle Zärtlichkeit, die sie ihm bewies, wurde ihm langweilig. Er brachte sie unter dem Vorwand, ihr Zerstreuungen zu verschaffen, nach Killarney, bezog daselbst ein niedliches Häuschen und kaufte ein Boot, um mittelst desselben die reizenden Seen der Umgegend beschiffen zu können. Hier lebte er, zurückgezogen von allem menschlichen Umgange, blos mit Sally und einem Vertrauten zusammen, dem Scheine nach heiter, doch oft sehr niedergeschlagen und melancholisch. Eines Abends gab er vor, daß er noch Geschäfte in der benachbarten Stadt habe, und trug seinem Vertrauten auf, daß er Sally durch eine Kahnfahrt auf den Seen, deren Gewässer den Inseln und Hügeln von Killarney einen unendlichen Reiz verleiht, angenehm unterhalten solle. Sally war ganz arglos und besorgte keine Gefahr; doch bei der Heimkehr am späten Abende erstaunte sie nicht wenig, als sie ihren zurückgekehrten Gemahl in der heftigsten Wuth und gegen seinen treuen Diener in den höchsten Unwillen ausbrechen sah, dessen Ursache ihr eben so unbekannt war, als sein Benehmen unerklärbar. Den Abend darauf fuhr M'Naughton, wie gewöhnlich, von Sally und seinem Diener begleitet, wieder auf den Seen umher. Das Jahr war bereits in die Mitte des Sommers vorgerückt, die ganze Natur schien sich über die Schönheit der Schöpfung zu freuen, und überall begegnete dem Auge des Schauenden romantische Anmuth, während sein Ohr sich an der Melodie eines tausendfa-

chen Echo's ergötzen konnte, das wechselsweise von Thal und Höhen zurückgeworfen wurde. Jedes Thal war ein wellenschlagender Wasserspiegel, und von jedem Felsen stürzte in harmonischem Tonfall eine natürliche Kaskade herab. Indeß, wie bezaubernd auch die ganze Umgebung ringsumher seyn mochte, so war doch Sally unter allen der lieblichste Gegenstand, den die Abendsonne damals beschien. Ihr Gemüth, das sich vermöge seiner unschuldigen Heiterkeit so leicht zu jeder schönen Naturscene zu stimmen wußte, war diesen Abend ganz von der erhabenen Pracht erfüllt, welche die Hand der Natur in so reichem Maße hier ausgegossen zu haben schien, und auf ihrem Angesicht spiegelten sich die feierlichen Gefühle ihres Innern sichtbar ab.

Verruchter Ehrgeiz! dein ertödtender Fluch vertilgt den holden Eindruck jeder tugendhaften Schönheit, und macht deine Anhänger gegen die Wonne hoher Gefühle unempfindlich; kein Gegenstand ist so lieblich, daß er der Aufopferung auf deinem verbrecherischen Altar entgehen könnte, und kein Verbrechen ist dir zu gräßlich, wofern nur die Vollbringung desselben Aussicht auf deine Belohnungen eröffnet! Auch die arme Sally mußte deinem bösen Dämon als Opfer fallen!

Sally's Vater und ihr Verlobter, O'Driscoll, welche Beide über die Entweichung der Tochter und Braut bekümmert waren, folgten ihr unterdeß mit rastloser Unruhe von Stadt zu Stadt nach, und waren diesen Abend in Killarney angelangt, wo sie von ihrem abgeschiedenen Aufenthalt Nachricht erhielten. Sie begaben sich sogleich nach dem Häuschen, erfuhren dort aber, daß Sally und ihr Gemahl so eben wieder eine Wasserfahrt auf dem See machten.

Der alte Mann, voll froher Hoffnung, daß er nun doch noch einmal sein Kind wieder sehen würde, kletterte, von O'Driscoll unterstützt, über Höhen und Felsen empor, bis sie endlich das Boot ins Gesicht bekamen, welches langsam in der Strömung dahinschwamm. Der Anblick seines Kindes entlockte den Augen des armen alten Mannes eine Fluth von Thränen, auch konnte sich O'Driscoll des Weinens nicht enthalten, während er ihrem Verführer Rache schwor. Eine Zeit lang sahen sie das Boot ruhig dahinschiffen, doch eine Biegung des Sees und ein dazwischentretender Hügel entzog es endlich ihren Blicken, worauf sie auch sogleich einen furchtbaren Schrei vernahmen — dann noch einen — und dann wieder einen — aber immer schwächer und leiser. Eine unaussprechliche Angst um Sally bemächtigte sich jetzt ihres alten Vaters. Er erkletterte sofort den Gipfel der Anhöhe, und sah hier gerade unter seinen Füssen den ins Wasser geworfenen und allmählig untersinkenden Leichnam seines Kindes. »Verruchte Mörder!« rief er aus, und fiel in O'Driscoll's Arme.

Sobald der arme Alte wieder zu sich gekommen war, forderte er O'Driscoll auf, die steile Höhe hinunterzublicken; doch drunten war Alles todtenstill, blos drüben am jenseitigen Ufer des Sees sahen sie das leere Boot stehen. »Ach,« sagte der arme Mann, »wir kommen eine Stunde zu spät, um Sally vom Untergange zu retten; doch wollen wir wenigstens ihrer Leiche habhaft zu werden suchen und diese sodann an die Seite ihrer Mutter hinbegraben, wo ich bald selber zu liegen wünsche.« Die Stadt, wohin sie sich wegen Hülfe wandten, war nicht weit entfernt. Das Volk kam schaarenweise herausgeströmt, um zu sehen,

ob die gemeldete Unthat wirklich sich ereignet habe, und konnte sich nicht eher davon überzeugen, als bis Sally's Leiche entstellt und verstümmelt, an's Ufer herausgezogen wurde. Die ganze Gegend ward bei dieser Nachricht von dem tiefsten Abscheu gegen diese That erfüllt. Dem unerschrockenen Verfahren eines jungen Friedensrichters gelang es endlich, M'Naughton als den Thäter auszumitteln. Dieser stand indeß, wie sich ergab, in so enger Verbindung mit einigen der bedeutendsten und einflußreichsten Familien in Irland, daß der Richter, der das Verhör und die Verurtheilung leitete, ganz im Sinn und in der Weise eines alten Römers das Urtheil sofort an ihm vollstrecken ließ, ehe noch eine Begnadigung bei der Oberbehörde für ihn nachgesucht werden konnte.

Ein Jahr später ward auch der mitschuldige Bediente M'Naughton's eingezogen und der That überwiesen. Vor der Hinrichtung gestand dieser, daß sein Herr an jenem Abend sich mit einem jungen und reichen Mädchen von Stande, die ihm von seiner Schwester längst schon bestimmt gewesen, habe verheirathen wollen, und aus Furcht, daß Sally dagegen vielleicht Einspruch thun könnte, habe er beschlossen, sie zu ermorden. Zu diesem Zweck habe er nun dem Diener befohlen, eine große Keule und einen schweren Stein zu Versenkung des Leichnams herbeizuschaffen, und ihn sodann mit ihr auf den See geschickt, damit er die That allein vollbringen möchte. »Allein,« fuhr der Delinquent fort, »als ich die Keule drohend gegen sie aufhob, glaubte sie, ich wolle sie blos zum Scherz erschrecken, und lächelte mich dabei so freundlich und unschuldig an, daß ich den Schlag nicht auszuführen vermochte.« Das war denn auch der Grund gewesen,

warum sein Herr in der letzten Nacht vor ihrem Tode so böse auf den Diener gewesen war, und warum er den Abend darauf den Mord selber verübte.

So wie die Tugend niemals liebenswürdiger ist, als wenn sie in einer anmuthigen Gestalt sich darstellt, so erregt auch der Meuchelmord, wie gräßlich er auch an sich schon seyn mag, doch nie ein so tiefes Entsetzen, als dann, wenn er Jugend und Schönheit hingeopfert hat. Der Eindruck, den Sally's trauriges Schicksal damals in Irland machte, ist noch jetzt bei allen in frischem Angedenken. Die Alten erzählen die Geschichte derselben, damit junge und leichtgläubige Mädchen sich daran ein Beispiel nehmen sollen, und die jungen Leute hören sie gern, weil sie seltsam und schaurig klingt. Die Wahrheit des ganzen Begebnisses ist übrigens nur zu sehr verbürgt, als daß sie im mindesten in Zweifel gezogen werden könnte, und in den Kriminalakten des Kreisgerichts ist noch jetzt das Nähere über diese entsetzliche That zu lesen.

Sally's Vater folgte übrigens bald seiner vorangegangenen Tochter nach. O'Driscoll geht nie an den Ruinen der Hütte vorüber, ohne für die Seelenruhe Beider zu beten und Sally's Namen mit Rührung auszusprechen. Der Todestag der Letzteren wird noch jetzt von ihren vormaligen Jugendgespielen festlich begangen, die an diesem Tage auf ihr grünes Grab jedesmal freundlich gewobene Kränze duftender Feldblumen streuen — gleichsam als Weihgeschenke und Opfer der Erinnerung an die Unglückliche, deren Asche darunter ruht.

(Aus der irländischen Geschichte.)

## 12.

## Der Neujahrswunsch.

Das schöne Weihnachtsfest hatte weit und breit seine stille selige Feier in jedes Haus gebracht, unter den Christbäumen standen die Kinder und empfingen fröhlichen Herzens die Gaben, die ihnen die Liebe ihrer Eltern beschert hatte, und auf jedem Tische stand am ersten Feiertage ein Weihnachtskuchen, den die sorgsame Hausfrau für Gatten und Kinder gebacken hatte. — Nur in einem kleinen Stübchen, in einem Hinterhause der Vorstadt gelegen, war kein Christbaum aufgeputzt, kein Kuchen gebacken worden, obwohl eine Mutter mit ihrem Knaben darin wohnte. Die neugierige Nachbarin, der die stille trauernde Frau längst ein Räthsel war, weil sie, trotz aller Nachforschungen und häufigen Anreden, von ihren Schicksalen nichts erfahren konnte, hatte sich zwar an das Fenster geschlichen, um zu sehen, wie die unbekannte Frau mit ihrem kleinen achtjährigen Knaben den Weihnachtsabend zubringen möchte; sie hatte aber nichts weiter gesehen, als daß die junge Mutter bei einem Lämpchen mit ihrem Söhnlein an einem Tisch gesessen, und diesem ein kleines Bild gezeigt hatte, worüber sie, wie es schien, ihm viel erzählte, so daß der Knabe an keinen Weihnachtsbaum zu denken, sondern nur begierig die Worte der Mutter aufzufassen schien. —

Was die Nachbarin nicht erlauschen konnte, das sollt ihr, meine lieben Leser, von mir erfahren; denn ich bin ein Freund jener Frau, die zu arm war, um einen Weihnachtskuchen zu backen, und ich habe den Knaben sehr lieb, der den Weihnachtsbaum über das

Bild seines frommen, vielleicht schon längst im Grabe ruhenden Vaters vergaß, das ihm die Mutter vorzeigte.

In einer Stadt am Gebirge wohnte ein reicher Fabrikherr mit Namen Samuel Volkmar. Er hatte sein Geschäft nach und nach so erweitert, daß er fast jährlich neue Gebäude aufbauen mußte, um nur alle die Arbeit fördern zu können, die er mit großem Gewinn wieder verkaufte. Mehrere hundert Menschen erhielten bei ihm Arbeit und Brod; selbst die Kinder dieser Arbeiter fanden frühzeitig schon ihren Kräften angemessene Beschäftigungen und Verdienst, und es erschien der große Haushalt des Samuel Volkmar mit allen seinen Arbeitern, wie eine Familie aus alter Zeit, wo Alles, was von ihm Brod und Arbeit empfing, den Herrn und Meister auch als Vater betrachtete. Der alte Volkmar war nicht allein ein sehr einsichtsvoller, in seinem Geschäfte erfahrener Mann, der durch seine Fabriken die schönsten Arbeiten lieferte, sondern er war auch wegen seiner großen Rechtlichkeit allgemein geachtet, und seine Waaren fanden schnellen Absatz, weil Jedermann mit dem Samuel Volkmar gern zu thun haben mochte.

Er hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Otto, der einst der Erbe seines Geschäfts und großen Vermögens werden sollte, und der um so mehr die Freude und Hoffnung seiner Eltern war, als er nicht allein etwas recht tüchtiges gelernt hatte, sondern auch mit kindlicher Liebe und Treue ihnen ergeben war. Er half dem Vater bei seinen vielen Arbeiten, versah selbst die Stelle eines Factors in der Fabrik, war allen unter ihm stehenden Arbeitern ein Vorbild des musterhaftesten Fleißes und der Ordnungsliebe; und

wie er hier streng gegen sich und andere verfuhr, so war er doch gegen die Eltern wiederum voll kindlicher Liebe und hingebenden Gehorsams. Der Vater, der sich aus einem unbedeutenden Bürger zu einem großen reichen Fabrikherrn empor gearbeitet hatte, schien, bei aller seiner Rechtlichkeit und seiner Thätigkeit, dennoch seine eigene Kraft überschätzt, und die Hauptquelle alles Segens, die nur in Gott sich findet, zu wenig beachtet zu haben. In dem stolzen Dünkel, Alles durch eigene Kraft erworben zu haben, was er dem Sohn einst hinterlassen werde, glaubte er deßhalb auch sich die Bestimmung über das künftige Schicksal desselben ganz allein vorbehalten zu dürfen, und forderte daher auch hierin, wie überall, von dem Sohne, einen unbedingten Gehorsam.

»Siehe, mein Sohn,« sprach er zu ihm, »hier auf diesem weiten Anger, stand vor 25 Jahren nur jenes kleine Haus, in welchem du geboren wurdest; aus diesem Häuschen hat mein Fleiß aber seine Arme ausgebreitet, und nach und nach jene pallastartigen Häuser erbaut; die schöne geräumige Wohnung, die reichen Waarenlager, die großen Maschinen, die immer neues schaffen und erwerben, das Alles habe ich selbst erbaut und gegründet, und das Alles hinterlasse ich einst dir; deßhalb verlange ich aber auch von dir einen unbedingten Gehorsam in allen Sachen: denn ich bin dein Vater und auch allein der Begründer deines Glückes!« Der redliche Sohn war hiemit auch vollkommen einverstanden; er erkannte, was er dem Vater schuldig war, fühlte sich nur glücklich, wenn er ihm gehorchen konnte, und fürchtete nicht, daß es je anders werden könnte. Otto hatte nun endlich das Alter erlangt, wo er nach den Gesetzen des Landes in das stehende

Kriegsheer eintreten mußte, und da er nicht allein ein gesunder kräftiger Jüngling war, sondern der Vater auch stets den Grundsatz befolgte, daß sein Sohn sich keiner Pflicht gegen das Vaterland entziehen dürfte, so ließ er ihn als Freiwilligen bei dem Dragoner-Regimente eintreten. Ehe Otto jedoch das väterliche Haus verließ, machte ihn der Vater mit den Plänen für seine Zukunft bekannt, damit der Sohn sich selbst darnach richten könne. Er verkündigte ihm unter Andern, daß er bereits für ihn eine Braut zur künftigen Gattin gewählt und bestimmt habe; sie war die Tochter eines reichen Kaufmannes, mit welchem der alte Samuel Volkmar seit vielen Jahren in Verbindung gestanden hatte, und mit dem er längst übereingekommen war, daß ihre Kinder sich einst heirathen sollten, theils um das Band der alten Freundschaft noch fester zu knüpfen, theils um das beiderseitige große Vermögen zusammen zu bringen.

Der Jüngling hörte den Vater schweigend an, und erlaubte sich blos die bescheidene Frage: »ob denn der Vater das Mädchen auch näher kenne, oder es doch wenigstens gesehen habe?« Aber der Vater fuhr auf und sagte: »Ich kenne den Vater und dessen bedeutendes Vermögen! ich weiß, daß das Mädchen gut erzogen ist, und die Wirthschaft versteht, etwas weiteres bedarf es nicht! Ich habe nun eine Braut für dich gewählt, die zu deinen Verhältnissen paßt, und du magst nun selbst ihre Gunst zu erlangen suchen. Du trittst jetzt in das Regiment, welches in ihrem Wohnorte in Garnison stehet, und magst du denn diese Gelegenheit wahrnehmen, dich in dem Hause deines künftigen Schwiegervaters bekannt zu machen!« — Otto verließ hierauf das väterliche Haus, und wurde

als rüstiger Freiwilliger bei dem Reiterregiment eingereiht; er suchte sich in dem Hause des künftigen Schwiegervaters Zutritt zu verschaffen, ohne daß er jedoch sich ihm als den vermählten Bräutigam seiner Tochter vorgestellt hätte; denn trotz aller kindlichen Ergebenheit in den Willen seines Vaters, war es ihm doch so um's Herz, als ob er erst ungekannt die Braut sehen müsse, die seine künftige Lebensgefährtin werden sollte. Er gab sich für einen Verwandten des Volkmar'schen Hauses aus, und fand unter diesem Namen bei dem Freunde seiner Familie eine günstige Aufnahme. Sowohl der Vater, als auch die Tochter, ließen sich oft von ihm die Familie des alten Volkmar und ganz besonders dessen Sohn schildern, und zeigte zwar eine große Zuneigung zu dem Volkmar'schen Hause, doch entging es dem Jüngling nicht, daß besonders Alceste immer sehr ernst wurde, wenn er mit ihr vom jungen Otto Volkmar sprach; ja es verdroß ihn fast, daß sie nicht einmal Lust bezeigte, ihn bald kennen zu lernen, und daß sie sogar kalt blieb, wenn er sich ihr selbst als einen guten frohherzigen Menschen schilderte, der sich auf die Bekanntschaft seiner künftigen Braut gar sehr freue. Wäre Alceste ein Mädchen gewesen, die ihm mißfallen hätte, so würde ihm jene Gleichgültigkeit lieb gewesen seyn; er würde ihr dann Gleiches mit Gleichem vergolten und die Ueberzeugung gefaßt haben, daß sie nicht für einander paßten. Aber Alceste war eine sehr sittige Jungfrau. Es war ihm um's Herz, als ob er sie wirklich recht lieb gewinnen und mit ihr leben könnte, und es that ihm fast wehe, daß sie sogar keine Lust bezeigte, den künftigen Bräutigam kennen zu lernen, der unbekannter Weise schon vor ihr stand.

Er war nun mehrere Monate in diesem Hause aus- und eingegangen; man hatte ihn lieb gewonnen, und zu ihm Vertrauen gefaßt, aber von dem Bräutigam Otto war selten die Rede. Da beschloß er denn der Sache endlich einmal näher auf den Grund zu kommen. Er benachrichtigte Alcestens Vater, daß er zu seinem Oheim Volkmar auf Urlaub gehen werde, und daß ihm sein Freund Otto aufgetragen habe, ihm wegen der Verlobung nunmehr bestimmte Nachricht mitzubringen. Alceste war gegenwärtig; sie verließ schweigend das Zimmer, der Vater aber reichte dem jungen Mann die Hand und sagte:

»Wir haben ein herzliches Vertrauen zu Ihnen gewonnen, mein lieber Volkmar, und ich habe Sie deshalb zu dem Vermittler zwischen uns und dem jungen Otto Volkmar ausersehen. Es ist wahr, ich habe mich mit dem alten Volkmar in früherer Zeit vereinigt, daß unsere Kinder sich einst heirathen sollten; denn ich zweifelte nicht, daß meine Tochter ganz mit mir einverstanden seyn, und sich in den Willen des Vaters fügen würde; allein ich habe erst später einsehen gelernt, daß die Eltern über das Herz ihrer Kinder nicht vorweg und ganz allein entscheiden dürfen, sondern daß sie nur mit ernstem Rath und mit ihrer Erfahrung den Kindern hier zur Seite stehen und das Uebrige ganz der Fügung Gottes überlassen müssen. Meine Tochter würde mir zwar als ein gutes Kind gehorsam seyn, und, wenn ich es verlangte, dem jungen Volkmar ihre Hand reichen, aber wie sollte ich hier mit strenger väterlicher Gewalt über das Glück ihres Lebens entscheiden wollen, wo sich das Herz meines Kindes mit Vertrauen dem Vater geöffnet hat? Alceste ist einem andern jungen Manne zugethan, den

auch ich achte und liebe, ich weiß ihr nichts einzuwenden, wenn sie mich bittet, in ihre Verbindung mit diesem jungen Manne zu willigen, und das lästige Verhältniß mit dem unbekannten Bräutigam aufzuheben. Wenn ich nun aber auch meiner Tochter nachgeben möchte, so stehen mir doch andere Hindernisse in dem Wege: der Volkmar hat mein Versprechen; mein Handlungsgeschäft ruht größtentheils auf der Verbindung mit ihm, und es würde mir großen Nachtheil verursachen, wollte er sich ganz von mir zurückziehen und die bisherige Freundschaft in Feindschaft verwandeln. Ich weiß daher nicht, auf welchem Wege die Sache am besten sich ausgleichen lassen dürfte; denn ich möchte eben so wenig das Herz meines Kindes zerreissen, als die Freundschaft mit dem Volkmar'schen Hause brechen. Nur ein Mittel seh' ich vor mir, wenn nämlich Sie, mein lieber Volkmar, Ihren Freund Otto bewegen wollten, selbst von meiner Tochter abzustehen. Sagen sie ihm von dem, was ich Ihnen hier vertraut habe, was sie für gut halten; nur sorgen Sie dafür, daß der alte Volkmar nicht erfährt, daß ich die Veranlassung zur Trennung unserer Kinder gegeben habe, und bedenken Sie, daß ich hier nicht allein das Glück meiner Tochter, sondern auch meines ganzen Hauses, in Ihre Hand lege!«

Otto hörte ihm ernst und schweigend zu. Es ging ihm weh durch die Seele, daß er eine Hoffnung aufgeben sollte, die ihm schon fast lieb geworden war; allein, weil er sich nicht von sinnlicher Leidenschaftlichkeit beherrschen ließ, sondern als wahrhaft christlicher Jüngling sein Schicksal ganz in die Hand Gottes legte, so besann er sich doch nicht lange und sagte:

»Wenn mir Alceste dieß alles selbst bestätigen

wollte, so würde ich wohl ein Mittel finden, mit aller Schonung für sie das lästige Band zu lösen!«

Der Vater rief die Tochter herbei, sagte ihr, was er mit dem Jüngling besprochen, und Alceste zögerte nicht, mit aller Jungfräulichkeit das schüchtern zu bestätigen, was der Vater ihm bereits eröffnet hatte.

Da reichte Otto dem Alten die Hand, und sagte gefaßt: »Es ist gut, die Sache ist entschieden; Euer Wort sollt ihr zurück erhalten! Sey Du glücklich, Alcestchen, mit einem andern Gatten, und Sie, Vater, besorgen Sie nichts von dem Otto, er wird die Sache schon allein auf sich nehmen, wird Ihr Vertrauen ehren, und treuherzig schweigen; das will und kann ich Ihnen hier heilig geloben, denn ich bin ja selbst der Otto!« — und hiermit verließ er schnell das Zimmer.

Für Alceste war die Sache nun zwar nach Wunsch beendigt, aber nicht in Otto's eigenem älterlichen Hause. Er hatte Alceste's Vater ja versprochen, alles allein auf sich zu nehmen, und da er seinem Vater daher keinen andern Grund angeben konnte, als daß ihm Alceste zuwider sey, so erfuhr er die härteste Behandlung und mußte sich einen undankbaren, ungehorsamen Sohn schelten lassen; ja der alte Samuel Volkmar ging endlich so weit, daß er, da Otto in jene Verbindung durchaus nicht willigen wollte, ihn gänzlich aus seinem Hause verwies, ihn mit einer kleinen Summe Geldes in die Welt hinaus stieß, und den Schwur that, ihn zu enterben, wenn er Alcesten nicht heirathen wollte!

Der arme Otto verließ mit zerrissenem Herzen seine Heimath, und zog mit dem Heere seines Fürsten in den Krieg. Die Mutter wollte fast verzweifeln,

aber der Vater blieb ernst und unbeugsam bei seinem Ausspruch.

So waren endlich zehn Jahre verflossen; Alceste war glücklich verheirathet, Otto aber verschollen, und wie seine Mutter nach allen in der Stille eingezogenen Nachrichten glauben mußte, im Kriege umgekommen. Der alte Volkmar hatte über sein Vermögen zwar noch nicht entschieden, aber er fühlte jetzt immer mehr, daß er kinderlos sey, und hatte vor kurzem seiner still trauernden Gattin endlich das Versprechen gegeben, ihr mit nächstem ein Pflegekind zuzuführen, das der Erbe seines großen Vermögens werden sollte. Auch er selbst wünschte, ein solches Kind wieder um sich zu haben, aber wo sollte er es wählen? Ueberall stand ihm irgend ein störendes Verhältniß im Wege, oft hatte er schon von einer getroffenen Wahl wieder abstehen müssen, und so beschloß er denn, diese Wahl jetzt nur, wie er es nannte, dem Zufall zu überlassen.

Es war die Zeit der Neujahrsmesse gekommen; auch Volkmar schickte sich an, sie zu besuchen, und sagte beim Abschiede seiner Frau: »Bleibe gesund, Mutter, und mache die alte Kinderstube wieder zurecht; denn mir ist es so, als würd' ich Dir ein recht liebes Neujahrsgeschenk von der Messe mitbringen, was Du in jener Stube unterbringen magst!« So reiste er denn nach der großen Meßstadt hin, wo sich unzählige Kaufleute zu ihren Meßgeschäften versammelt hatten. Auch Alcestens Vater war dort anwesend; die beiden alten Freunde hatten sich lange nicht gesehen, sie hatten sich Vieles aus ihrem Leben mitzutheilen, und es kam natürlicher Weise auch die Rede auf ihre Kinder. Der Freund erzählte, wie glücklich seine Tochter jetzt verhei-

rathet sey, und erfuhr dagegen vom alten Volkmar, daß er wegen dieser fehlgeschlagenen Verbindung, seinen einzigen Sohn verstossen und enterbt habe. Mit Entsetzen erkannte der Freund, daß er und seine Tochter allein die Schuld hievon trugen, und er zögerte nun nicht länger, dem alten Volkmar Alles zu entdecken und ihm zu zeigen, wie Otto ganz unschuldig sey, nur aus der zartesten Rücksicht geschwiegen, und selbst das härteste Schicksal erduldet habe.

Der alte Volkmar stieß das Glas Wein, das er eben an die Lippen setzen wollte, auf den Tisch, daß es zersplitterte, und mit dem Ausruf: »Du hast mich um meinen guten Sohn betrogen;« stand er auf, und verließ rasch das Zimmer.

Es war der Neujahrsmorgen; überall sah man geputzte Leute, die theils einander zu dem neuen Jahre ihre Glückswünsche brachten, theils zur Kirche gingen, und überall gab es fröhliche Gesichter; denn Jeder hoffte und glaubte, daß ihm das schöne neue Jahr etwas Gutes bringen werde.

Nur der alte Volkmar hatte keine Hoffnung; für ihn konnte das neue Jahr nichts bringen, denn er hatte seinen redlichen Sohn verstoßen, hatte ihn in den Tod gejagt, und er mochte deßhalb keinen Glückwunsch vernehmen; für ihn gab es kein Glück mehr. In seinen Mantel tief eingehüllt, durcheilte er die Stadt, um draußen auf den kalten beschneiten Fluren das heiß und lang klopfende Herz abzukühlen. Da erblickte er einen Knaben von etwa acht Jahren, der vor einem alten Hause stand, und mit gefalteten Händen auf eine kaum noch lesbare Inschrift hinblickte, die über der Hausthür dort in Stein gehauen war. Der Knabe fiel dem alten Volkmar auf, er blieb stehen und richtete auch

seine Blicke nach jener Inschrift, die folgendergestalt lautete:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angst,
„Gnädig wird Er Sich erweisen,
„So du gläubig Ihn verlangst!" —

»Warum liesest du den Spruch dort so wiederholt?« fragte Volkmar den Knaben; »geh doch lieber nach Hause und wärme dich; du bist so ärmlich angezogen, und es ist heut sehr kalt!«

»Bei der Mutter ist es auch nicht viel wärmer!« antwortete der Knabe: »ich will erst den Vers dort auswendig lernen!«

»Und wozu denn?« fragte ihn Volkmar weiter.

»Heut ist ja der Neujahrstag!« entgegnete der Knabe: »alle Menschen wünschen einander Glück, oder schenken sich schöne bunte Neujahrswünsche; nur meiner armen Mutter wünscht Niemand Glück, und da will ich es denn thun; und weil ich mir kein Wünschchen kaufen kann, so habe ich jenen Vers dort auswendig gelernt; der paßt für die Mutter, denn sie faltet auch oft in ihrer Angst die Hände zum Himmel!« und hiermit sprang der Knabe fort, nachdem er die Inschrift noch einmal durchgelesen.

Volkmar aber ging dem Knaben nach. Die freundlichen Züge des blühenden Gesichtes, von blonden Locken umwallt, die kindliche Einfalt und fromme Liebe zu seiner Mutter, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, zogen ihn unwiderstehlich an. Er sah den Knaben in ein kleines Hintergebäude der Vorstadt hinein gehen, folgte ihm dorthin, und machte leise und unbemerkt die Thüre eines Stübchens auf. Da erblickte er ein junges, sehr ärmlich, aber reinlich gekleidetes Weib am Fenster stehen, ihre Augen waren zum Him-

mel gerichtet, die Hände hingen ihr gefaltet herab; neben ihr auf einem hölzernen Stuhle saß der Knabe neben einem alten treuen Hündchen und sagte der Mutter die Worte laut vor:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angst,
„Gnädig wird Er Sich erweisen,
„So du gläubig Ihn verlangst!“

Das junge Weib fing an, bitterlich zu weinen, und drückte den Knaben fest an ihre Brust. Volkmar aber machte die Thüre leise zu, um die Mutter mit ihrem Kinde nicht zu stören. Nach einer Pause klopfte er endlich laut an, und trat hierauf in das Stübchen, als ob er von dem, was zwischen Mutter und Kind so eben vorgegangen, nichts gesehen hätte.

Der Knabe sprang ihm entgegen, und reichte ihm die Hand mit den Worten: »Ihr kommt zu spät, alter Mann, ich habe der Mutter meinen Glückwunsch schon gesagt, und habe das Verschen gut auswendig gekonnt!« »Nun,« entgegnete Volkmar, »so will auch ich euch meinen Neujahrswunsch bringen, und will mich heute Mittag bei euch zu Tische anmelden, denn ich bin fremd in dieser Stadt, und möchte gern am ersten Tage des Jahres da mein Mittagbrod essen, wo Mutter- und Kindesliebe einheimisch sind!«

Die junge Frau schwieg erröthend, aber der zutrauliche Knabe sagte: »Hört, alter Mann, ich möchte Euch zwar recht gern hier bei uns haben, aber geht lieber wieder fort, denn mit ein paar Kartoffeln und einem Stückchen Brod seyd Ihr gewiß nicht zufrieden, und dann eßt Ihr mir und der Mutter am Ende unser Bischen Mittagbrod noch weg!« Volkmar aber zog seine Börse und gab der jungen Mutter einen Thaler mit dem Auftrag, ihnen dafür ein gutes Mittagbrod

zu besorgen; denn es gefiel dem Alten hier gar sehr; es war zwar ärmlich, aber doch höchst nett und reinlich im Stübchen; Mutter und Kind waren zwar sehr dürftig gekleidet, aber Beide waren von seltener Anmuth; und Volkmar fühlte eine dunkle Ahnung in seiner Seele, als ob er das hier finden werde, was er schon lange vergebens gesucht hatte. Anna, so hieß die junge Frau, schaffte nun bald Rath; sie machte Feuer im Ofen, daß das Stübchen wärmer wurde; sie besorgte einige schmackhafte Speisen, die sie in den reinsten irdenen Geschirren anrichtete; sie deckte auf dem kleinen Tischchen ein feines weißes Tuch auf, und zeigte in der Besorgung dieser häuslichen Geschäfte eine solche Gewandtheit und Wirthschaftlichkeit, daß Volkmar seine Blicke gar nicht von ihr abwenden konnte. Der Knabe aber erzählte ihm indeß von seinem Vater. Er war Soldat gewesen, hatte mehrere Gefechte im letzten Kriege mitgemacht, sich tapfer geschlagen, und war in einer Schlacht so schwer verwundet worden, daß man ihn unter den Todten liegen ließ. Die Beerdigung der Todten auf dem Schlachtfelde hatte man den Gemeinden der benachbarten Dörfer aufgetragen; und es war die Tochter des Schulmeisters daselbst, alle Scheu bekämpfend, sorgsam unter den Gefallenen umher gegangen, um sich selbst zu überzeugen, ob auch wirklich kein Scheintodter mehr unter ihnen vorhanden sey, der noch wieder zum Leben gebracht werden könne. Bei einem schwer verwundeten Reiter hatte sie aber wirklich noch einige Spuren von Leben wahrgenommen; sie hatte ihn in das Haus ihrer Eltern bringen lassen, und hier durch zarte Sorgfalt und Pflege sein Leben gerettet. Nach beendigtem Feldzuge war sie die Gattin des Mannes geworden, der ihr die Er-

haltung seines Lebens verdankte; sie hatten ein Jahr lang glücklich mit einander gelebt; der junge Mann war dem alten Schulmeister in seinem Amte mit gutem Erfolg zur Hand gegangen, so daß er zu dessen Nachfolger erwählt werden sollte, aber der aufs neue ausgebrochene Krieg hatte auch ihn wieder von Weib und Kind fortgerufen; er hatte die Schlachten für König und Vaterland wieder mitgekämpft, und war endlich den Tod eines Helden auf dem Schlachtfelde gestorben. Auch die Eltern der jungen Frau waren bald darauf begraben worden; und so hatte sich denn die arme verlassene Wittwe mit ihrem Knäblein hier nach dieser Stadt gewendet, wo sie dürftig und unbekannt von ihrer Hände Arbeit lebte.

Dem alten Volkmar hatte lange Zeit kein Mittagbrod so vortrefflich geschmeckt, als in dieser ärmlichen Wohnung, und als der Knabe nach der Mahlzeit das Dankgebet gesprochen hatte, nahm Volkmar die junge Frau bei der Hand, und that ihr den Vorschlag, daß sie die Stadt verlassen und ihm mit ihrem Knaben nach seiner Heimath folgen solle; »denn ich will Dich, Du armes frommes Weib, zur Tochter annehmen, und Deinen kleinen Otto zum Sohne!«

Anna beugte sich mit tiefer Rührung auf die Hand des Mannes, der ihr von jetzt an Vater seyn wollte, und der Knabe sprang im Zimmer umher und rief: »Siehst Du wohl, Mütterchen, der Neujahrswunsch war gut, Du hast zum Herrn in Deiner Angst gerufen, und Er hat Sich gnädig erwiesen!«

Volkmar nahm den Knaben mit sich in seinen Gasthof, ließ ihm dort neue Kleider anmessen, und schickte Annen eine Summe Geldes, daß auch sie sich vor ihrer Abreise noch mit anständiger Kleidung

und anderm Nöthigen versehen sollte. Er konnte das Ende der Messe kaum erwarten, und hatte im Voraus schon seiner Gattin geschrieben, welche treffliche Tochter er ihr zuführen, und welchen lieblichen Knaben, und zwar auch einen Otto, er ihr wieder an's Herz legen werde. Täglich besuchte er die junge Mutter mit ihrem Sohne, und immer mehr gewann er sie lieb, und immer inniger hing sich auch der Knabe an ihn. So nahte endlich der Tag der Abreise, und Volkmar hatte alles Nöthige dazu schon besorgt; da trat eines Morgens ganz früh der kleine Otto ernster als gewöhnlich ins Zimmer und sagte:

»Höre, alter Herr! aus unserer Reise wird nichts! — Ich wäre zwar recht gern Dein Sohn geworden, aber gestern Abend ist mein wirklicher Vater wieder zurückgekehrt, und die Mutter will nun von einer Reise mit Dir nichts mehr wissen. Ich habe mich fortgeschlichen um Dir's zu sagen!«

»Also auch dieß soll mißlingen? auch diese letzte Hoffnung soll vergehen?« rief Volkmar. »Der todtgeglaubte Gatte muß wieder aufstehen, um einem alten verlassenen Mann die an Kindesstatt Aufgenommenen zu entreissen! — Nein, wir wollen doch sehen, ob ich nicht wenigstens dich, mein Junge, deinen Eltern abkaufen kann!« —

Und hiemit nahm er Hut und Stock und folgte in großer Bewegung dem Knaben zu seiner Mutter. Otto sah oft schüchtern zu dem Alten empor, dem von Zeit zu Zeit die Thränen unaufhaltsam aus den Augen stürzten und als sie an dem Hause vorüber gingen, über dessen Thüre jene Inschrift stand, so sagte der Knabe leise:

»Siehst Du, dort oben steht mein Neujahrswunsch. Hast Du auch etwa Angst, so thue doch, was das Verschen Dir sagt!«

Sie waren bei Anna's Wohnung angekommen; in trüber Stimmung öffnete Volkmar die Thüre; Anna eilte ihm entgegen, sie verkündete ihm leise sprechend ihr Glück, und bat ihn, ja nicht laut zu werden, weil der wieder zurückgekehrte Gatte von der langen Reise sehr ermüdet, sich noch nicht habe ermuntern können. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit leisen Tritten der Kammer zu, und zeigte ihm dort den geliebten todtgeglaubten Mann, der noch im tiefen Schlummer lag. Der Schlafende schien zu träumen, er fuhr mit der Hand nach dem Herzen und sagte ängstlich: »Mein Vater, o mein Vater! ich bin nicht schuldig!«

Da stürzte Volkmar nach dem Bette hin, und rüttelte ihn aus dem angstvollen Traume, und rief: »Wache auf, mein Otto! wache auf! dein Vater ist ja hier!« — denn er hatte in ihm seinen verlornen todtgeglaubten Sohn wieder erkannt.

Welch ein Wiedersehen, welche Seligkeit! gegenseitige Erzählung klärte Alles auf.

Otto hatte unter einem fremden Namen im Heere gedient; er war unter diesem Namen Annas Gatte geworden, und hatte ihr sein früheres Schicksal schonend verschwiegen. Im letzten Kriege in Gefangenschaft gerathen, hatte er bis jetzt in einem entfernten Theile des feindlichen Staates eine lange schwere Zeit überstehen müssen, und war nun endlich so glücklich gewesen, Weib und Kind wieder zu finden, und bei ihnen den wieder versöhnten Vater.

In den Armen seiner Kinder eilte Volkmar nun heim zur Mutter, und die Kinderstube ward wieder bewohnt, und das verödete Haus ward wieder die Freistatt des häuslichen Glückes.

Noch steht das Haus Volkmar und Compagnie

allenthalben in großem Ansehen, die Familie ist ausgebreitet, und führt das Fabrikgeschäft mit großer Thätigkeit und Einsicht fort; über der Thüre des prächtigen Wohnhauses aber erblickt man jetzt eine Marmortafel mit der Inschrift:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angst,
„Gnädig wird Er Sich erweisen,
„So du gläubig Ihn verlangst!“

K. u. B.

---

## 13.

## Adelheid, die Gemahlin Otto's I.

Während Otto I. den deutschen Königsthron inne hatte, regierte in Italien der König Lothar, aber nur kurze Zeit. Bei seinem Tode hinterließ er eine junge Gemahlin, Adelheid, deren Bildung und Klugheit noch größer erschien, als die bedeutenden Reichthümer, deren alleinige Besitzerin sie nunmehr war. Berengar, der Nachfolger Lothars, hatte aus seiner Ehe mit der Willa einen Sohn, Namens Adelbert, welchen er mit Adelheid zu vermählen wünschte, um sowohl durch den bedeutenden Anhang derselben seinen eigenen Thron fester zu begründen, als auch um die großen Schätze der verwittweten Königin an sein Haus zu bringen. Diese aber schauderte vor aller Annäherung an Berengar und dessen Familie zurück, indem sie — und vielleicht nicht ohne Grund — vermuthete, daß Berengar die schreckliche Blutschuld auf sich geladen hatte, ihren Gemahl durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Sie lehnte daher alle Anträge zu ei-

ner ehelichen Verbindung mit Adelbert ab, und beabsichtigte, um allen gefürchteten Verfolgungen Berengars zu entgehen, Italien ganz zu verlassen, und sich zum Könige Otto I. zu begeben, welcher die Obervormundschaft und die Erziehung ihres Bruders übernommen hatte. Adelheids Vorhaben ward aber verrathen, und auf Berengars Veranstaltung dieselbe auf ihrer Reise plötzlich angehalten. Noch einmal ließ ihr Letzterer die Hand seines Sohnes antragen, und seine Abgeordneten sparten keine Künste der Ueberredung und List, die königliche Wittwe für den Wunsch ihres Gebieters zu stimmen; als aber Adelheid standhaft ihre Hand dem Sohne Berengars verweigerte, schritt dieser zu Gewaltthätigkeiten, um die hülflose Fürstin zu einem Schritte zu zwingen, an dessen Gelingen ihm Alles lag.

Adelheid ward in enge und immer engere Haft gebracht, auf sinnreiche Art gemartert, harten Mißhandlungen ausgesetzt, und zuletzt, um allen etwaigen Unternehmungen ihrer zahlreichen Anhänger zu ihrer Befreiung entzogen zu seyn, in ein altes, sehr festes Schloß, am Garda-See gelegen, abgeführt, wo sie so lange in engster Haft gehalten werden sollte, bis sie sich Adelberts Hand anzunehmen bereit zeigen würde. In der That, das Schicksal der unglücklichen Fürstin war beklagenswerth, und erfüllte Jeden, der davon Kunde erhielt, mit Theilnahme und Rührung.

Besonders aber fühlte sich Martin, ein Geistlicher, welcher Adelheid in ihrer Jugend kennen gelernt, und Gelegenheit gehabt hatte, von der christlichen Frömmigkeit ihres Sinnes und von der Güte ihres Herzens vielfältige Beweise zu sehen, von so lebhaftem Antheil an ihrem harten Geschick angegriffen, daß er sie zu retten beschloß, es koste, was es wolle.

Nachdem er alle Mittel, welche ihm sein Stand darbot, erschöpft hatte, um Gelegenheit zu gewinnen, sich der eingekerkerten Fürstin zu nahen, und mit ihr die Mittel zur Flucht aus der gefänglichen Haft zu verabreden, blieb ihm nur noch das einzige übrig, unter eigener und selbst schwerer körperlicher Anstrengung und Gefahr sich einen Weg zu Adelheids Kerker zu bahnen. Er wählte daher seinen geheimen Wohnsitz in einer alten verlassenen Hütte am Garda-See, dicht an dem Felsenschlosse, in welchem Adelheid so gewaltsamer Weise, ihrer Freiheit beraubt, zurückgehalten ward; und indem er nur bei nächtlicher Weile seinen Aufenthalt verließ, um in der Umgegend die nöthigen Lebensmitteln für sich einzusammeln, arbeitete er täglich im Schweiße seines Angesichts, um sich einen Weg unter den Mauern des festen Schlosses hindurch zu bahnen, auf welchem es ihm endlich gelang, bis zu dem Kerker Adelheids vorzudringen, und diese zur Nachtzeit aus demselben zu befreien.

Nicht zu schildern sind die rastlosen Anstrengungen des schon betagten Mannes, und seine Sorgen und Mühen, um den entworfenen Plan auszuführen. Er setzte sich den gröbsten Mißhandlungen aus, er wagte Freiheit und selbst das Leben, wenn seine Absicht entdeckt ward; aber das christliche Mitleid, welches er der unglücklichen Fürstin gewidmet hatte, ließ ihn alle Gefahr und sich selbst vergessen, um nur ihr auf dem einzigen Wege hülfreich zu nahen, wo noch Rettung für sie möglich war.

Sobald Martin Adelheid durch den unterirdischen Gang geführt hatte, versuchte er, denselben auf alle ihm mögliche Weise zu verschütten, um eine schnelle Verfolgung ihrer Feinde bei etwa eintretender augen-

blicklicher Entdeckung ihrer Flucht zu verhindern, oder doch zu erschweren. Sobald er aber mit der geretteten Fürstin in seiner Hütte angelangt war, hüllte er dieselbe in eine schon bereit gehaltene Verkleidung, und fuhr sie, ehe der Morgen dämmerte, auf einem dazu angeschafften kleinen Fahrzeuge selbst über den Garda-See, von wo er sie in dichte Waldungen führte, dort in Höhlen verbarg, und endlich zu einem entfernten Verwandten brachte, bei welchem sich Adelheid so lange in Sicherheit aufhalten konnte, bis sie auf dem festen Schlosse Canossa Aufnahme fand, von wo aus sich weiter für ihre Entfernung aus Italien mit Sicherheit sorgen ließ.

Der wackere Martin blieb aber auch selbst hiebei noch nicht stehen. Trotz seines Alters und seiner hart angegriffenen Gesundheit begab er sich selbst nach Deutschland zum Könige Otto I., denselben mit Adelheids jetziger Lage bekannt zu machen. Dieser eilte, sobald er deren Schicksal und Rettung durch Martins heldenmüthige Anstrengung aus einem ihm von letzterem überbrachten Briefe Adelheids vernommen hatte, im Jahre 951 über die Alpen, setzte, von einer Armee begleitet, die leidende Fürstin in ihre Rechte wieder ein, schlug den Berengar, welcher dieserhalb mit einem Heere gegen ihn aufgebrochen war, in die Flucht, vermählte sich — da er Wittwer geworden war — im folgenden Jahre mit Adelheid, wurde als König von Italien anerkannt, und 961 zu Pavia gekrönt.

Martin, der edle Retter Adelheids, blieb deren väterlicher Freund, und in ihrer Nähe bis zu seinem Lebensziele.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häglsperger, Franz Seraph, 1796-1877 / Häglsperger, Franz Seraph /
Irmischer, Johann Konrad

Hyacinthen Lesefrüchte und Originalien für Freunde christlich-erbaulicher
Erzählungen ; mit einem Kupfer

München 1837

Paed.pr. 1693-18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760073-5